

ADAMS-BECK



淨土

GARTEN
DER
ERLEUCHTUNG

L. ADAMS-BECK

GARTEN
DER ERLEUCHTUNG



1952

OTTO WILHELM BARTH VERLAG GMBH
MÜNCHEN-PLANEGG

Das Werk erschien unter dem Originaltitel
„The Garden of Vision“
im Verlag Ernest Benn Ltd. London
Die autorisierte Übersetzung aus dem Englischen besorgte
Dr. Felix Schottlander.
Einband von Victor Bogo-Jawlensky

DER ERLEBUNG
DAS GARTEN

PNWH 02



1988.2850

(64629)

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany.
Auch auszugsweise Benutzung in Presse, Film und Funk ohne
besondere Genehmigung verboten.
Gedruckt bei Kräh-Druck, Kräh & Bergmiller, München 25
auf Persia-Dünndruckpapier der Papierfabrik
Schoeller & Hoesch, Gernsbach

ERSTER TEIL:
DIE REISE

ERSTES KAPITEL

DIE GESCHICHTE, DIE HIER ERZÄHLT werden soll, hat sich in Japan zugetragen, jenem seltsamen, geheimnisvollen Lande, das zwar mancher Europäer kennt, aber doch nur flüchtig, wie eine schöne Frau, der man einmal auf der Straße begegnet ist. Man ist entzückt und fragt sich im Stillen, ob ihr Lächeln vielleicht ein Geheimnis verberge. Im Vorübergehen streifen sich die Blicke — und schon ist sie fort. Die Erinnerung bewahrt ihr Bild, aber ihr Wesen bleibt ein Rätsel.

Da ich selbst dem Glauben Japans im tiefsten Herzen verbunden bin, so hoffe ich, einen Schimmer aufzufangen von jenem zauberischen Mondlicht, das sich, durch windgetriebenes Gewölk hindurch, über ein liebliches Land ergießt. Leichter aber ist es, das also im Strahl des Gestirnes Aufleuchtende zu schauen als die ferne Quelle des Glanzes selber zu finden. Wo gäbe es verstandene Liebe, ohne tiefste Verbundenheit der Seelen? Unsere Geschichte ist von Anfang bis Ende ungewöhnlich. Sie handelt von einer Liebe, die der Welt un-

glücklich erscheinen mag, aber nur, weil die Welt nichts vom tiefsten Geheimnis der Liebe versteht.

Sie nimmt ihren Anfang in London in einer geräumigen, freundlichen Wohnung der Camborne Road, mit dem Blick auf die Bäume der Kensington Gärten. Viele asiatische Menschen gingen dort ein und aus und fanden hier ein Stück Heimat, obwohl es ein englisches Heim war. Die Hausfrau kannte nicht nur Japan sondern auch andere asiatische Länder, und aus ihrer Erfahrung und ihrem liebevollen Verständnis erwachsen ihr Möglichkeiten, die anderen Europäern verschlossen sind. Man sagte von ihr, ihre Fenster seien offen gegen alle Länder der Morgensonne, und gerade das war es, was sie sich wünschte. Sie hieß Eleanor Ascham.

Japaner aus diplomatischen Kreisen, Naturwissenschaftler, Sprachforscher, Künstler, Geschäftsleute, alle trafen sich in ihrem Salon. Einer aber kam öfter als alle anderen, denn ihn verlangte besonders nach der hier herrschenden Atmosphäre des Verstehens. Sein Name war Yasujiro Ito, ein Mann von echt japanischer Selbstbeherrschung und gezügelter Kraft, ein lebendiger Zeuge dafür, daß an einer hochentwickelten Persönlichkeit die verborgenen Vorzüge die wertvollsten sind. Er war etwa dreißig Jahre alt, dunkeläugig, mit schwarzen Brauen. Sein Gesicht war von unauffälliger Schönheit, und seine Züge verrieten gebändigte Leidenschaft. Bei allen Unterhaltungen war er ein so liebenswürdiger Zuhörer, daß er in englischen Kreisen den Ruf genoß, ein glänzender Plauderer zu sein. Sie

merkten nicht, daß er ein großer Künstler war, der das vielsaitige und feine Instrument des japanischen Schweigens meisterhaft zu spielen wußte. Von der glühenden Sehnsucht nach Schönheit, die er still im Herzen trug wie das Antlitz einer geliebten Frau, ahnten sie nichts, spürten auch nichts von der geheimen Begeisterung, die in all seinem Tun und Reden mitschwang, so wenig wie von dem unbewußten Takt, mit dem er jedes Wort, jeden Gedanken abwog, mochte es sich nun um geistige oder materielle Gegenstände handeln.

Eleanor schätzte ihn als einen ernsten, einsichtsvollen Denker, der die westliche Welt mit ruhigen, nüchternen Augen sah, denn als Buddhist blieb er unberührt vom Spiegelbild der „vorüberziehenden Schau“. Eleanor liebte diese Haltung, aber trotz ihrer langjährigen Freundschaft wußte sie doch nicht um seine wirklichen Absichten und Ziele. Plötzlich war er nach Japan abgereist und vor einigen Monaten wiedergekehrt. Sie hatte das Gefühl, als sei diese Reise mit wichtigen Entschlüssen verbunden gewesen, aber obwohl er häufig und immer aufgeschlossen kam, hatte er ihr noch nichts davon erzählt.

Oft, wenn sie in traulichen Abendstunden im lampen-erhellten Zimmer am Kaminfeuer saßen, war er nahe daran, ihr anzuvertrauen, was ihn beschäftigte und bewegte, aber dann trat jedesmal ein neuer Gast ein und brachte eine neue Atmosphäre mit, die ihn hemmte und zum Schweigen verurteilte.

Dennoch empfand er sich als bevorzugt. Er kannte Eleanor schon sehr lange, schon seit der Zeit, da seine

Mutter, die mit dem stillen Heroismus der vornehmen Japanerin gestorben war, ihn zu einem englischen Lehrer und dann nach Oxford geschickt hatte. Eleanor wußte so gut wie er selbst um den tödlichen Schmerz ihres Opfers. Dieses gemeinsame Wissen und die Verbundenheit durch den gleichen Glauben begründete ihre Freundschaft.

Seit er aus Japan zurückgekehrt war, gelang es ihm immer seltener, Eleanor allein zu treffen. Eine junge Dame, gegen die er trotz ihres unbestreitbar reizenden Äußeren nur Abneigung empfand, hatte sich angemaßt, in diesem stillen Hause aus- und einzugehen, so oft es ihr beliebte. Nie konnte er mit ihrem Fernbleiben rechnen, und bei diesen Begegnungen zeigte sogar der Stahl seiner japanischen Höflichkeit manchmal einen Anflug von Rost.

Eleanor merkte bald die Anzeichen seiner Ablehnung. „Sie mögen Yasoma Brandon nicht? Sie würde Ihnen vielleicht gefallen, wenn Sie mehr von ihr wüßten. Erinnern Sie mich daran, daß ich Ihnen gelegentlich einiges von ihr erzähle.“

„Ich mag Ihnen nicht zumuten, Ihre Worte zu verschwenden“, antwortete er kurz. „Sie ist der Typ jener modernen weiblichen Jugend, die . . . aber nein — entschuldigen Sie! — Wie dürfte ich Ihre Freundin kritisieren. Ich nehme alles zurück. Ein Gast darf niemals einen Gastgeber kritisieren.“

„Wenn aber der Gastgeber sagt: „Mein Haus hat Fehler, helfen Sie mir, sie zu bessern“ — was würden Sie darauf antworten?“

„Ich würde sagen, ich sei in seinem Hause so liebenswürdig aufgenommen worden, daß ich keine Fehler an ihm entdecken kann“, erwiderte Ito verbindlich.

„Schön. Aber wenn Sie wieder in Ihrer Heimat sind, dann kritisieren Sie uns? Ist das ehrlich?“

„Nicht ganz“ gab er zu. „Aber ich möchte Sie nicht verletzen, obwohl ich nicht annähernd so scharf urteilen würde, wie ein französischer Freund, von dem ich kürzlich einen sehr aufrichtigen und ironischen Brief erhalten habe. Er ist vor Europa nach Saigon geflohen. So mag denn der Westen den Westen kritisieren!“

„Bitte lesen Sie mir den Brief doch vor,“ bat sie, worauf er alsbald einging.

Er beherrschte das Französische ebenso vollkommen wie das Englische, sein Organ war schön, auch hatte er ein feines Empfinden für Wort und Ausdruck. So war es für Eleanor Ascham ein Genuß, ihm zuzuhören.

„Lieber Freund!“ las er, „gewiß würden viele das Leben langweilig finden, das ich hier in Saigon führe. Mir aber schenkt es den köstlichen Frieden, nach dem ich mich in Frankreich vergebens gesehnt habe. Wenn ich mir überlege, warum das Leben dort und hier so grundverschieden ist, so finde ich, daß es nur an der Verschiedenheit der Frau liegt. Was bietet uns die Frau des Westens, die europäische wie die amerikanische? Niemals die Ruhe, nach der wir uns sehnen. Sie ist kaltherzig, egoistisch; ihre Vergnügungssucht und ihr Luxusbedürfnis kennen keine Grenzen. Erschöpft durch ihre ewigen Ansprüche gibt der Mann schließlich in allem nach, wie Simson der Dahlila nachgeben

mußte. Ihre sogenannten geistigen Leistungen sind in Wirklichkeit Kindereien und werden nur deshalb bestaunt und bewundert, weil eigentlich kein Mensch irgend etwas Wertvolles von ihnen erwartet. Und solchen Geschöpfen haben nun viele große Staaten durch Gewährung des Stimmrechts die Möglichkeit gegeben, in den wichtigsten Fragen mitzureden. In ihren Händen liegt nun die Zukunft unserer Kultur. Sie sind zu Hüterinnen von Wissenschaft und Kunst geworden. Und was ist die Folge? Die Literatur, zu meinem größten Erstaunen auch die englische, füllt sich immer mehr mit sentimentalen Obszönitäten. Nur die Frau ist an diesem Gift schuld. Wäre ihr Geschmack nicht maßgebend, der Mann hätte nie solche Wege beschritten.

„Lieber Freund, ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte: nicht in Indien finden sich die Anhänger der alten orgiastischen Kulte, sondern im Westen. Ein Vergleich mit den lieblichen, sanften, unverwöhnten Frauen hier fiel wahrhaftig zum Nachteil unserer westlichen Frauen der Nachkriegszeit aus. Wie könnten diese zwischen Beruf und Vergnügen pendelnden geschlechtslosen und kaltherzigen Geschöpfe sich jemals zu gütigen, ausgeglichenen Müttern der kommenden Generation entwickeln? Junge Mädchen ohne Zucht und Einsicht —“

„Nun ist es wohl genug,“ sagte Eleanor.

„Natürlich! Wieder mal die moderne Frau!“ ließ sich da in herausforderndem Ton eine helle Stimme vernehmen. Die Beiden blickten überrascht auf. Sie hatten nicht bemerkt, daß ein junges Mädchen eingetreten war. In dem düstren Licht des flackernden Kamin-

feuers war sie ihnen verborgen geblieben. Die Hände auf eine Stuhllehne gestützt, stand sie aufmerksam da. „Gestatten Sie einem geschlechtslosen, kaltherzigen Geschöpf, einem jungen Mädchen ohne Zucht und Einsicht, auch ein Wörtchen mitzureden?“ fragte sie spöttisch.

Ito fühlte sich wehrlos, wenn er von einer Frau angegriffen wurde, und bedauerte beinahe, daß seine zur zweiten Natur gewordene Selbstbeherrschung ihm Zurückhaltung aufzwang. Er stand auf, verbeugte sich auf japanische Art und rückte einen Stuhl für Yasoma Brandon heran. Kaum war sie erschienen, legte sich der gewohnte stählerne Panzer um sein Wesen und wurde undurchdringlich.

Eleanor sah lächelnd zu ihr auf:

„Setz dich und benimm dich!“ sagte sie. „Der Hörcher an der Wand hört seine eigne Schand. Aber hier hat niemand dich angegriffen. Du brauchst dich also auch nicht zu verteidigen. Mr. Ito las mir einen Brief seines französischen Freundes vor. Er betrifft dich durchaus nicht.“

„Ja, aber Mr. Ito unterschreibt jedes Wort dieses Briefes. Und warum darf nicht auch ich sagen, was ich denke? So wenig, wie er von England hält, halte ich von Japan. Es heißt von den Japanern, sie seien im Großen klein — im Kleinen groß. Wir jedenfalls begnügen uns nicht mit Kichern und Blumenstecken. Wir sind in allem, was wir machen, groß, im Guten wie im Bösen.“

„Sogar in der langen Stufenleiter schlechter Manieren; das brauchst du nicht erst zu beweisen!“ sagte Eleanor lachend.

„Schlechte Manieren? Nun — ich finde es durchaus nicht anständig, wenn man von einer anderen Nation eine Menge lernt und annimmt und das Gelernte dann mißbraucht. Wenn die Japaner unsere Zivilisation verachten, warum kommen sie dann her, anstatt uns in Ruhe zu lassen?“

„Dann wären wir eben unzivilisiert geblieben“, sagte Ito ernsthaft. „Denken Sie, welche Einbuße für uns! Bei einem Diner in Paris sagte einmal ein Gast in Gegenwart des japanischen Botschafters, vor dem Jahre 1868 seien wir unzivilisiert gewesen. Er entschuldigte sich sofort, aber der Botschafter, Miß Brandon, war ganz Ihrer Meinung. Er sagte: ‚Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Sie haben vollkommen recht. Vor 1868 hatten wir große Maler und Kunsthandwerker — jetzt haben wir Kriegsschiffe und Kanonen!‘“

Eleanor lachte beifällig, während Yasoma Brandon drohendes Schweigen bewahrte. Sie verstand genug von japanischer Kunst, um diese Pointe zu begreifen. Ihres Vaters Sammlung alter japanischer und chinesischer Bilder und Stickereien war weltberühmt, und die Schönheit der östlichen Kunst hatte Yasoma stärker beeinflusst, als sie selbst es ahnte. Ito kannte die Sammlung, wußte also genau, wohin sein Pfeil zielte.

„Groß im Kleinen — klein im Großen“ wiederholte er nachdenklich. Dann hob er den Kopf und sagte mit blitzenden Augen:

„Gut, ich lasse das gelten, es ist wahr, aber nur vom europäischen Standpunkt aus. Die Dinge, die Sie für groß halten, sind klein für uns, solange wir uns nur treu bleiben: Geld, Erfolg, Stellung, Einladungen in erste Häuser! In der Einschätzung dieser Dinge sind wir tatsächlich sehr klein. Groß aber sind wir in den Dingen, die Sie für klein halten: Schönheit, Freude, Heiterkeit des Herzens und unerschütterlicher Glaube. Jawohl, in diesen kleinen Dingen sind wir groß. Es sind zwar Kleinigkeiten, aber sie sind uns lieb und wert. Mag sein, sie sind ebenso nutzlos wie ein unsterbliches Kunstwerk aus einem walnußgroßen Stück Elfenbein.“

Ein Holzschicht im Kamin brach zusammen. Das Feuer flammte plötzlich auf und beleuchtete das von einer Wolke schwarzen Haares umrahmte Gesicht Yasoma Brandons. Sie hatte die schöne halbmondförmige Stirn der Artemis des Louvre, schwarze gerade Brauen, ebenmäßige Züge, einen spöttischen roten Mund und große meerwasserklare Augen, die drohend sein konnten wie Sturm und Unwetter. Sie war vierundzwanzig Jahre alt. Aufrecht und hochmütig herausfordernd saß sie da. Ihr kräftiger, biegsamer Körper wirkte eher jugendlich als weiblich und entsprach vollkommen ihrer geistigen Haltung. Nichts von Schutzbedürftigkeit, Sanftheit und Hingabe hat dieses junge Geschöpf an sich, dachte Ito mit Widerwillen. Der Gegensatz zu dem asiatischen Frauenbild war gar zu groß. Das Kaminfeuer flackerte unruhig, ihre Schönheit strahlte auf

und tauchte wieder unter im Schatten, nur ihre Augen leuchteten voller Leben.

„Du hast Japan noch nie gesehen,“ nahm Eleanor das Gespräch wieder auf, „und Mr. Ito ist der einzige Japaner, den du kennst. Wir sind beide verzweifelt über den ungünstigen Eindruck, den er auf dich gemacht hat. Aber wie kannst du von einem auf alle schließen? Reise doch auf einen Monat nach Japan. Bist du dann zurück, so hast du das Recht, mit vernichtenden Urteilen um dich zu werfen. Das wäre modern und wirkungsvoll.“

Ironie versetzte Yasoma allemal in wildeste Auflehnung: „Ich nach Japan?“ Ihre Brauen zuckten. „Ich habe nicht die geringste Lust, meine Zeit damit zu vergeuden. Das Leben ist ohnehin schon kurz genug. Nein, ich danke! Ich bleibe dabei, daß Europa all das geschaffen hat, was das Leben lebenswert macht. Und mit welchem Recht beglückt uns Asien mit seinen alten abgestandenen Morallehren über die Frau?“

Jetzt ergriff Eleanor das Schwert und hieb zu.

„Du, eine Studentin an der Universität, fragst das? Und ich dachte, du wolltest in Geschichte promovieren! Aus dem einzigen Grunde, weil Asien seit Tausenden von Jahren Psychologie getrieben hat und von der Frau mehr versteht als alle Psychoanalytiker von hier bis Wien. Daher kommt es, daß im Osten die Frau nicht herrscht. Wenn aber einmal eine die Fähigkeit zu höchstem Aufstieg besitzt, dann wird sie auch anerkannt.“

Ito hörte mit stiller Freude zu. Jetzt war der Moment gekommen, den geschwächten Gegner entscheidend zu treffen.

„Sehr wahr! Mag auch Europa vielleicht das Gehirn der Welt sein, Asien ist ihre Seele. Aus dem Osten kommen alle großen Glaubenslehren und Religionen, alle Philosophie und Psychologie. Sie als gläubige fromme Christin sollten das doch wissen.“

Schweigen. Daß er sich auf ihre christliche Frömmigkeit berief, berührte sie wie Hohn und versetzte sie in äußersten Zorn. Da ihr keine Antwort einfiel, erschien es ihr richtig, die Unterhaltung abzubrechen. Sie stand auf.

„Jedesmal, wenn wir uns treffen, streiten wir. Jetzt aber muß ich das Vergnügen aufs nächste Mal verschieben. Ich muß mich beeilen. Ich gehe auf den Ball der Zwölf Künste. Darf ich Licht machen?“

Sie schaltete ein, und das blendende Licht umfloß eine wahrhaft strahlende Gestalt. Ihr in leuchtend meerblauen und grünen Tönen schillerndes Kostüm, in steife Falten gelegt wie die Röcke der russischen Mutschiks, war mit Goldfäden, Perlen und Edelsteinen aller Farben in altrussischem Muster reich bestickt. Die Edelsteine wirkten wie echte und erhöhten den Eindruck barbarischer Pracht. Unter diesem Gewand, nur bei Bewegungen sichtbar, trug sie ein Kleid aus einem durchsichtigen, mit Pfauenaugen bemalten orientalischen Stoff. In ihrem schwarzen Haar schimmerte ein breites gitterartiges Band aus Brillanten, mit langen, schlanken, biegsamen, bei jeder Bewegung phantastisch

schwingenden federartigen Gebilden, die aussahen wie die Fühler exotischer Schmetterlinge. Sogar ihre Schuhe waren überreich mit Edelsteinen besetzt.

Er wußte nicht, was dieses Kostüm bedeuten sollte. Die steife byzantinische Pracht erinnerte ihn an das Bildnis einer mit Kostbarkeiten überladenen jungen Kaiserin des frühen Mittelalters. An allen Fingern, sogar am Daumen, trug sie schwere Ringe, an denen gleich wachsamem Augen Smaragde, Rubine und ozeanblaue Saphire glänzten.

Sein strenger japanischer Geschmack empörte sich. Der übertriebene Prunk erschien ihm als ein Zeichen von Unkultur, wie sie in Japan nicht einmal bei der niedersten, verachteten Kaste anzutreffen war. Nacktheit wäre ihm keuscher erschienen. Schön war sie freilich, aber eine Schönheit, deren Reiz durch Aufdringlichkeit und Übermaß abstieß statt anzuziehen. Sie streifte Eleanors Wange mit einem Kuß und sagte sehr kühl zu Ito:

„Ihnen gebe ich nicht die Hand, denn erstens ist das bei Ihnen nicht Sitte, und zweitens gebe ich einem Feinde nie die Hand, bevor der Kampf ausgetragen und einer von beiden besiegt ist. Gute Nacht!“

Er verbeugte sich und begleitete sie zum Lift. Dann kehrte er in den Salon zurück. Auf ein Zeichen Eleanors schaltete er die Deckenbeleuchtung wieder aus. Jetzt verbreitete nur noch die Lampe ein gedämpftes Licht und half dem Kaminfeuer in seinem Kampfe gegen die allmählich wachsende Dunkelheit.

ZWEITES KAPITEL

SIE GEFÄLLT IHNEN NICHT?“ FRAGTE Eleanor lächelnd. „Heute konnten Sie freilich unmöglich mit ihr Frieden halten. Es war nicht Ihre Schuld! Und dennoch kenne ich in der ganzen Welt kein Mädchen, das so mutig, ich möchte beinahe sagen, ritterlich wäre wie sie. Sie hat einen festen Charakter, Schönheitssinn und Enthusiasmus; ihr empfänglicher Geist ist offen für alles Bedeutende; sie hat sehr viel gelesen, allerdings auch sehr wenig nachgedacht. Ihre äußeren Lebensumstände sind recht ungewöhnlich. Sie ist reich, vollkommen unabhängig, keinem Menschen verantwortlich, ist grenzenlos verwöhnt von der ziemlich zuchtlosen Gesellschaft, in der sie verkehrt, und darauf versessen, in allem, was modern ist, den Ton anzugeben. Und trotzdem ist sie ein sehr liebenswertes Geschöpf. Man muß sie nur verstehen.“

„Und es ist wohl recht schwer, sie zu verstehen“, erwiderte er höflich.

„Ach, es ist unmöglich, einen Menschen einem andern zu erklären! Aber sie ist es wert, daß man sie ken-

nen lernt. Sie besitzt Energie, ist eine ausgezeichnete Schwimmerin, Reiterin, Meisterin im Jiu-Jitsu —“

Erstaunt blickte er auf:

„Was? und ich dachte, sie verabscheue alles Japanische?“

„Sie tut nur so. Im Grunde genommen bewundert sie gerade Dinge wie Japans Patriotismus und Ehrgefühl. Und der Tropfen asiatischen Blutes in ihr —“

„Asiatisch? Wieso?“ Hier löste sich plötzlich der Panzer seiner Zurückhaltung. Er war sichtlich interessiert.

„Wußten Sie das nicht? Ihre Urgroßmutter war eine indische Prinzessin. Sie ließ sich von Godfrey Brandon, einem Direktor der Ostindischen-Kompanie, entführen. Er brachte sie nach England, heiratete sie, und sie wurde ihm eine ausgezeichnete Gattin. Das alles liegt sehr weit zurück, aber für mich ist Yasomas Schönheit durchaus eine Blüte des Ostens. Ihre Energie und ihr Wagemut sind wohl englisch — und doch ist sie sehr anders als die englischen Mädchen. Schon mehrmals hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie heftig der Zwiespalt in ihrem Wesen ist. Hier wird sie allgemein Soma genannt, aber sie heißt Yasoma, wie ihre Urahne, die indische Prinzessin.“

Er schwieg, mit dieser unerwarteten Enthüllung beschäftigt. Auch sie schwieg und dachte darüber nach, wie diese Eröffnung sich wohl auf die stürmische Beziehung der Beiden auswirken werde.

Die asiatischen Völker halten zusammen. Überlief es nicht Indien wie ein Schauer, als Japan dem russischen Bären trotzte und dessen Hochmut bezwang? Freilich

war der Tropfen indischen Blutes nur ein kleiner Bruchteil des adeligen Blutes in den Adern der Brandons, seit die Schwester Heinrichs VIII. sich mit Charles Brandon, dem Herzog von Suffolk, vermählt hatte. Konnte dieser Tropfen wohl noch mehr bewirken als äußere Schönheit? War wirklich ihr indisches Blut daran schuld, wenn Yasoma manchmal nicht nur der oberflächlichen Gesellschaft, in der sie lebte, sondern selbst Eleanor so seltsam und verwirrend vorkam? Es gab Augenblicke, da unter Yasomas schwarzen Brauen ganz fremdartige Augen sie anblickten, als wolle sie die gesamte englische Erziehung und Tradition verleugnen. Sicher war ihre rücksichtslose Unbekümmertheit auch eine Erscheinung der Nachkriegszeit. Aber derartige Überlegungen lagen Ito natürlich fern. In allen ihren Angriffen sah er nur die Gereiztheit des Westens gegen den Osten, „über alle trennenden Salzmeere des Mißverstehens hinweg“. Sie war für ihn der Typus des modernen, schroff auftretenden englischen Mädchens, das die natürlichen Vorteile seines Geschlechts ausnutzt und die verborgenen Vorzüge verachtet, die so viel wertvoller und wirksamer sind. Sein Schweigen dauerte so lange, daß Eleanor ihn schließlich fragend und erwartungsvoll ansah.

„Das ist sehr interessant“, sagte er endlich. „Sie glaubt wahrscheinlich, ihr indisches Blut sei eine Schande, und betont deshalb so stark ihre Abneigung gegen Asien. Das erklärt manches. Ich wundere mich nur, daß bei der Ablehnung gegen alles Asiatische die Ehe ihrer Vorfahren überhaupt zustande gekommen ist.“

Eleanor sah ihn überrascht an.

„Eine Schande? Im Gegenteil! Sie glaubt, und auch alle anderen finden, daß es ihrer Persönlichkeit gerade den besonderen Reiz des Romantischen verleiht. Sie liebt und bewundert die asiatische Kunst und Geschichte. Nein! Wenn ich ganz offen sein soll, muß ich sagen, daß ihre Abneigung Ihnen persönlich gilt. Es ist wohl eine ihrer vielen Launen. Sie hat nie gelernt, eine Laune zu beherrschen. Sie ist ja vollständig unabhängig. Sie ist die Letzte ihres Geschlechtes, denn sie hat nur ein paar entfernte Vettern, sonst niemand. So ist sie an nichts gebunden, hat keinerlei Verantwortung, keinen Grundbesitz zu verwalten und kann tun und lassen, was sie will.“

„Lebt sie wirklich ganz allein?“ fragte er endlich.

„Ganz allein. Nur eine ihr ergebene alte Irin hat sie bei sich, die sie schon als kleines Kind betreut hat. In gewissem Sinn eine ungewöhnliche Persönlichkeit. Sehr religiös. Aber natürlich ganz ohne Autorität in Bezug auf das Tun und Treiben ihrer jungen Herrin.“

So dachte Eleanor, Ito aber erfaßte sofort, daß eine Natur wie die Yasomas viel eher durch sanfte Beeinflussung zu lenken sein mußte als durch Verbote und Vorschriften. Er lächelte.

„Auch wir in Japan haben solche treue Dienerinnen. Sie sind bescheiden und voll Pflichtgefühl und trotzdem nicht ohne Einfluß. Es ist doch ein Glück, daß Miß Brandon einen vernünftigen Menschen im Hause hat.“ Der leise sarkastische Unterton reizte Eleanor zum Widerspruch.

„Vernünftige Menschen sind immer ein Glück. Sie besitzt aber auch selber die Kraft, ihr Leben zu gestalten.“

„Und glücklich?“

„Kann denn ein Mensch, der nachdenkt, überhaupt eine glückliche Lösung seiner Lebensaufgabe erwarten? Das einzige, was man verlangen kann, ist doch volle Aufrichtigkeit. Und so fragen Sie? Sie als Buddhist, der solche Probleme vom Gesichtspunkt der wissenschaftlichsten aller Religionen aus zu betrachten pflegt? Wie kann sie hoffen, das Glück, das Sie meinen, zu erreichen? Wer könnte das überhaupt?“

Er beeilte sich, eine Erklärung zu geben.

„Wir sind beide Buddhisten, und es ist das Herrliche des Buddhismus, daß wir keine Dogmen haben, an die wir glauben müßten. Was ich mit meiner Frage meinte ist: ob es ihr gelingen wird, das Beste in sich zu entwickeln und ihren Nächsten damit zu dienen.“

„Ich mag nicht gern prophezeihen, aber ich glaube, ja. Mit ihrem Mut, ihrer Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit wird sie in zwanzig Jahren oder schon früher viel weiter sein, als irgend einer heute glaubt. Aber sie müßte reisen, mit Menschen anderer Rassen und Anschauungen in Berührung kommen, dann —“

Sie unterbrach sich; es hatte ja keinen Sinn, ihn überzeugen zu wollen. Daher schwieg sie lieber, und er achtete ihr Schweigen.

„Was bedeutete denn ihr heutiges Kostüm?“ fragte er gleichgültig. „Es war ein sehr glänzendes Kleid.“

„Eine Bojarin aus der Zeit Iwans des Schrecklichen. Ihr Partner, sie tanzt nämlich immer mit demselben, wird ein entsprechendes ebenso glänzendes Kostüm tragen; ein Panzerhemd aus feinen stählernen und kupfernen Ketten in tatarisch-orientalischem Stil, mit langen rotseidenen Quasten, und einem Helm mit hohem Federbusch aus edelsteinbesetzten beweglichen Golddrähten. Beide Kostüme sind von einem sogenannten großen Künstler nach alten russischen Bildern gezeichnet worden. Er wird eine Balalaika in der Hand halten und sich mit einer Ansprache an sie wenden. Er nennt sie: „Du meine goldene Sonne! Mein Falke! Mein Hermelin!“ Ein schöner junger Mann! Sie werden ein prachtvolles Paar sein. Bei solchen Veranstaltungen sind sie immer zusammen.“

Wie Eleanor erwartet hatte, reagierte Ito auf diese Beschreibung mit sichtlichem Widerwillen.

„Und wie billigen Sie das?“ fragte er.

„Ich? Ich denke nur, sie könnte ihre Gaben besser anwenden. Das alles ist natürlich reichlich töricht. Reife Trauben schmecken immer besser als unreife. Man muß eben warten. Entwicklungen lassen sich nicht erzwingen.“

Sie merkte, daß er genug von diesem Thema hatte, und sagte:

„Jetzt erzählen Sie mir aber auch etwas von sich. Auch bei Ihnen sind, wie mir scheint, Veränderungen und Entwicklungen im Gange. Seit Sie wieder hier sind, habe ich dieses Gefühl.“

„Sie weise Buddhistin!“ sagte er halb ernst, halb scherzend. „Ja! Und ich habe schon lange den großen Wunsch, mich mit Ihnen auszusprechen. Wollen Sie mir eine halbe Stunde schenken? Und wäre es unbeschneiden, wenn ich Sie bitte, jetzt für keinen anderen Gast zu Hause zu sein?“

Sie erteilte eine entsprechende Weisung. Er rückte seinen Sessel näher und starrte mit dunklem, nachdenklichem Blick ins Feuer. Offenbar fiel es ihm schwer, die rechten Worte zu finden.

„Könnten doch meine Gedanken von selber sprechen,“ sagte er mit einem Seufzer.

„Ich glaube, sie können es! Soll ich fragen?“

Er machte eine zustimmende Bewegung.

„Sie haben mir vor längerer Zeit von Ihrer Freundschaft mit Arima sama erzählt, und daß er ein frommer Buddhist der Zen-Sekte ist. Sie haben mir auch erzählt, daß er in den Bergen Japans eine Stätte gründen wolle, wo sich junge Männer auf das große Erlebnis vorbereiten können, das wir Erleuchtung nennen und als das höchste und reinste Glück betrachten. Sie nennen es Satori und hoffen, es durch Übungen zu erreichen. Seit Sie wieder hier sind, ahnt mir, daß Sie Satori erlebt haben, und daß Sie uns wohl bald verlassen werden, um sich neuen Aufgaben zuzuwenden. Verzeihen Sie, wenn ich mich irre oder zu viel gesagt habe.“

Er sah sie erstaunt an.

„Woher wissen Sie das alles?“

„Wie hätte ein so großes Erlebnis nicht Spuren hinter-

lassen sollen? Und sind wir nicht Freunde? Erzählen Sie mir davon, so viel Sie mögen.“

Er sprach langsam, als überlege er jedes Wort.

„Wie Sie wissen, besteht einer der grundlegenden Unterschiede zwischen dem Christentum und unserem entwickelten Buddhismus darin, daß das Christentum die Erbsünde lehrt, während wir daran glauben, daß alles was lebt — und nach unseren Begriffen lebt überhaupt alles — die Buddha-Natur in sich trägt. Wenn wir diese Erkenntnis im Tiefsten erfassen, so gewinnen wir dadurch Freude und Frieden und die große Wahrheit. Jahrelang habe ich in ernsten Übungen danach gestrebt. Ich habe manches erreicht, aber dieses Eine konnte ich nicht erringen. Dann ging ich zu Arima ins Gebirge—“

Er schwieg lange; dann sagte sie sehr leise:

„Und dort haben Sie es erlebt?“

Er sah sie an und schwieg. Aber in seinem Schweigen lag die Antwort. Gleich darauf sprach er weiter:

„Wie Sie wissen, ist Buddha für uns nicht wie in Ceylon und Siam eine historische Persönlichkeit. Natürlich war er das auch, aber für uns ist das nicht das wesentliche. Das Historische ist, wie alle Tatsachen dieser Welt der Erscheinung, von geringer Bedeutung gegenüber der Welt der Ideen. Die Ideen sind es, welche die Welt erschaffen, denn jede von ihnen ist ein Teil der einen großen Wahrheit. Kurz gesagt, jeder Gott, an den man glaubt, ist wirklich. Für uns, in unseren Schriften, ist zwar die historische Persönlichkeit Buddhas wichtig, in der Idee aber ist er die große Weisheit, das Weltgesetz, der Eine, in dem alle Gesetze enthalten

sind. Kennen Sie die Diamant-Sutra? Ist sie nicht herrlich?“

„Herrlich!“ bestätigte sie träumerischen Blickes.

„Buddha ist für uns der Inbegriff aller Ideen, die es jemals gegeben hat und noch geben wird — er ist das wahre Wesen des Geistes. Erlebt man blitzartig diese Erkenntnis, läßt man sich ganz von ihr erfüllen, so — so verwandelt sich alles“.

Zögernd fragte sie:

„Könnte ich an dem Licht, das Sie erleuchtet hat, teilhaben?“

„Es ist das Buddha-Licht, die alte Weisheit, daß alles auf dieser Welt nur Erscheinung, nur Schöpfung unseres eigenen Geistes ist. Und tatsächlich stimmt diese Erkenntnis genau mit den Ergebnissen der modernen Wissenschaft überein. Das ist im Grunde nicht so wichtig, obwohl es eine überraschende Tatsache ist. Aber die Seligkeit — das Licht — nein — davon kann ich nicht sprechen.“

Wieder vergingen Augenblicke des Schweigens. Dann sagte sie:

„Das weiß ich! Ich glaube, daß Sie nächstens —“

„Sprechen Sie es nur aus“, sagte er. Ein Japaner errötet nicht vor Freude, aber seine Augen strahlten.

„Sie haben nun in jahrelangem Studium Sprachen und Sitten Europas kennen gelernt. Jetzt werden Sie, denke ich mir, zu Arima gehen, um ihm bei der Ausbildung der Männer zu helfen, die nach Europa kommen sollen, um die erstaunliche Übereinstimmung des Buddhismus mit den modernen Wissenschaften — speziell

der Physik und Psychologie — darzutun. Vielleicht werden Sie selbst dann abgesandt werden.“

Wieder lag ein Knabenlächeln auf seinen Zügen. Freudig bewegt sagte er:

„Das hoffe ich! Aber zunächst muß ich wieder hin. Eben sind zwei hervorragende junge Männer bei Arima zur Ausbildung — die werden dann mit mir kommen. Im Wesen des Zen-Buddhismus liegt nichts Mönchisches, bis auf die Übungen, und alle seine Lehren gelten unmittelbar dem täglichen Leben. Ob wir Verständnis finden werden? Das Ziel des Zen-Buddhismus ist, den Übermenschen zu schaffen.“

„Sicher werden unsere Besten Ihre Hörer sein. Sie können gar nicht anders, denn jetzt vereinigen sich Physik und Philosophie zu einem Strom. Ich habe aber noch einen anderen Gedanken. Wie wäre es, wenn Ihr Volk für die Zukunft auf den Gebieten der Schönheit und der Philosophie die Führung anstrebt? Die Inder sind als Seher schon entdeckt und anerkannt. Die Japaner noch nicht. Sie sind zu bescheiden gewesen. Glauben Sie mir: das strenge Evangelium Ihrer Geschichte, Ihre Samurai-Ehre, Ihre Selbstzucht, die sind das Stahlbad, das Europa heute braucht. Wissen Sie, was Ku-Ming sagte, der alte chinesische Weise, der kürzlich gestorben ist? Ich glaube, er trifft damit den Nagel auf den Kopf: „Europas Religion ist für das Herz, aber nicht für den Kopf, seine Philosophie für den Kopf, aber nicht für das Herz“. Ist das nicht wahr? Nun — wir wissen um eine Religion und eine

Philosophie, die Herz und Kopf zugleich gerecht wird.“

Er blickte sie mit glänzenden Augen an.

„Ja, das ist wirklich wahr! Aber wenn wir versuchen...“

In seinen Augen leuchtete die Flamme des Geistes. Bisher war er auch ihr gegenüber immer der schweigsame, stille Beobachter gewesen. Jetzt sah sie ihn an und staunte. Das Schwert, das dunkle, an das er sie immer erinnert hatte, jetzt blitzte es hell. Die Zeit der Vorbereitung war zu Ende.

„Noch sind wir nicht ganz fertig“, antwortete er in seiner eigentümlichen Art auf ihre Gedanken. „Noch ein Jahr mit Arima sama — er braucht auch meine Hilfe. Er arbeitet einen großen Plan aus. Ich soll über Physik lesen. Ich habe mich sehr eingehend damit beschäftigt. Unsere Leute müssen allen Anforderungen Europas gewachsen sein.“

„Erzählen Sie mir bitte noch einiges über Ihre Pläne, aber vorher sagen Sie mir — sind Sie wirklich ganz einverstanden mit diesem Brief?“

„Ich möchte lieber nichts darüber sagen, bevor ich Ihrer Nachsicht sicher bin.“

„Die sei Ihnen gewährt. Es ist mir wertvoll, die japanische Ansicht über diese Fragen zu hören.“

„Nun, ich glaube, der Brief meines Freundes ist eine Art von Notschrei. Sie selbst haben gesagt, in Asien sehe der Mann in der Frau nicht die thronende Göttin. Wenn sie auch rasche Initiative besitzt, ist die Frau doch infolge ihrer mangelhaften Selbstzucht und Selbst-

beherrschung wenig geeignet, andere zu lenken und zu führen. Und wenn sie Fehler macht, sind ihre Irrtümer törichter und verhängnisvoller als die des Mannes. Aber genug davon. Ich mag nichts weiter darüber sagen. Darin allerdings bin ich ganz mit Ihnen einig, daß die außergewöhnliche Frau überall in die erste Reihe gehört. Warum aber soll man dem großen Haufen, der zum Führen vollkommen ungeeignet ist, die Wege ebnen? Ginge es nach mir, so würde ich auch dem Mann den Weg zur Macht noch mehr erschweren. Wie Sie sehen, glaube ich nicht an die Auswahl der Untüchtigsten — die Sie hier Demokratie nennen — und zwar auf keinem einzigen Gebiet des Lebens. Wer weiß denn zu würdigen, was ihm als unverdientes Recht zufällt?“

Sie saßen bis spät in die Nacht zusammen. Ito erzählte ihr von Arimas Werk in den Bergen, von seiner eigenartigen Persönlichkeit, seinem Scharfsinn und seinem unbegrenzten Einfluß auf Andere. Erfreut durch ihr lebhaftes Interesse und ihr freundschaftliches Verständnis ging er immer mehr aus sich heraus, bis er ihr schließlich, wenn auch zunächst sehr zögernd, von der Herrlichkeit der Erleuchtung erzählte, die für den Glücklichen, der sie erlebt, allen Glanz der Welt überstrahlt.

Nachdenklich trennte er sich von ihr. Yasomas beleidigende Ausfälle hatte er vergessen.

Nun lag sein Weg klar vor ihm. Ein Kapitel seines Lebens war zu Ende — ein neues begann.

DRITTES KAPITEL

MITTLERWEILE BEFAND SICH YASO: ma auf dem Ball der Zwölf Künste; sie verachtete sich und alle Welt und langweilte sich gründlich. Es waren immer dieselben Gesichter. Schon im voraus konnte man wissen, was in den Magazinen und Sonntags-Ausgaben stehen würde: aufgeregte Berichte darüber, daß Lady Gampion in einem phänomenalen Kostüm als Pfau mit Mr. Chappie Meredith geplaudert hatte — er ein ungeheurer Erfolg als Cesare Borgia. Schon hatten mehrere Leute sie um genaue Beschreibungen ihres eigenen Kostüms gebeten, sowie dessen von Jimmy Maxwell. Morgen würde in den Zeitungen stehen, daß Miß Brandon alle ihre bisherigen Rekorde gebrochen habe, und daß Mr. Jimmy Maxwell auf einem weißen Zelter mit Purpursattel und silbernem Zaumzeug in die Albert-Hall eingritten sei: Das Pferd erschien ihr als das einzige vernünftige Geschöpf in der ganzen Gesellschaft. Ihr wurde übel unter diesen Leuten, die, teils aus alten Familien, teils Parvenüs, ihr Geld und ihren Ruf der Mode zu Füßen legten, nur um ihre innige Verbunden-

heit mit diesem Gesellschaftskreis zur Schau zu stellen, in welchem sie so stolz waren sich bewegen zu dürfen. Aber wie kam es, daß sie das alles plötzlich wahrnahm? Bisher war sie eigentlich recht gut mit ihnen ausgekommen.

Nun saß sie unzufrieden mit Jimmy Maxwell in einer Ecke des mit Fahnen und Girlanden geschmückten Speisesaals und starrte stumm vor sich hin. Bisher hatte er ihr ganz gut gefallen — ein hübscher Mensch, schwarzhaarig wie sie selbst, aber mit einem herausfordernden Ausdruck, der sie gerade durch seine Dreistigkeit angezogen hatte. Die letzte Grenze war noch nicht überschritten, obwohl schon genug Gelegenheit zu gefährlicher Intimität gewesen war. Er konnte seine Frau nicht leiden, daher erschien es ihm ganz selbstverständlich, daß Yasoma die übrigens sehr schmerzlose Leere ausfüllen solle, die durch diesen Ehezwist entstanden war. Er wußte ebensogut wie Yasoma, daß ihre Welt ihnen eine höchst natürliche und zweckmäßige Verbindung gestattete, die Folge davon war dann sicher Jimmys Scheidung und nachher eine leichtherzige zweite Ehe. Die neue Verbindung war für ihn umso wichtiger, als er ihr Geld brauchte, denn sie war eine „erstklassige Nummer“ in punkto Geld. Das wußte jeder.

Jetzt saß er neben ihr und fächelte ihr Kühlung zu. Es machte ihm Spaß zu beobachten, wie sie beim Anblick der kaleidoskopartig an ihnen vorüberziehenden Bilder die Brauen mißbilligend zusammenzog. Eines der letzten Paare, die vorbeikamen, war seine Frau mit

einem Mann, den er gut kannte aber wenig schätzte, und der ihr seit einem Jahr wie ihr Schatten folgte.

„Emerald hat es heute gut“, sagte er. „Gott sei Dank! Seit einiger Zeit ist sie immer wütend, wenn sie sich nicht amüsieren kann. Darum tue ich, was in meinen Kräften steht, um sie bei guter Laune zu halten. Feine Philosophie! Nicht wahr!“

„Ausgezeichnet!“ antwortete sie gedankenlos. „Aber sag einmal, Jimmy! Ihr habt, scheint es, eine Erbschaft gemacht? Das ist ja eine verheerende Toilette, die Emerald heute trägt. Reinste Reklame für Paris!“

„Verdammte Erbschaft!“ sagte er, indem er nach einer Zigarette griff. „Ich bin nicht so dumm, das bißchen Geld, das ich habe, für Emeralds Toiletten auszugeben, wo doch Kent Holland so freundlich ist, es statt meiner zu tun. Nebenbei gesagt: ich habe keinen Pfennig, bin vollkommen abgebrannt.“

„Ich könnte dir ja was leihen, damit du dein Glück in irgendeiner Lotterie versuchen kannst“, sagte sie gähnend.

„Schön, aber es darf keine Niete herauskommen, mein Liebling.“

„Du sollst mich nicht immer ‚Liebling‘ nennen“, unterbrach sie ihn gereizt. „Heutzutage nennen sich alle Liebling! Dieser Saal wimmelt geradezu von Lieblingen! Soma ist gut genug für dich und für alle anderen. O Gott! Wie satt habe ich das alles! Bring mir ein Glas Champagner!“

Sie trank sonst nie, daher war ihr Wunsch für Jimmy Maxwell eine freudige Überraschung.

„Eine gute Idee!“ sagte er. „Es gibt nichts besseres gegen Katzenjammer. Noch eins?“

Sie nahm noch eines, aber die erwartete Wirkung blieb aus.

„Was dir gut täte, wäre ein richtiger Cocktail! Der geht schnell ins Blut. Ich hole dir einen?“

„Das wird besser sein“, sagte sie seufzend. „Hol mir einen! Weißt du, gerade bevor ich herkam, hatte ich eine sehr aufregende Unterhaltung und bin noch ganz zerschmettert davon. Ich wünsche mir etwas und weiß selbst nicht was! Jetzt sieh dir doch um des Himmels willen diese Gesellschaft an! Sieh diesen Pan mit seinen Bacchantinnen! Er ist der widerlichste, gemeinste Kerl, der auf Erden herumläuft; alle wissen es und laufen ihm trotzdem nach! Dabei ist keiner wirklich vergnügt. Das Ganze ist weiter nichts als eine idiotische Betrunktheit und die Gier, um jeden Preis aufzufallen. Ach, mich macht das alles krank, einfach krank!“

Er legte seine heiße Hand auf die ihre.

„Freilich bist du krank, mein Liebling! Führen wir nicht beide das allerunnatürlichste, aufreibendste Leben? Ich kann dir sagen, meine Nerven sind schon ganz herunter und dir geht es wohl ebenso. Wollen wir doch vernünftig sein und das Glück genießen, solange es sich uns bietet. Du kennst doch das kleine Lied von Clementine —

„Im Verzug liegt kein Genügen,

Komm und küsse mich, Du Süße!

Denn die Jugend schwindet schnell!“

„Ich bin nie wirklich jung gewesen“, antwortete sie finster blickend. „Meine Mutter hat mich herumgezerrt von Pontius zu Pilatus; ich glaube aus Angst, ich würde heranwachsen und dadurch ihr Alter verraten. Nun ist sie dahin gegangen, wo das Altwerden keine Rolle mehr spielt. Was ist das alles doch für ein lächerlicher Wahnsinn!“

Sie sah ihn an, dann sich selbst im kleinen Spiegel ihrer mit Brillanten besetzten Handtasche und berührte mit dem Lippenstift ihre Lippen, die dieser Auffrischung gar nicht bedurften.

„Noch ein Gläschen Champagner?“

„Nein, jetzt nichts mehr! Sieh doch Alisans Kleid! Im Rücken bis zum Gürtel ausgeschnitten! Natürlich, man muß das einzige hübsche, was man hat, doch zeigen! Sieh doch Ducie mit dieser schmelzenden Nymphe im Arm! Hoffentlich zerfließt sie nicht, bevor sie in der dunklen Ecke ankommen, in der sie schon die halbe Nacht zusammen gehockt haben! Wir wollen noch einmal tanzen und dann gehen. Oder willst du noch bleiben und auf Emerald acht geben? Sie hat es nötig, das kannst du mir glauben. Du als ihr Mann bist doch gewissermaßen verantwortlich. Du weißt doch, wie sie es treibt.“

„Das ist wirklich eine großartige Zumutung!“ sagte er gleichgültig. „Ich möchte mich sehen, wie ich auf Emerald achtgebe! Und ihr Gesicht, wenn ich ihr das ankündige! Komm, jetzt wollen wir gehen!“

Aber sie zauderte: „Manchmal, Jimmy, wünsche ich mir, wir wüßten um die kleinen Künste der geschminkten

und parfümierten alten französischen Hofkreise. Die hatten doch Grazie; was hier zu sehen ist, ist über alle Maßen fürchterlich. Gemeinheit, die nach Beifall schreit! Schauerhaft! Gäbe es einen Preis für die äußerste Gemeinheit, hier könnte jeder einzelne ihn bekommen.“

Er war immer bereit, allem, was sie sagte, zuzustimmen. „Gewiß! Das wäre ganz lustig. Aber jetzt entschließ dich! Komm! Gib mir deine Garderoben-Nummer, dann hole ich dir deinen Mantel.“

Seine vom Wein erhitzten schmachtenden Blicke sprachen eine sehr deutliche Sprache, aber das beachtete sie nicht. Lohnte es sich denn zu kämpfen und sich die Männer fern zu halten, wo doch alle Bedenken sinnlos waren? Warum sollte man nicht den Mut haben zu nehmen, was das Leben bot, und versuchen, ihm so einen Reiz abzugewinnen? Schließlich zählte doch nur das, was Freude macht. Vielleicht war eine heimliche Liebesgeschichte ganz interessant? Wie oft hatte sie schon am äußersten Rande des Abgrundes gestanden — warum sollte sie sich nicht einmal hinunterstürzen und sehen, was daraus würde? Itos Brief reizte sie zum äußersten Widerspruch. Schließlich hatten die Frauen doch dieselben Rechte wie die Männer . . . Merkwürdigerweise schwebte Itos Gesicht fortwährend zwischen ihr und der bunten Menge — ernst, unergründlich, weder interessant noch feindlich. Ein Mann von anderer Rasse, ein unlösbares Rätsel. Für ihn wäre ein solches Durcheinander weder unterhaltend noch abstoßend. Er blieb immer der schweigende Beobachter.

Und doch konnte er, wenn er angeregt war, auch sehr herzlich lachen. Wie ein ausgelassener Junge!

Wahrscheinlich fanden Ito und Eleanor in ihrer Umwelt unendlich viel Interessantes und Anregendes. Offenbar wußten sie beide um irgend ein Geheimnis. Was mochte das sein? Und wie konnte sie hoffen, es je zu erfahren, da sie ihn immer auslachte, wann sie ihn auch traf? Es war ja schließlich kein Wunder, daß ein solcher Mann die hier herrschenden Kasino-Manieren verachtete. Aber warum mußte er ewig kritisieren? Was ging sie ihn an? Es war nicht schwer zu erraten, was er dachte. Und Eleanor? Irgend etwas in Eleanor, sie wußte nicht, was es war, erweckte ihre Sehnsucht. Als Maxwell mit ihrem Hermelinmantel kam, erwachte sie aus ihren Gedanken. Die Blicke der Männer folgten ihm zornig. Alle beneideten ihn. Sie bahnten sich einen Weg durch die wogende Menschenmenge, hinunter zu ihrem Wagen, in welchem der Chauffeur todmüde eingeschlafen war. Er riß sich zusammen, und sie rollten sanft davon.

Der graue Streifen der Dämmerung hatte die Dächer Londons noch nicht erreicht, und schon hielt Yasoma alle Gedanken an Ito und Eleanor für törichte Hirn-
gespinste.

„Ich glaube, ich habe etwas zu viel von diesem scheußlichen Champagner getrunken; aber jetzt ist es ganz gemütlich, und ich fühle mich angenehm schläfrig.“ Sie hüllte sich fest in ihren weiten Mantel und zog ihn herauf über Kinn und Mund. Nur ihre großen Augen leuchteten über einer Schneewolke von weißem Pelz-

werk. Maxwell schmiegte sich dicht an sie, legte seinen Arm um sie und zog sie an sich. Sie lehnte den Kopf an seine Schulter, und das erhöhte ihr wohligh schläfriges Gefühl.

Er küßte sie immer wieder in schwelgerischem Entzücken. Es war nicht das erste Mal und hatte für sie nicht viel zu bedeuten. Heute aber fühlten sie beide, daß es anders war als sonst; es zog und drängte sie unwiderstehlich zum Abschluß ihrer alten Beziehung und zum Beginn einer neuen. In Yasomas Gedanken tauchte wohl flüchtig die Frage auf, was kommen würde, wenn diese Küsse einmal aufhörten. Aber die Antwort interessierte sie jetzt nicht. Willenlos überließ sie sich seiner Sinnlichkeit.

Der Wagen hielt. Müde stieg sie aus, gab Maxwell die Schlüssel, und er schloß auf. Sie traten leise ins Haus. Im Frühstückszimmer schimmerten die braunen und orangefarbenen Töne der Vorhänge im Schein des Kaminfeuers. Die warme Pracht des Zimmers verlieh der Leidenschaft, die den Mann betörte, eine neue Note; in Yasoma gewann die schwächste Seite ihres Wesens die Oberhand.

Sie setzten sich auf den großen Diwan, dem Feuer gegenüber. Im flackernden Schein leuchteten die Farben der vielen brokatenen Kissen wie Edelsteine. Sie hatte den Mantel abgelegt, lehnte sich bequem zurück, und ihre Brillanten blitzten und strahlten wetteifernd mit dem glänzenden Farbenspiel.

„Ganz nett, hier mit dir zu sitzen,“ sagte sie wie zu sich selber.

„Nur nett? Wie im Himmel!“ sagte er tonlos. „Ich liebe dich, Soma. Ich habe dich immer geliebt.“ Er hatte ihre Hand ergriffen, und sie überließ sie ihm sehnsüchtig.

„Und Emerald?“ fragte sie etwas sarkastisch.

„Emerald? Bitte, wollen wir jetzt nicht an sie denken. Was ist denn dabei? Heutzutage ist das alles doch völlig belanglos.“

Sie lachte — ein kleines spöttisches Lachen.

„Ich würde auch nichts dabei finden, Jimmy, wenn ich in dich verliebt wäre, aber eigentlich mache ich mir nichts aus dir. Du bist ein gutes altes Kaninchen, weiter nichts. Ach — laß das doch! Zerr nicht so an mir herum und hör auf, mich zu küssen. Es ist genug; ich habe dir ja schon gesagt, es läßt mich vollkommen kalt.“

Dabei gab sie aber mehr und mehr nach, und er ließ sich keinen Moment täuschen. Er wußte, jetzt war der Augenblick da. Das genügte. Weiter dachte er nicht. Wozu überhaupt nachdenken? Vielleicht später einmal, wenn erst dank Yasomas Sorglosigkeit eine Bindung entstanden war. Auch sie dachte an nichts, als sie in seinen Armen lag. Der Augenblick war da; wenn es ihr gefiel, konnte er sich wiederholen — wenn nicht, schloß diese Seite in ihrem Lebensbuch für immer. Kein Mensch auf der Welt konnte so frei über sein Leben verfügen wie sie.

Waren denn diese Liebesgeschichten wirklich so wichtig? Eine Regung des Fleisches, ein Traum, der beim Morgengrauen schwindet. Zwischen ihr und Maxwell

konnte doch alles bleiben wie zuvor — der Traum brauchte ja nie zu kommen, wenn sie es nicht wollte. Später aber, als ihre Hingabe ihr selbst zu einem Traum geworden war, als die ersten Strahlen der Morgensonne durch die Vorhänge hereinschienen und Maxwell aufstand, sie umarmte und küßte, als sei er ihr Herr und Gebieter, da wurde sie ganz wach. Empört stieß sie ihn von sich.

„Du sollst nicht denken, du hättest ein Recht auf mich. Du hast keins! Nicht das geringste! Hörst du! Wenn du nicht taktvoll und feinfühlig bist, packt mich der Ekel. Wenn du jemals wagst, mich daran zu erinnern“ — und wieder stieß sie ihn heftig von sich.

„Geh! Geh weg! Ich kann dich nicht leiden“ flüsterte sie mit leidenschaftlich erstickter Stimme. „Ich sage dir — laß mich in Ruhe, oder du wirst es büßen. Ich will dich nie wiederssehen. Ich bin frei — gehöre nur mir ganz allein, nicht dir!“

Sie begriff sich selbst nicht, aber plötzlich blitzte in ihr der Wunsch auf, er läge tot zu ihren Füßen. Was hatte sie getan! Wie konnte sie sich so hinreißen lassen! Dieses schreckliche Zimmer! Das Feuer war zu Asche ausgebrannt. Auf dem Laktischchen lag eine dünne Staubschicht und seine ausgerauchte Zigarette. Whisky und Soda standen herum und ein halbgeleertes Glas. Alles war blaß, schal, abgestanden — er selbst am meisten. Ein verhaßter Anblick!

Niedergeschmettert durch ihren plötzlichen Zorn starrte er sie offenen Mundes an.

„Das ist ja eine reizende Art, einen Mann zu behandeln! Erst hast du dich mir geschenkt, und dann —“ „Ich habe dir doch gesagt, daß ich dich nicht liebe, und jetzt bist du mir widerlich!“ sagte sie. „Lieber will ich auf der Stelle tot sein, als dich jemals wiedersehen. Geh jetzt, sage ich dir, geh!“

Er versuchte, sie mit schmeichelnden Worten zu beruhigen; in den nächsten Tagen werde sie alles besser verstehen, werde sich erinnern, werde ... aber sie wurde durch seine Worte nur noch zorniger. Sie sprang zur Tür, riß sie auf und rannte die Treppe hinauf.

Er hörte, wie oben eine Tür ins Schloß fiel, und wartete noch einige Minuten auf ihre Rückkehr. Umsonst. Dann trat er vorsichtig in die Vorhalle, öffnete die Haustür geräuschlos und ging. Er mußte ihr sofort schreiben!

Sie schloß ihre Schlafzimmertür vorsorglich ab und betrat ihr großes Ankleidezimmer, in welchem, wie sie wußte, ihre treue Bridget — dieses ewige Licht des schlafenden Hauses — auf sie wartete. Dieser treuesten Seele bedurfte sie heute mehr denn je. Sie mußte ihr Stütze und Stärke sein, bis sie selber wieder zur Besinnung kam.

Das flackernde Kaminfeuer warf geheimnisvolle Schatten auf die helle Wand, und einer von ihnen, groß und schwankend, war der von Bridget Conran, der Getreuen, die sie von Geburt an gepflegt hatte. Sie war Irin, etwa fünfzig Jahre alt. Sie schlief nicht. Eine kleine Lampe brannte ihr zur Seite und in ihrem Schoß lag ein sehr zerlesenes Buch, Bunyans „Pilgrim“, die

Bibel ihrer protestantischen Seele. Nie versuchte sie, Yasoma ihren Glauben aufzudrängen, aber durch sie kannte und liebte Yasoma von Klein auf dieses bedeutendste Gleichnis vom „Rechten Wege“. Schon als Kind hatte sie „im Hause des Mittlers“ gewelt und seinen wunderbaren Geschichten gelauscht, sie hatte im „Tal der Finsternis“ vor Angst gezittert, hatte mit Entzücken die im Abendrot schimmernden „Berge von Beulah“ geschaut und das Brausen des „Freudigen Stromes“ vernommen, der die letzte Schranke war zwischen dem Wanderer und der „Stadt des Friedens.“ Beim Anblick der still Wartenden war es Yasoma, als kehre sie nach einem kurzen Fieber in ihre wahre Heimat zurück. Noch war sie nicht recht zur Besinnung gekommen, hatte nur das Gefühl, das Geschehene habe nicht viel zu bedeuten: — ein nächtlicher Spuk, der bei Tagesanbruch zerfließt, — und dann war alles wieder wie früher.

Sie neigte sich zu Bridget herab, um sie zu küssen, spürte aber augenblicklich, daß sie etwas Zeit gewinnen, vorsichtig sein mußte. Denn Bridget hatte scharfe Augen und durfte nichts merken.

„Und was hast du eben gelesen, Bridgie?“

„Ich habe gerade die Stelle gelesen, wo Christian die Last vom Rücken fällt, mein Kind. Wie glücklich muß er gewesen sein, sie los zu werden, denn es waren seine eigenen Torheiten, unter denen er seufzte. Mir ist das Herz vor Freude ganz warm geworden, wenn ich denke, wie froh und glücklich er jetzt weiter wandert. Eine Harfe, zu der man seine Lieder singt, ist wohl

das einzig richtige Gepäck, das einer mit sich führen sollte, und im Sacktuch ein Stück Brot als Wegzehrung.“

Yasoma setzte sich ans Kaminfeuer. Die edelsteinverzierten Schuhe hatte sie von den Füßen gestreift, und Bridget löste ihr mit vorsichtiger Hand den Brillantschmuck aus dem Haar. Zu Hause zu sein, sich von Bridget das Haar kämmen und flechten zu lassen, dabei ihrer Erzählung von einer nie gesehenen Welt zu lauschen, das war für sie der Inbegriff von Ruhe und Geborgenheit. Und jetzt hatte sie selber diesen Frieden zerstört!

„Wie fröhlich und leichtfüßig mag er da seines Weges gegangen sein,“ fuhr Bridget voll inniger Freude fort. „Wie ein Häschen bei Sonnenaufgang, wenn die Taupfropfen noch auf allen Gräsern glitzern wie die Brillanten deiner Mutter, die du jetzt zu diesen Federn verwendet hast. Aber heutzutage sind die Männer nicht wie er. Sie sind ganz anders. Du hast überhaupt noch keinen rechten Mann gesehen, mein Herzlieb! Darum bist du so stolz und abweisend wie die Prinzessin, die von ihrem Freier verlangt hat, daß er sieben Jahre in harter Arbeit dienen solle. Und nicht einmal dann hat sie ihm einen Blick gegönnt.“

„Und er? Hat er die schwere Arbeit getan?“ fragte Yasoma. „Ich glaube, so etwas gibt es nur in Märchen.“ Dabei wandte sie ihr Gesicht dem Feuer zu.

„Warum sollten sich die Männer heutzutage denn so sehr bemühen, da doch die jungen Mädchen alles selbst für sie tun und sich so billig, ach so billig hergeben,

daß ein junger Mann nur den Finger zu heben braucht, und sie laufen ihm nach und fliegen ihm zu, wie die kleinen Küken, wenn man ihnen Futter streut. Und für das alles . . .“

Sie schwieg einen Augenblick und flocht Yasomas schönes Haar zu langen dicken Zöpfen.

Yasoma ging plötzlich ein Stich durchs Herz beim Gedanken an den trunkenen Arm, der sie umschlungen, an den Weindunst des Atems, der ihre Wange gestreift hatte. Ito's kühl forschender Blick traf sie so deutlich, als stände er vor ihr, und was sie getan, erschien ihr widerwärtig und verabscheuenswert. Der Gedanke an diese Schmach kreiste in ihr wie ein gärendes Gift, während Bridget ruhig weiter plauderte.

„Aber Christian, der blieb standhaft, auch wenn die ganze Welt gegen ihn war. Kein Wunder, daß er mit Pauken und Trompeten empfangen wurde, als er kam. Aber die jungen Männer, die hier in unserem Hause verkehren, was tun die? Nichts als schwatzen und schwatzen vom Morgen bis zum Abend. Getan wird nichts, nur geprahlt, was sie noch alles tun werden. Aber jetzt geh zu Bett, mein Lämmchen. Die Sonne geht schon auf, und ich will zu Gott beten, daß er dir einen guten Mann schickt, der dir auf deinem Wege vorangeht, und dem du folgen darfst, und du mußt froh sein, wenn er sich ab und zu freundlich nach dir umschaut.“

Yasoma aber konnte nicht schlafen. Mit weit offenen Augen verfolgte sie das Steigen der Sonne. Sie schauderte beim Gedanken an das, was geschehen war, und

zum ersten Mal im Leben sah sie der Angst in die kalten, scharfen Augen. Am qualvollsten war ihr dabei unerklärlicherweise der Gedanke an Ito, an seinen ironischen Triumph, seine Verachtung.

„Junge Mädchen ohne Zucht und Einsicht!“

„Weil ich ihn nicht leiden kann,“ sagte sie.

VIERTES KAPITEL

ALS BRIDGET INS ZIMMER TRAT, UM die Morgensonne hereinzulassen, telefonierte Yasoma gerade mit Eleanor Ascham.

„Kann ich heute zu dir kommen? — Heute Abend?“

„Natürlich! Ich dachte, du hast eine Einladung?“

„Ja, aber schon um vier Uhr! Ist es dir ungelegen?“

„Mir nicht, ich dachte nur, dir vielleicht. Wann willst du kommen?“

„Geht es um neun? Ich muß etwas Wichtiges mit dir besprechen. Aber bitte sorg dafür, daß sonst niemand kommt, besonders Ito nicht.“

„Armer Ito! Also schön, um neun Uhr!“

Yasoma legte sich wieder hin. Bridget machte Ordnung im Zimmer und entwickelte dabei ihre Meinung und Ansicht.

„Also diese Mrs. Ascham ist wirklich eine prachtvolle Frau. Immer so frisch wie der Nordwind, der einen stärkt, als hätte man ein Glas Whisky getrunken. Wäre die Gnade Gottes auch noch mit ihr . . .“

„Und woher weißt du arme Sünderin, daß sie nicht mit ihr ist?“ fragte Yasoma und spielte dabei mit ihren

seidigen Haarflechten. „Ich glaube, du hast von der Gnade Gottes ebenso wenig Ahnung wie ich, und ich stelle mir vor, daß es mit dieser Gnade eine merkwürdige Bewandnis hat, und daß sie sich auf sehr verschiedene Art betätigt, von der kleine Bridgets gar nichts verstehen.“

Bridget schüttelte den Kopf. Für sie war die Gnade Gottes ein Strom, der in einem friedvollen Bett ruhig dahinfloß, und an dessen Ufern der Baum des Lebens zu hunderten fein säuberlich in Reihen wie eine Gartenhecke wuchs. Daß sie ein reißender Strom mit brausenden Schnellen sein könnte, der durch gefährliche Länder floß, und zu dem auch unbußfertige Sünder Zutritt haben durften, das erschien ihr einfach undenkbar.

„Vielleicht gibt es so etwas wie die Gnade Gottes überhaupt nicht,“ sagte Yasoma und richtete sich in ihrem Bett auf. „Wäre Christian ruhig zu Hause geblieben in der ‚Stadt der Zerstörung‘, so hätte er sich selbst viel Mühsal erspart und den lieben Gott weniger in Anspruch genommen, als da er sich aus eigenem Antrieb auf den Weg machte, nur weil ihm sein ruhiges, bequemes Leben langweilig geworden war. Aber jetzt laß mich ein bißchen allein, Bridgie, ich muß nachdenken.“

Doch Bridget konnte solche Ketzerei nicht ruhig mit anhören. Sie mühte sich, Yasomas falsche Ansichten weitschweifig zu widerlegen, während sie auf dem Toilettentisch das ganze Arsenal der Schönheitspflege aufräumte. Sie verabscheute alle diese Hilfsmittel.

Wozu brauchte Yasoma Schminke für ihre sammetweiche rosig bräunliche Haut? Wozu den Lippenstift für die Lippen, die so rot waren wie frisch erblühte Rosen? Aber Yasoma hörte nicht zu. Sie tat, als schlief sie und verlor sich dabei in quälenden Gedanken.

Diese Gedanken ließen sie den ganzen Tag nicht los und beherrschten sie noch, als sie am Abend zu Eleanor Ascham fuhr. Allerlei Zweifel beunruhigten sie. Was sie ihr sagen, und was sie für sich behalten wollte, war ihr klar. Aber andererseits sollte Eleanor alles genau verstehen. Eins stand fest, vor Maxwell mußte sie fliehen, und Eleanor durfte es nicht merken. Um Gottes willen nicht! Nur ihr Überdruß am Londoner Leben durfte der Grund für ihre Flucht sein. Nichts anderes. Beim bloßen Gedanken an die Möglichkeit eines Argwohnserblaßte sie. Einen Augenblick war sie geneigt, doch lieber alles für sich zu behalten und selbst auf einen Ausweg zu sinnen, dann aber ärgerte sie sich über ihre Unentschlossenheit. Sie faßte wieder Mut und hielt pünktlich zur verabredeten Zeit vor Eleanors Tür. Im Salon blieb sie eine kurze Weile allein ihren Gedanken überlassen. Die Lampen und das Kaminfeuer beleuchteten die wunderbare altchinesische Mondscheinlandschaft, die Ito so liebte. Bei seinen Besuchen wählte er gern einen Platz, von dem aus er dieses Bild sehen und sich an seiner zarten Schönheit freuen konnte. Auch Yasoma liebte das Gemälde; heute aber betrachtete sie es fast mit Abneigung. Es war ein gar zu stiller Zeuge ihrer quälenden Gedanken. Eine Welt,

so fern wie der Mond. Und ihre eigene Welt hatte sie zerstört!

Eleanor war so leise eingetreten, daß Yasoma ihrer erst gewahr wurde, als sie anfang zu sprechen. Sie begrüßten einander mit einem Kuß, und Yasoma rückte einen niedrigen Sessel heran, dicht an Eleanors Platz. Sie legte ihre gefalteten Hände der Freundin auf die Kniee, und die Augen, mit denen sie zu ihr aufschaute, waren so verschleiert wie Sterne, die sich in dunklem Wasser spiegeln. Der Wahn der letzten Nacht war von ihr abgefallen wie ein lästiges Gewand. Jetzt war sie nur noch kühl und jung und traurig: ein neuer Ton in Yasomas vielfältig schillerndem Wesen. Mit rascher Einfühlung erfaßte Eleanor die Veränderung, und das Mädchen begann sofort.

»Ich muß furchtbar dringend mit dir sprechen. Sag mir bitte! — hast du es je erlebt, daß du plötzlich den Boden unter den Füßen verlierst? Ich meine: ist es dir schon so gegangen, daß du ohne viel nachzudenken so vor dich hingelebt hast, ganz ruhig, zufrieden mit dir selbst und allem, was dich umgibt, ohne besondere Hoffnung oder Erwartung, als müsse es immer so weiter gehen. Und dann auf einmal ist alles schrecklich, so als sähe man plötzlich einen Totenkopf hinter dem schönsten Gesicht. Und alles ist dir zum Ekel geworden, du fühlst dich verstrickt in ein Netz und kommst dir vor wie verpestet. Du weißt, daß es auf der Welt freie Menschen gibt, und du selbst bist gefangen! Ich dürste nach Freiheit wie ein Verdurstender nach Wasser. Hast du so etwas je erlebt? Kennst du das?«

Sie sprach leidenschaftlich in kurz abgebrochenen Sätzen, und ihre in Eleanors Schoß gefalteten Hände preßten sich fest zusammen, um die Flut des Geständnisses einzudämmen. Plötzlich stockte sie, erschreckt durch den Gedanken, wie leicht sie sich verraten könnte, und dabei regte sich im Geheimen doch wieder das Verlangen, alles zu beichten. Aber das durfte nicht sein. Niemals! Sie sah Eleanor an, und ihre Lippen zitterten.

Eleanors Gedanken waren schnell wie der Flug der Schwalbe und ebenso überraschend in ihrem Schwung. Sie wußte genau, daß sich hinter Yasomas Torheiten Vernunft und Einsicht und eine leidenschaftliche Sehnsucht nach Schönheit verbargen. Schon längst harrete ihrer das Erwachen. Einmal mußte es ja kommen. Aber die Plötzlichkeit dieser Krise überraschte sie und machte sie für den Augenblick ratlos. Sie berührte Yasomas Hand und sagte:

„Wußtest du das alles denn gestern abend noch gar nicht? Da warst du doch noch ganz du selbst?“

„Ja, vollkommen. Nein — doch nicht ganz. Im Allerinnersten nicht mehr.“

„Und was ist inzwischen geschehen, daß heute alles so anders ist?“

„Nichts besonderes. Nichts anderes als sonst auch. Aber auf einmal konnte ich alles klar erkennen, und jetzt ist mir zumute, wie einem trunkenen Narren, der plötzlich nüchtern geworden ist. Es kommt mir vor, als drohe eine Gefahr!“

„Eine Gefahr?“ Die kühlen grauen Augen sahen sie ruhig an.

„Ja. Nichts gerade Schlimmes, nur die Gefahr, zugrunde zu gehen in all dem Kram, in dem ich jetzt stecke. Ich müßte für eine Weile fort, irgendwohin, wo ich in Sicherheit bin. Oder glaubst du, daß ich rettungslos verrückt werde?“

Nach einem Schweigen, in welchem nur das Knistern des Kaminfeuers zu hören war, kam die Antwort:

„Wenn ich dir nun wirklich etwas Heilsames vorschläge? Würdest du es dann auch tun? Ist es dir ernst damit? Ich habe nämlich keine Lust, mich mit deinen Schwierigkeiten abzugeben, wenn es zu nichts führt.“

„Ich auch nicht! Ganz gewiß nicht.“

„Zunächst einmal: Bist du wirklich sicher, daß du dein bisheriges Leben satt hast? Wirst du nicht, wenn du es aufgibst, eine große innere Leere empfinden?“

„Leer ist es ja gerade jetzt! So leer wie eine Trommel. Nur Lärm und Hohlheit. Ich fürchte mich vor etwas Schrecklichem, und das quält mich.“

„Nun gut! Die Kur, die ich dir anrate, besteht darin: Du müßtest die Welt kennen lernen, mit Menschen leben, denen weder deine Schönheit noch dein Geld imponieren. Dann erst würdest du dein eigenes Niveau erkennen. Jetzt machst du dir noch ein viel zu übertriebenes Bild von deiner eigenen Wichtigkeit. Du solltest reisen. Da bekämost du einen ganz anderen Maßstab für die Werte des Lebens. Nicht nach Indien, überhaupt nicht in eines unserer Länder. Dort würdest du nur Menschen treffen, wie du sie schon kennst —“

Yasoma preßte vor Freude die Hände fest zusammen. Kam doch jetzt gerade der Rat, den sie sich erhofft hatte, noch dazu ohne ihr eigenes Zutun! Am liebsten wäre sie Eleanore um den Hals gefallen.

„Meinst du wirklich?“ fragte sie und tat, als habe sie Zweifel zu überwinden.

„Ja freilich! Kehre Europa für eine Weile den Rücken! Reise nach Japan —“

Jetzt staunte Yasoma wirklich offenen Mundes.

„Japan? Mein Gott! Warum denn Japan?“

„Weil China jetzt zu unruhig ist. Geh nach Japan, wenigstens auf ein Jahr. Vielleicht komme ich auch hin. Lebe dort das Leben einer Fremden, um die sich niemand besonders kümmert. Steh auf eigenen Füßen, verlaß dich weder auf dein Geld noch auf deine Schönheit. So weit ich den japanischen Geschmack kenne, bist du dort kaum Durchschnitt. Und beobachte gut. Such zu verstehen, worin Menschen unter ganz anderen Daseinsbedingungen den Sinn des Lebens sehen. Du wirst dabei ganz neue Werte entdecken. Wenn du ernstlich meinen Rat verlangst, so folge mir — wenn nicht, so kann ich dir nicht helfen. Denn für moderne Verzweigungsausbrüche interessiere ich mich nicht.“

„Aber Tokio —“

„Nicht Tokio! Überhaupt kein Ort, wo müßige reiche Leute herumlaufen. Nein! Einer von den Orten, wie ich sie liebe.“

„Die du liebst? Kennst du Asien so gut?“

„Niemand ist groß genug, um Asien zu kennen. Beziehungen kannst auch du gewinnen. Wichtig ist jetzt

nur, daß du für eine Weile all deine bisherigen Freundschaften abbrichst. Solltest du später einmal den Wunsch haben, sie wieder aufzunehmen, so steht dir das ja frei. Ich bin durchaus nicht dafür, daß man sich in einen Kreis eindringt, dessen Niveau man nicht erreicht. Vielleicht bist du nur für die Umwelt geschaffen, in der du jetzt lebst. Stellt sich das heraus, so wirst du ganz von selbst zurückkehren und versuchen müssen, das Bestmögliche daraus zu machen. Aber ich glaube, du wirst Besseres finden. Geh hin und suche.“

„Japan!“ sagte Yasoma nachdenklich und stellte sich vor, was sich wohl hinter diesem kurzen und geheimnisvollen Namen verbarg. „Aber wer wird Japan verstehen! Soll ich wirklich ein ganzes Jahr dort sitzen und das Unbegreifliche anstarren? Ich kann mir nicht denken, wie ich dabei lernen soll, mich selbst zu erkennen. Was soll es nützen? Was wird daraus werden?“

Eleanor lachte. „Es kommt alles darauf an, ob du den Blick gewinnst, den Zauber zu durchschauen, der die meisten Europäer in so verhängnisvoller Weise blendet. Mit all ihren Niedlichkeiten, Teehäusern, Kimonos, Kirschblüte und dergleichen süßlichen Kitsch schützen die Japaner ihre Geheimnisse wirksamer als mit Festungen und Kanonen vor dem Blick der Fremden. Es kann sein, daß auch du darauf hereinfällst, wie alle die Leute, die nachher ‚Briefe aus Japan‘ oder ‚Chrysanthennovellen‘ und solches Zeug schreiben. Aber ich glaube es nicht. Du verstehst schon etwas von japanischer und chinesischer Kunst, bist auch tüchtig im

Ju-jutsu. Damit hast du schon eine gute Grundlage.“
„Wieso Ju-jutsu?“ fragte Yasoma erstaunt.

Darauf antwortete Eleanor nicht. „Ich werde versuchen, dir durch Ito eine Empfehlung an einen Mann namens Arima zu verschaffen —“

„Durch Ito?“ Ein ärgerliches Rot überflog ihre Wangen.
„Ja, Ito. Warum nicht? Arima ist ein höchst bedeutender Mann. Du könntest sehr viel lernen, wenn er sich für dich interessierte. Sonst besteht die Gefahr, daß du nur mit solchen Japanern in Berührung kommst, die ebenso töricht sind wie die meisten Leute bei uns. Glaub mir, es gibt in Japan Menschen, die dir eine vollkommene Einsicht in das wahre Wesen der Wirklichkeit vermitteln können. Aber sie lassen sich nicht durch Gefühle beirren. Wenn sie dich wirklich in ihren Kreis aufnehmen, werden sie nicht gerade sanft mit dir umgehen. Sie werden dir eine wunderbare Fechtkunst des Lebens beibringen, und dein Jiu-Jitsu eröffnet dir die besten Aussichten.“

Es lag einige Berechnung in dem, was sie sagte, und sie war sich dessen auch bewußt.

Wieder eine Stille, in der nur das Kaminfeuer knisterte.
„Das wäre schön. Jetzt begreife ich manches. Weil du das alles kennst und weißt, hast du den unbestechlichen Blick. Du schaust nur zu und lächelst. Im Grunde bist du in London eine Fremde und ein Pilger. Unwillkürlich muß ich an meine arme liebe Bridget denken. Was wird sie zu dieser großen Unternehmung sagen? Stell sie dir vor mit Eßstäbchen und Essigpflaumen!“

Eleanor lachte. „Frag sie doch, ob sie lieber hier allein zurückbleiben möchte! Sie würde, wenn es nötig wäre, vor dir her in die Höhle des Löwen gehen! Nicht umsonst liebt sie ihr altes Buch so sehr. Jeder Mensch, der anfängt zu denken, ist ein Pilger.“

Die Tür öffnete sich leise und Eleanors chinesischer Diener erschien. Er war die verkörperte Treue und folgte ihr wie ein Schatten, insofern aber einem Schatten sehr unähnlich, als er sein eigenes Leben führte, das nur beschränkt mit dem ihren verbunden war. Er reichte ihr auf einem kleinen goldenen Lacktablett eine flüchtig geschriebene Karte. Sie las dieselbe und gab sie Yasoma, die sie laut vorlas. „Ich erhielt soeben ein Telegramm aus Japan, das mich heimruft. Ich breche auf, sobald ich kann. Ihr Diener sagt, Sie seien beschäftigt. Darf ich später wiederkommen?“

Sie wollte ihn bitten, morgen zu kommen, aber Yasoma widersprach.

„Nein, nein! Empfang ihn doch gleich! Ich möchte sehen, was für ein Gesicht er macht, wenn er hört, daß ich nach Japan reise.“

„Du hast also ernstlich die Absicht zu reisen?“

„Was ich gesagt habe, das tue ich auch. Ich will fort. Jetzt laß ihn hereinkommen.“

„Ich lasse Herrn Ito bitten, Fong.“

Der Diener ging hinaus, und Eleanor legte ihre Hand auf Yasomas Hände.

„Jetzt sei bitte vernünftig und verdirb dir deine Beziehung zu Ito nicht. Ich wüßte niemanden, der dir besser den Weg weisen könnte als er.“

„Ito kann mir einen Rat geben oder nicht, das soll er halten wie er will,“ erwiderte Yasoma trotzig. „Er kann sagen, was er will, und ich werde tun, was ich will.“ In diesem Augenblick spürte Eleanor besonders stark, wie viel Asiatisches in Yasoma unter all dem englischen Firnis verborgen lag. Schon ihr fremdartiger Name klang wie der Schlag auf ein kleines silbernes Gong und hatten den Wohlklang der japanischen Namen. Ihre Augen waren länglich und dunkel wie die der Prinzessin Damayanti und in ihrem Blick lag tierhaft-sanftes Vertrauen dicht neben der höchsten Geistigkeit. Ihre schön geschwungenen Lippen waren geschaffen, das Rubinrot der Ramayana-Poesie zu künden, und wenn sie statt dessen Londoner Jargon von sich gab, so schien es, als sei sie verwunschen.

Heute war sie die echte Tochter des Ostens, obwohl ihr Kleid, das in zarten Übergängen vom tiefsten Karminrot bis zum hellsten Rosa der Morgenröte schimmerte, unverkennbar Pariser Herkunft verriet. Ihr herrlicher Halsschmuck aus zahllosen ungewöhnlich geformten Rubinen war, — was Eleanor wußte, sie selbst aber nicht — ein uraltes indisches Ehesymbol: ein prachtvoller Trauring, der statt am Finger um den Hals getragen wird. Es war ein Erbe ihrer Urahne und schon alt gewesen, als die Prinzessin ihn mit nach England brachte. Ja, heute umschwebte Yasoma der ganze Duft des Ostens.

Ito trat ein und verbeugte sich.

„Verzeihen Sie, wenn ich störe! Es war mir aber sehr wichtig, Sie heute zu sprechen, Mrs. Ascham, denn ich

bedarf Ihres Rates. Ich hoffe, Miß Brandon ist nicht ungehalten, aber . . .“

„Sie muß gleich gehen, und ich freue mich immer, Sie zu sehen, das wissen Sie. Übrigens brauchen wir beide Ihren Rat.“

Er verneigte sich wieder, sichtlich erstaunt. Bisher war in Yasomas Gegenwart noch jedes Gespräch zu einem Wortgefecht geworden. Einen Rat? Er wußte nicht, was das bedeuten sollte. Auch lag schon wieder ein Ausdruck von Abwehr in dem aufmerksamen Blick ihrer Augen, hinter dem Schleier ihrer seidigen Wimpern.

„Miß Brandon reist sehr bald auf längere Zeit nach Japan. Leider kann ich sie im Augenblick nicht begleiten. Daher wüßte ich gern, welchen Ort Sie vorschlagen würden. Sie will Kunststudien betreiben.“

Es schien ihr am Besten, den Plan auf diese Weise zu begründen, obwohl die Kunststudien nur eine Nebenabsicht waren. Die Kälte in Ito's Blick ließ sie zögern. Er sah Yasoma ernsthaft an und sagte höflich, er hoffe, daß sein Vaterland das Glück haben werde, ihr zu gefallen. Wenn sie schon bald reiste, werde es dort noch kalt sein, sie würde vor der ersten Pflaumenblüte, erst recht vor der Kirschblüte ankommen. Aber . . .

„Aber ich gehe durchaus nicht hin, um nur lauter Hübsches zu sehen,“ unterbrach sie ihn und war dann selbst bestürzt. Sie wußte sehr wohl, daß es bei dieser Flucht um ihr Leben ging. Aber was blieb ihr sonst übrig? Sie wußte es nicht!

Eleanor vermittelte. „Miß Brandon hat den Wunsch, die japanische und chinesische Kunst gründlich kennen zu lernen, womöglich auch die Umgangssprache. Sie hat großes Sprachtalent, hat Latein und Griechisch gelernt, spricht Deutsch und Französisch und möchte jetzt ihre Kenntnisse durch eine asiatische Sprache bereichern.

„So ernstes Streben ist bei einer jungen Dame überraschend. Aber wäre es nicht zweckmäßiger und nützlicher — natürlich soll das nur ein Vorschlag sein — wenn Miß Brandon eine Sprache der britischen Domänen erlernte? Sagen wir Indiens: Sanskrit als Gelehrtensprache und Hindostani für den Umgang. Ich kenne Professor Lalpat Ram und könnte —“ er stockte und fügte höflich hinzu: „Aber Sie wissen es wohl selbst am besten.“

Eleanor wußte es wirklich am besten. Es war ihr klar, daß man nichts entscheiden konnte, so lange Yasoma dabei saß und Ito so herausfordernd ansah. Mit einem sprechenden Blick bat sie sie, sofort aufzubrechen.

Yasoma verstand. Sie erhob sich augenblicklich, verdarb sich aber fast alle ihre Chancen durch einen letzten Knalleffekt.

„Ich muß jetzt gehen. Grantleys nehmen mich mit ins ‚Fröhliche Eden‘. Ich begreife gut, warum Mr. Ito denkt, ich wäre Gift für Japan. Am liebsten würde er mich wohl bei der Ankunft in Yokohama als Konterbande erklären.“

Ito schauderte. Das ‚Fröhliche Eden‘ war ein Theaterstück, wohl das Äußerste und Gewagteste, was sich auf

der Bühne überhaupt sagen und darstellen läßt. Es wurde versuchsweise vor einem geladenen Publikum aufgeführt. Ito war zur Premiere eingeladen gewesen und hatte das Stück nach dem zweiten Akt angeekelt verlassen.

Trotzdem begleitete er Yasoma mit seiner unerschütterlichen Höflichkeit bis zum Lift und verneigte sich, als sie ihm ein ärgerliches, flüchtiges Lebewohl zuwinkte. Sie erriet ungefähr, was er dachte. Immer fester wurde ihr Entschluß, nach Japan zu reisen. Natürlich Japan! Wenigstens war Japan so weit wie möglich von England entfernt. Und hatte denn Ito das Recht, sie von Japan fernzuhalten? Nein, sie würde genau das tun, was ihr beliebte.

Sie ging nicht ins ‚Fröhliche Eden‘. Aber durchaus nicht deshalb, weil Ito sie betroffen angesehen hatte, sondern weil ein neuer Schlag sie bei ihrer Heimkehr erwartete: Ein Brief von Maxwell, der schon zweimal vergeblich dagewesen war!

„Mein Liebling! Ich hätte doch schwören können, daß du mir auf heute ein Rendez-vous vorschlagen würdest. Gehst du mit Grantleys ins ‚Fröhliche Eden‘? Wenn ja, so könnten wir vor dem letzten Akt weggehen — in den Klub und dann zusammen nach Hause. Ich versuche nicht, dir zu schildern, was ich den ganzen Tag über durchgemacht habe. Du weißt es wohl selbst, denn ich wette, daß es dir genau so gegangen ist. Ruf mich an, sobald du dies gelesen hast. Verlier keine Minute! Ich habe dir etwas Fabelhaftes zu erzählen. Also — ruf an! J. M.“

Bridget übergab ihr den Brief. Sie las ihn und warf ihn ins Feuer.

„Sollte Mr. Maxwell wieder herkommen, so bin ich nicht da. Ich bin nicht zu Hause! Und heute Abend gehe ich nicht aus. Ich muß nachdenken.“

Sie setzte sich ans Kaminfeuer und schauderte vor Haß und Abneigung. Dieses Scheusal! In was für Hände war sie geraten! Was würde Eleanor, was würde Ito denken, wenn sie die Wahrheit wüßten! Jedenfalls war das eine sicher: Mit London war es für sie aus, endgültig aus!

Bridget brachte ihr das allabendliche Getränk, eine Zitronenlimonade, herein, und setzte sich mit ihrer Handarbeit zu ihr. Yasoma sah ihr schwermütig zu. Bridgets Gegenwart war ihr nie lästig und reizte sie ebensowenig wie die eines treuen Hundes. Immer war sie tröstlich und verständnisvoll und nie aufdringlich. Sie bewachte die Tore, wäre aber niemals durch eine geschlossene Türe eingetreten.

Nach langem Schweigen sagte Yasoma, wie beiläufig: „Bridgie, Liebe! Wir sind noch nie aus Europa herausgekommen — nur das eine Mal, als wir in Aegypten und Algier waren. Dort gefiel es dir damals ganz gut. Was würdest du dazu sagen, wenn wir auf ein Jahr nach Japan gingen? Es soll sehr hübsch sein, und man kann dort reizende Sachen kaufen“.

Bridget unterbrach nicht einmal ihre Arbeit.

„Nun! Ich habe schon von den Japanern gehört. Sie sollen sonderbare kleine Menschen sein mit Götzenbildern und Eßstäbchen, dabei aber auch mit sehr ge-

sundem Verstand im Kopf. Kann sein, daß sie eine Menge wissen, worüber sie nicht sprechen. Denn sie sind an ein großes Schweigen gewöhnt, das sie auf keinen Fall brechen würden, auch wenn man sie peitschte. Aber wer hat dir den Gedanken in den Kopf gesetzt, in dieses sonderbare Land zu reisen, mein Lämmchen?“

So ging es mit Bridget. Es war von etwas die Rede, das ihr vollkommen fremd war und schon war sie im Bilde und befand sich gleich mitten drin. „Ich habe gehört“, so pflegte sie zu sagen, und doch hatte noch nie jemand davon gesprochen. Jetzt saß sie ganz still und friedlich da, ohne weiteres bereit, nach Japan oder in den Tod zu gehen, hätte Yasoma es verlangt. Ohne besonderes Interesse für Abenteuer war sie doch mit allem einverstanden und zufrieden. Yasoma aber hielt es für nötig, ihren Entschluß zu verteidigen.

„Mrs. Ascham wünscht, daß ich hinreise, Bridgie! Sie meint, ich sei jetzt lange genug in London gewesen, und glaubt, ich würde vernünftiger werden, wenn ich etwas von der Welt sähe. Was hältst du davon?“ Bridget ließ ihre Arbeit sinken.

„Wahrhaftig! Ich würde noch mit meinen letzten Worten sagen: ‚Mrs. Ascham hat Verstand für sechs‘, so wenig Wesens sie auch davon macht. Wenn dieser Rat von ihr kommt, so ist es mir einerlei, wie sonderbar die Japaner sind. Ich würde hinfliegen wie eine Schwalbe. Wann reisen wir, mein Lämmchen?“

„Sobald wie möglich! Erkundige dich morgen nach den Dampfern und belege für uns Plätze auf dem ersten,

der nach Japan abgeht. Abgemacht. Und jetzt gehe ich zu Bett.“

Um die praktischen Dinge brauchte sie sich nicht zu kümmern, denn Bridget war ein vorzüglicher Reismarschall. Schon am nächsten Morgen ging sie an die Ausführung ihres Auftrages und belegte Kabinen auf demselben Dampfer, auf dem auch Ito Passage genommen hatte.

Das war ein Fügung des Schicksals, die Yasoma bestimmt durchkreuzt haben würde. Der Gedanke allein, Ito könnte glauben, sie wolle ihm ihre Gesellschaft aufdrängen, hätte sie rasend gemacht.

FÜNFTES KAPITEL

KAUM WAR YOSAMA FORTGEGANGEN, so dachte Ito schon nicht mehr an sie. Seine eigenen Angelegenheiten drängten und die ihren kümmerten ihn wenig. Im Verlangen nach einem freundschaftlichen Gespräch mit Eleanor rückte er seinen Stuhl unwillkürlich näher zu ihr heran.

„Arima hat mir ein Telegramm geschickt. Er bittet mich, so bald wie möglich zu kommen. Die Schüler strömen ihm zu. Was sie suchen, sind die Übungen, die strenge Zucht, jedoch ohne ausgesprochene mönchische Askese. Große Möglichkeiten tun sich auf.“

„Das spricht für den Ernst der Gesinnung dieser jungen Leute. Sie gleichen dem jungen Ritter, der am Vorabend der Schlacht in der Kapelle bei seinen Waffen Wache hält. Einst fand sich ähnliche Gesinnung auch bei uns“, sagte sie.

„Notwendigkeit und Schönheit begegnen sich in Arimas Werk. Und was wäre notwendiger als Schönheit?“

„Dann weiß man in Japan gut um die Notwendigkeit! Wie schön sind ihre religiösen Bräuche! Und wie schön

ist die buddhistische Lehre! Denken Sie nur an die fünf Gelübde der japanischen Kinder!“

Er sprach die Worte mit inniger Freude:

„Wir wollen fleißig unsere Pflicht erfüllen.

„Wir wollen Buddha und die Kami verehren.

„Wir wollen dem Kaiser und unseren Eltern gehorsam sein.

„Wir wollen bei allem, was wir tun, ehrlich sein.“

„Mehr braucht kein Kind, und wohl auch kein Mann“, sagte sie. „Haben Sie eine Vorstellung von der künftigen Erziehung?“

„Wenn wir unserer Aufgabe gewachsen sind, so wird uns die Aufsicht über die Schulen zufallen. Das jetzige Paukersystem werden wir abschaffen und dem Kind schon frühzeitig lehren, sein Selbst und seine Kräfte, also die Buddhaheit und Weisheit in sich zu erkennen, klarer noch als die äußere Welt. Die Macht der Persönlichkeit wird überall entscheiden und sich ganz bewußt auswirken können, nicht mehr unbewußt wie heute. Aber zunächst muß ich Ihnen den Plan für den äußeren Aufbau erklären.“

Er hielt einen Augenblick inne und suchte nach dem rechten Wort. Sie wartete gespannt, während sich seine klugen schwarzen Augen auf sie richteten.

„Wie Ihnen bekannt ist, haben wir in Japan große Zen-Klöster. Zen bedeutet Wissenschaft, Kunst und Dienst an der Menschheit zugleich. Auf wissenschaftlichem Gebiet lehrt Zen seit fünfzehnhundert Jahren, daß das Weltall weder Materie noch Mechanik ist, sondern Geist, und daß für den vollkommen Weisen

die Idee der Materie nicht mehr existiert. Zu demselben Ergebnis sind Rutherford und Einstein mit ihren Forschungen gelangt. Ihr Lehrsatz sagt: „Das Wesen ist gedanklicher Natur, Substanz gibt es nicht. Die Einheiten der Physik sind nur Symbole und entspringen allein dem menschlichen Geist. Vor fünfzehnhundert Jahren hat ein Zen-Schauspiel gerade diese Erkenntnis in folgende Worte zusammengefaßt:

«Es ist gesagt: Einzig der Geist war, ist und wird immer sein. Wie eine Wolke den Mond verhüllt, so verhüllt das Stoffliche das Antlitz des Geistes».

Ja, wir sind im Besitz von Erkenntnissen, die der heutigen Wissenschaft erst aufdämmern. Und die Kunst? Zen hat die Kunst Chinas und Japans geschaffen. Und die Zucht? Waren wir es nicht, die den Samurai-Geist und die Ritterlichkeit des Bushido schufen, diese Gesetze unseres Adels? So werden wir auch imstande sein, die höheren Menschen heranzubilden, die wahrhaft berufen sind, die Geschicke der Welt zu lenken. Aus allen Völkern, die sich dem Zen erschließen, werden sie hervorgehen. Der Anfang ist schon gemacht. Wir werden das Bewußtsein so weit entwickeln, daß es dort noch Wege findet, wo der Verstand versagt. Zen lehrt, daß der Mensch sein eigenes innerstes Selbst zu erkennen vermag, und daß er das ganze Weltall darin findet. Denn alles Bewußtsein ist Ein und Dasselbe. Und wo dieses Wissen zur Wirkung gelangt, bedeutet es Macht.“

Er sah sie mit leuchtenden Augen an und fuhr lebhaft fort:

„Bedenken Sie, wie ungleich die Menschen entwickelt sind! Die Wissenschaft sollte die gefährlichen Kräfte, die sie entdeckt hat, vor den Händen der Masse hüten. Glauben Sie mir, es gibt Kräfte, die von der Wissenschaft noch nicht entdeckt, geschweige denn genutzt sind, und die, einmal angewandt, zu unseren heutigen Errungenschaften in einem Verhältnis stehen wie die unsrigen zu denen der Höhlenmenschen. Aber die Gesinnung der Höhlenmenschen lebt noch immer unter uns fort und kann tagtäglich von diesen furchtbaren Waffen Gebrauch machen. Darin besteht die große Gefahr unserer Zeit. Die Macht ist stärker als das Gewissen, und das Gewissen sollte regieren. Jetzt ist es an der Zeit, daß der Strom der Wissenschaft sich mit dem der Philosophie vereinigt. Ich bin überzeugt, daß die Zukunft den Buddha als den größten wissenschaftlichen Geist aller Zeiten anerkennen wird, zugleich als den vollkommensten Typus des Übermenschen, in welchem Wissenschaft, Philosophie und höchste Weisheit eins geworden sind.“

„Nun wollen Sie also zunächst Menschen erziehen, die mit mönchischen Idealen in der Welt leben können?“
„Genau das. Die eigentlichen Mönche Europas sind die Diener der Wissenschaft. Hat der Westen überhaupt noch eine Religion, so ist es die Wissenschaft. Wir aber wollen für Menschen sorgen, die zur Wissenschaft erzogen sind, zugleich aber auch die andere Seite der Wirklichkeit zu sehen vermögen. Sie werden erhaben sein über das rein Persönliche und dem Universalen erschlossen. Die besten Geister des Westens werden sich

solchen hochentwickelten Menschen auftun. Auf den verschiedensten Nationen sind Schüler zu uns gekommen. Englisch beherrschen alle, viele auch Französisch und Deutsch. So wird die ganze Welt unsere Stimme zu hören vermögen.

Sie werden sich fragen, warum die neue Strömung gerade von Japan ausgehen soll. Wie Sie wissen, hat sich in Japan eine Gruppe von Männern in strengster Zucht im Geist des Zen ausgebildet. Japan ist ein buddhistisches Land, und Zen steht bei uns in hohen Ehren. Nicht ohne Grund! Ging doch aus ihm die stählerne Gesinnung unserer Samurai hervor, der allein wir im Grunde den ritterlichen Sinn Japans verdanken. Sie sehen also . . .“

Er schwieg. Da sie nichts erwiderte, fuhr er mit Stolz fort:

„Der Samurai-Geist ist bei uns noch lebendig wie einst. Das Beispiel der im Geist des Zen-Erzogenen wird weiterwirken und große Leistungen ermöglichen. Menschen dieser Art werden ganz von selbst zu Führern. Arimas Arbeit macht herrliche Fortschritte. Aber bitte sprechen Sie noch mit niemand darüber und nennen Sie keine Namen. Noch sind wir nicht ganz gerüstet. Ich selbst habe mich jahrelang geschult. Mit achtzehn Jahren habe ich angefangen. Worin meine Übungen bestanden, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, denn Sie haben sie ja selbst kennen gelernt. Ich weiß das, obgleich Sie mir nichts davon erzählt haben.“

Eleanor hatte schon als junges Mädchen die ernste Schule des Zen erfahren. Sie wußte um die strenge

Zucht, um die Unerbittlichkeit der Meditationsübungen, die kein Selbstmitleid dulden. Bevor ein bestimmter Punkt erreicht ist, darf der Lernende von seiner Arbeit überhaupt nicht sprechen.

„Ich habe allein gearbeitet. Ich wollte, ich hätte mit Ihnen arbeiten können,“ sagte sie schlicht, „und wie gern würde ich Arima sama kennen lernen!“

„Haben Sie schon oft von ihm gehört?“

„Ja, schon oft. Glauben Sie, daß ich ihn besuchen dürfte, wenn ich komme?“

„Selbstverständlich! Dann werden Sie auch seinen Garten sehen. Wir nennen ihn ‚Garten der Erleuchtung‘.“ Sie sah ihn dankbar an:

„Vielleicht könnte ich auch Ihnen nützen und die Menschen, mit denen ich in Berührung komme, für ihr Werk interessieren?“

„Darauf hoffe ich sehr“, erwiderte Ito lebhaft. „In der ganzen Welt haben sich schon Gruppen gebildet, und jede von ihnen könnte zum Zellkern einer großen Familie werden, die die Entwicklung des höheren Bewußtseins anstrebt. Bitte kommen Sie zu uns, sobald es Ihnen möglich ist.“

Sie versprach es und fügte hinzu: „Nicht wahr, Sie werden mir schreiben? Wann reisen Sie?“

„So bald wie möglich. Arima ruft mich. Seine Schule, ein sehr einfacher Bau, liegt in den Kieferwäldern von Naniwa, in der Nähe seines Gartens. Dort werden wir nach strengen mönchischen Vorschriften leben. Und doch sind wir keine Mönche, sondern weltliche Kämpfer. Sie wissen ja aus der Geschichte, welch gewaltige

Macht kriegerische Mönche, wie etwa die Tempelritter, darstellten. Sie verfolgten natürlich ganz andere Ziele als wir, und doch erstrebten sie Ähnliches. Arima schreibt, daß glänzend begabte, kraftvolle junge Leute unter seinen Schülern sind, voll Enthusiasmus für ihre Aufgabe. Sie sammeln sich um ihn, wie sich einst die Anhänger um Buddha scharten. Ihm selber liegt dieser Vergleich natürlich fern, und Sie werden ihn nicht mißverstehen.“

Sie lächelte. Einer Antwort bedurfte es nicht.

„Aber“, sagte sie, „soviel ich weiß, ist Arima kein reicher Mann. Wie hat er sich die nötigen Geldmittel für sein Werk verschafft?“

„Er hat mit seinen eigenen Händen und mit Hilfe seiner Schüler auf einem Waldstück, das seinen Vorfahren gehört hat, einen großen Holzbau errichtet. Das Holz lieferte der Wald. Ich habe ein Bild davon. Wollen Sie es sehen?“

Er öffnete seine Brieftasche und zeigte ihr die Photographie eines schönen großen Gebäudes im Stil der Japanischen Tempel mit ihren geschwungenen Dächern. Rings um die ernste Weihstätte wogten und wisperten altherwürdige Kiefern, Hüter der Stille und Dämmerung, der tiefen Meditation und des geistigen Friedens, der der Preis aller seelischen Bemühung ist. Ein Bergbach floß in der Nähe des Einganges vorüber; sein Wasser erglänzte wie ein lebendiger Kristall im Sonnenschein.

„Fließt dieser Bach durch Arimas Garten?“ fragte Eleanor. Ito bejahte.

Das Bild machte tiefen Eindruck auf sie. Das leidenschaftliche Schönheitsgefühl, das wie eine weiße Flamme und unvergänglich wie Jade in jedem, auch dem kühnsten japanischen Herzen brennt, hatte gerade die herbe Schönheit dieser Landschaft für den Bau ausersehen: Sie vermochte sich vorzustellen, wie die Sonne bei ihrem Aufgang und Untergang ihre schrägen Strahlen gleich goldenen Pfeilen in die Säulenhalle des Kiefernheims sandte. Mittags aber, aus steiler Höhe, würde sie die dichte grüne Decke der Baumkronen kaum durchdringen können. Tiefer Schatten und ein geheimnisvolles Dämmerlicht mußten in den weiten Hallen herrschen. Mond und Sterne zogen darüber hin, das Indigomeer der Mitternacht durchschiffend, und dazu sang die ewige Stimme des Wassers das Lied von der Vergänglichkeit allen Lebens. Sonst nur tiefe Stille, das Flüstern der Ferne und das große Schweigen der Einsamkeit. Fürwahr, Japan hatte seine Seele und seinen Liebreiz in die gläubigen Linien dieses Gebäudes verwoben und redete noch heute mit neuer Eindringlichkeit die Sprache seiner Vergangenheit.

„Jeder von uns“ fuhr Ito fort, „verdient sich seinen Unterhalt durch eigene Arbeit. Gehälter gibt es nicht. Das Kloster von Naniwa ist nur einige Meilen entfernt; einige Schüler können auch dort wohnen. Und jeder darf bleiben, so lange er mag.“

„Sind auch bekannte Persönlichkeiten unter den Schülern?“

„Ja, mehrere. Der große Maler Shimidzu ist jetzt dort,

auch der bekannte Bakteriologe Watanabe, andere werden nachkommen.

An Anregung wird es uns jedenfalls nicht fehlen, wenn die Kiefern beim Sternenschein wachen.“

Aus seinen Augen leuchtete das Glück wie der Schimmer der Morgenröte und entfachte auch in ihr das Feuer der Begeisterung.

Sie mochten sich wohl eine Stunde unterhalten haben, als Eleanor sich plötzlich Yasomas entsann, und es überkam sie ein Gefühl kühler Enttäuschung. Bestand nach allem, was sie soeben gehört, für sie die geringste Hoffnung auf Arimas Hilfe? Warum sollte er sich ihrer annehmen? Sie hatte gedacht, daß er in Gelassenheit und Stille in seinem Garten lebte, stets bereit, mitleidvoll zu helfen und zu führen. Nun aber war er umgeben von einer Gruppe wissenschaftlicher gebildeter Männer, die sich voll ruhiger Energie zu einem großen gemeinsamen Vorhaben zusammentaten. War da noch Raum für sie?

Eleanor liebte sie und glaubte an das Gute in ihr. Aber wie sollte ein Mann ihre Nöte begreifen, dem alle ihre Vorzüge nicht das geringste bedeuteten? So bedurfte es größter Vorsicht, wenn das Gespräch auf Yasoma kam.

„Sie haben mir von Ihren Hoffnungen erzählt und haben mich dadurch beglückt. Darf ich Ihnen jetzt auch von meiner Hoffnung sprechen, die mich bewegt?“

Er sah ihr schweigend gerade in die Augen.

„Sie kennen meine junge Freundin Yasoma Brandon.“ Ein plötzliches Finsterwerden seines Gesichtes konnte

ihr nicht entgehen. Seine Anteilnahme wurde alsbald zu kühler Höflichkeit.

„Ich habe Ihnen erzählt, daß sie nach Japan reist. Ich will Ihnen auch sagen, warum. Ein plötzlicher Abscheu gegen ihre ganze Umwelt hat sie erfaßt. Das heißt, für mich war es nicht plötzlich, denn ich habe schon seit einiger Zeit beobachtet, daß sie ihrem hiesigen Leben entwuchs. Ich glaube, solche Krisen sind häufiger, als man denkt. Darum habe ich ihr geraten, ihre jetzige Umgebung eine Zeitlang zu meiden und auf Reisen zu gehen. Sie hörten davon und schlugen als Reiseziel Indien vor, denn Sie wollten sie in Japan nicht haben. Ich verstehe Ihr Gefühl gut. Aber Indien wäre nicht das Richtige für sie. Sie ist reich und kennt die reichen Leute dort. Bestimmt würde sie dort wieder in ihren alten Lebensrhythmus verfallen. Darum riet ich ihr, ganz weit fort zu gehen, zu Menschen, die in keinerlei Beziehung zu ihrer heutigen Welt stehen und denen weder ihr Geld noch ihre Schönheit das geringste bedeuten.“

„Finden Sie Miß Brandon schön?“ fragte er überrascht.

„Das hätte ich nicht gedacht. Allerdings habe ich ihre Züge nicht genauer studiert, aber ihr Ausdruck und ihr Wesen hat für mich etwas Abstoßendes. Verzeihen Sie, daß ich das sage. Sie sind mit ihr befreundet. Entschuldigen Sie.“

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Es ist vielleicht gerade ein besonderer Reiz der Schönheit, daß sie auf jeden anders wirkt. Aber ganz abgesehen davon — ich glaube, sie befindet sich am Scheidewege,

und ein guter Einfluß könnte sie zur Selbstbesinnung bringen — ich hatte auf Arima sama gehofft —“ sie zögerte.

„Nein, nein! Das ist ganz unmöglich — undenkbar! Sie müssen verstehen — schwierig wäre es schon früher gewesen, aber jetzt ist es ganz ausgeschlossen. Japan ist nicht England, und Frauen —“

„Ich weiß, Sie halten sie für eine von den Frauen, deren abscheulich getreues Bild Ihr französischer Freund in seinem Brief gezeichnet hat. Solche Frauen gibt es gewiß in Menge; es gibt aber auch andere — und zu diesen anderen gehört sie.“

Ito sah durchaus nicht überzeugt aus: „Warum sprechen wir von ihr?“ sagte er unmutig. „Ich würde Ihnen gern beistimmen wie sonst, — aber hier — nein!“

„Sie sind sehr ungerecht,“ sagte sie mit einem Anflug von Unwillen.

Noch nie hatte es zwischen ihnen einen solchen Mißton gegeben. Einen Augenblick schien sich ein Abgrund zwischen ihnen aufzutun. Aber Eleanor streckte ihm die Hand entgegen:

„Es tut mir leid. Ich hätte nicht so zu Ihnen sprechen dürfen. Verzeihen Sie. Ich werde nichts mehr sagen.“

Ito war bleich und erschüttert. Sein Gewissen regte sich.

„Ich war brutal und herzlos. Sie haben ganz recht. Nennen Sie mir Ihre Wünsche, und ich werde sie Arima übermitteln, das verspreche ich Ihnen. Ich selbst kann nichts für sie tun, aber er wird schon das Richtige

wissen. Ich hätte nicht so abweisend sein dürfen. Entziehen Sie mir Ihre Freundschaft nicht!“

Sie trennten sich schweigend mit einem warmen Händedruck. Er verließ sie betrübt und in großer Unruhe. Das Einzige, was Eleanor Yasoma bei ihrer nächsten Begegnung in Aussicht stellen konnte, war, daß sich ihr wahrscheinlich die Gelegenheit bieten würde, Arima kennen zu lernen. „Wäre es vielleicht ratsam, die Abreise noch etwas hinauszuschieben?“ fragte sie, etwas unsicher.

„Jetzt oder nie!“ antwortete Yasoma hartnäckig. Sie wußte gut, von wo diese Zweifel kamen. Dabei brannte ihr Geheimnis ihr auf der Seele. „Entweder reise ich binnen vierzehn Tagen oder überhaupt nicht. Aber eine Vorsicht habe ich beobachtet: Ich ließ mir die Passagierliste der ‚Kagoshima Maru‘ geben, auf welcher ich Plätze belegt hatte. Ich hatte Todesangst, ich könnte auf denselben Dampfer geraten, mit dem Ito reist. Wirklich stand sein Name auf der Liste. Da habe ich schnell alles rückgängig gemacht und ein anderes Schiff gewählt. Um nichts in der Welt möchte ich mit ihm reisen! Er würde denken, daß ich ihm nachlaufe. Er wäre der einzige Mann auf der Welt, der sich das einbilden könnte — und er würde es wirklich tun.“

Sie sprachen nicht mehr von ihm. Eleanor wußte, wann es besser war zu schweigen. Sie hatten viel mit einander zu besprechen, bis der Tag der Abreise kam.

Eleanor ahnte nicht, was Yasoma so nervös machte, daß sie in ihrer Ungeduld die Abreise kaum mehr er-

warten konnte. Immer mehr kam sie zur Überzeugung, es müsse etwas Besonderes geschehen sein, was Yasoma so plötzlich aus London vertrieb. Aber ihre Vermutungen trafen die Wahrheit nicht. Es lag in Yasomas Wesen, neben allen ihren Torheiten, so viel Stolz und Reinheit, daß ein solcher Verdacht überhaupt nicht hätte aufkommen können. Und Eleanors Glaube an sie war Yasomas Schutz und Schild. Ihre Freundschaft war die einzige Stütze ihres Selbstgefühls und half ihr, den Abscheu gegen sich zu überwinden; es half ihr auch, Maxwells ständige Verfolgung mit hartnäckiger Zähigkeit zu ertragen. Ihm antwortete sie mit keinem Wort, würdigte ihn keines Blickes. Sie wollte und mußte unbedingt irgendwie darüber hinwegkommen, sein Bild vernichten, vergessen.

Endlich war der Tag der Abreise da. Eleanor fuhr mit Yasoma hinaus in den Hafen. Bridget folgte mit dem Gepäck. Beide schwiegen, und Eleanor fühlte ab und zu ein leises Zittern von Yasomas Hand in der ihren. Sie konnte es Yasoma gut nachfühlen, wieviel Mut sie jetzt aufbringen mußte. „Wenn ich nur wüßte, was mir bevorsteht.“ Das war ihre bange Frage. Aber sie blieb tapfer und wollte von den vielen Empfehlungen, die man ihr anbot, nichts wissen.

„Wenn ich sie annähme, käme ich womöglich in die Versuchung, davon Gebrauch zu machen“, sagte sie. „Man kann nie wissen. Es könnte doch sein, daß ich eines Tages ganz verrückt würde und alles aufgeben wollte. Wenn aber dann niemand da ist, der mir hilft, muß ich wohl oder übel weiter durchhalten. Komm nur

du recht bald, sonst findest du am Ende nur noch Scherben von mir. Ich kann mir wirklich nicht vorstellen, was dort aus mir werden soll.“

Sie gingen zusammen an Bord, von höflichen Stewards und Stewardessen mit vielen Bücklingen begrüßt. Bridget schmückte die Kabinen mit Blumen; alles war hübsch und bequem. Die Bücher wurden eingeräumt, die neuesten Zeitungen und Magazine auf dem Tisch der Wohnkabine ausgebreitet; die gaben dem Raum Farbe und Behaglichkeit. Bridgets Kabine lag dicht daneben.

„Es ist wirklich reizend hier“, sagte Yasoma etwas hoffnungsfreudiger. „Ich glaube, ich werde die Reise genießen. Und schließlich kann ich immer noch in Hongkong über Bord springen oder in Kobe Selbstmord begehen! Wollen wir uns noch etwas setzen, bevor du an Land gehen mußt?“

Sie saßen noch ein Weilchen beisammen und Eleanor wiederholte ihr nochmals, wie gut und freundlich man sie in Japan empfangen werde. Yasoma hörte zu, ohne sie anzusehen; ihre schwarzen Wimpern waren tief gesenkt. In diesem Augenblick hatte sie nur den leidenschaftlichen Wunsch, so schnell wie möglich wieder an Land zu gehen. Aber Feigheit war nie ihr Fehler gewesen, so war sie entschlossen, die ihr verordnete Arznei zu schlucken.

Da erschien plötzlich an ihrer Tür ein Junge, der Sohn des Hausmeisters, mit einem Brief und einem Telegramm.

„Meine Mutter setzte mich in ein Taxi, Miß, und sie sagte: Jetzt mach, daß du wie ein gölter Blitz in den Hafen kommst. Vielleicht erreichst du das Schiff noch — und da bin ich.“

Yasoma ergriff das Telegramm und gab es Eleanor. Den Brief versteckte sie schnell.

„Gern behilflich. Kann Sie in Naniwa aufnehmen. Unterschrift ‚Arima‘.“

Sie sahen einander an.

„Das freut mich“, sagte Eleanor. „Das ist wirklich gut! Jetzt hast du ein Standquartier und außerdem ist es schön dort, wie ich höre. Jetzt bin ich deinetwegen ganz beruhigt.“

Yasomas Blick aber wurde stahlhart.

„Das mag sein. Aber das will ich dir lieber gleich sagen: ich will Ito nicht das Geringste zu verdanken haben. Er kann mich nicht leiden. Er verachtet mich. Darum werde ich nie dahin gehen, wo er ist. Wenn er in Naniwa ist, werde ich nicht dort sein.“

Eleanor hielt es für besser, nicht mehr von Ito zu sprechen und eine etwaige Begegnung in Naniwa dem Schicksal zu überlassen.

Da ertönte der Gong, als Zeichen des Abschieds. Yasoma klammerte sich unwillkürlich an Eleanor.

„Ich glaube, du bist die einzige Freundin, die ich auf der ganzen Welt habe“, sagte sie. Diese Worte entzogen sich unwillkürlich ihrem verschlossenen Herzen. „Alle anderen — Ach, Eleanor! Vergiß mich nicht! Du wirst mir doch schreiben! Und komm recht bald!“

Eleanor hatte Tränen in den Augen. Es war nicht schwer, Yasomas Fehler zu entdecken, aber ebenso leicht, sie lieb zu haben. Der letzte Eindruck, den sie von ihr mitnahm, war, wie sie in ihrem kleinen Salon stand, und sie mit einem flehenden traurigen Blick anschaute. Sie kam sich vor wie der Scharfrichter, der einen Gefangenen verläßt.

Als sie an der breiten offenstehenden Tür des großen Salons vorüberkam und einen Blick hineinwarf, sah sie dort zu ihrer größten Verwunderung Ito im Gespräch mit einem der Offiziere stehen. Sollte sie umkehren und Yasoma warnen? Ihr dringend ans Herz legen, vernünftig zu sein? Dann aber erkannte sie das Komische der Situation. Natürlich hatte Ito aus demselben Impulse gehandelt wie Yasoma, hatte ihren Namen in der Passagierliste des ersten Schiffes gelesen und sich schnellstens für das nächste entschieden. Offensichtlich war hier die heitere Muse, die so wenig in den Kreis ihrer himmlischen Schwestern paßt, mit ihrer Hand im Spiel.

Daran war nun im Augenblick nichts zu ändern. Sie eilte das Fallreep hinunter und sah vom Kai aus zu, wie das mächtige Schiff sich in Bewegung setzte. Ein Taschentuch flatterte aus Yasomas Fenster, und Bridget war auf das große geschützte Promenadendeck hinauf gestiegen, um von dort aus zu winken.

Langsam glitt das Schiff hinaus aufs schimmernde Meer und Eleanor eilte nach Hause, um sofort zu schreiben und ihre Unschuld zu beteuern.

Yasoma stand allein in ihrer Kabine und las einen Brief:

„Wie ich höre, fährst Du nach Cannes, Liebling! Und ich schwöre Dir, daß wir uns dort sehen werden. Du kannst mich nicht länger fern halten. Ohne Dich bin ich zu nichts brauchbar. Weder zur Arbeit, noch zum Vergnügen. Wir müssen jetzt alles in Ordnung bringen. Ich möchte einen fabelhaften Plan mit Dir besprechen. Sei nicht grausam. Ich weiß zwar, daß es nichts zu bedeuten hat, aber mach mich nicht ganz verrückt, sonst weiß ich nicht, was ich tue.“

Entrüstet zerriß sie den Brief in kleine Stücke; sie streute sie in den Wind, der sie forttrug.

..

EIN BRIEF AUS MARSEILLE.
„Meine liebe Eleanor!

Wenn Du es gewußt hast und mir nicht gesagt hast, ist es gut, daß Frankreich in seiner ganzen Länge zwischen uns liegt. Der erste Mensch, den ich beim Betreten des Salons erblickte, war Ito, und ich mußte, aufrichtig gesagt, trotz meiner Wut lachen, als ich sein Gesicht sah. Du kannst mir glauben: schmeichelhaft war sein Ausdruck nicht. Am liebsten hätte er sicher Reißaus genommen. Ich ging also direkt auf ihn zu und sagte sehr kühl: „Ich wußte nicht, wann Sie reisen; da wir uns nun jedesmal zanken, wenn wir uns treffen, und auf dem Schiff kein Raum ist für solche Kämpfe, so habe ich die Passagierliste der „Kagochima Maru“ durchgesehen und, als ich darin Ihren Namen fand, auf diesem Schiff belegt. Mehr konnte ich nicht tun!“ Ich sah es seinem Gesicht an, daß er genau dasgleiche getan hatte wie ich und mußte heimlich lachen. Mit seiner schrecklichen, wahrhaft eisigen Höflichkeit sagte er, wenn seine Gesellschaft mir so unangenehm

sei, könnte er in Marseille auf ein anderes Schiff gehen. Ich hatte den Eindruck, daß er sich als Japaner auf einem japanischen Schiff als eine Art Gastgeber fühlt; wäre ich nicht sehr vorsichtig gewesen, so hätte er wirklich Reißaus genommen. Und das wäre katastrophal gewesen, denn das nächste Schiff geht erst nach vierzehn Tagen. Es hätte mich kaum überrascht, wenn er mir zu Gefallen über Bord gesprungen wäre, so aufrichtig entsetzt sah er aus. Also nahm ich mich zusammen und sagte: „Wir brauchen einander ja nicht öfter zu sehen, als Ihnen angenehm ist. Wir grüßen einander von weitem, vertiefen uns in unsere Bücher, und die sechs Wochen sind wie im Traum vorüber!“ So trennten wir uns, und an den beiden ersten Tagen wurde alles so eingehalten, wie ich es vorgeschlagen hatte.

Auf dem Schiff ist eine ganz hübsche Bibliothek. Ich baute einen Wall von Büchern um mich auf und versuchte nicht aufzublicken, wenn er, mit einem oder dem anderen Herrn melodiös japanisch sprechend, an mir vorüberging. Es sind auch ein paar Engländer auf dem Schiff, aber von der lauten, ordinären Sorte. Ihren Annäherungsversuchen begegne ich mit eisigen Blicken. Mir ist die unverschämte Art, mit der sie die Japaner auf deren eigenem Schiff behandeln, widerwärtig, und wenn ich je Lust bekäme, mit ihnen zu sprechen, dann nur, um ihnen gründlich die Meinung zu sagen. So saßen Bridget und ich immer allein.

Ich dachte ernstlich daran, in Marseille umzukehren, aber da kam mir die Idee, das könnte ihn in seinem

Stolz und seiner Höflichkeit so tief kränken, daß er auf der Stelle Harakiri (das, wie ich jetzt höre, *seppuku* heißt) begehen würde, und ich dürfte dir als eine Mörderin nicht mehr unter die Augen kommen. Aber nun höre das Ende, oder vielmehr den Anfang der Geschichte! Vor vier Tagen, als er mich so allein sitzen sah und Bridget neben mir fest eingeschlafen war, kam er auf mich zu, verneigte sich mit wahrhaft erschütterndem Ernst und sprach die folgenden denkwürdigen Worte:

„Miß Brandon, ich möchte Sie wegen meiner bisherigen Unhöflichkeit um Entschuldigung bitten. Verzeihen Sie mir! Sie haben sich einem japanischen Schiff anvertraut, und ich, ein Japaner, bin Ihnen kalt und unhöflich begegnet. Das tut mir aufrichtig leid und ich schäme mich sehr. Außerdem sind Sie Mrs. Aschams Freundin, die ich liebe (womit, Liebste, er natürlich nicht sagen wollte, daß er *mich* liebe; diese Unbestimmtheit rührt von unserer Sprache her!); darum habe ich erst recht keinen Anspruch auf Vergebung. Und doch finde ich keine Ruhe, wenn Sie mir nicht verzeihen.“

Bridget begleitete seine ganze Rede mit einem sanften kleinen Schnarchen, und es war alles sehr komisch und rührend zugleich, weil er so entsetztlich ernsthaft war. Und was glaubst Du, was ich da tat? Du würdest nie darauf kommen, darum muß ich es Dir schon sagen. Ich hatte mich so verlassen und unglücklich gefühlt,

daß mir bei diesen freundlichen Worten die Tränen in die Augen traten und überflossen. Ich bemerkte, daß er eine unwillkürliche Bewegung nach seinem Taschentuch machte, während ich schnell das meine herausholte. Dann eilte er davon und kam mit einem Glas Wein wieder, und ich mußte etwas davon trinken, weil es doch so sehr freundlich von ihm war.

„Da ich daran schuld bin“ — sagte er, und war voller Angst um mich bemüht. Nun also, um es kurz zu machen: ich sagte ihm, mir tue es auch sehr leid, und ich schämte mich auch und wir wollten doch bei Deinem heiligen Namen Frieden schließen. Darauf ging er ein. Er setzte sich zu mir und erzählte mir wundervoll von Japan, von den Kunstschätzen Kiotos und Naras und von allem, was Du Dir nur denken kannst, wohl eine Stunde lang. Wären wir schon seit jeher intimste Freunde gewesen, so hätte er nicht netter sein können. Dann suchte er auf dem Schiff alle die Japaner zusammen, die englisch oder französisch oder deutsch sprachen — es waren eine ganze Menge — und stellte sie mir der Reihe nach vor. Zuletzt machte er mich mit zwei niedlichen kleinen japanischen Damen bekannt, die aus ihrer Kabine erschienen waren. Es war seine ältere Schwester, die Witwe von Arimas Bruder, mit ihrer Tochter Sayoko. Er bat sie, mir die einfachsten japanischen Höflichkeitsformeln beizubringen, damit ich bei der Ankunft gleich etwas sprechen könne, und in ihrem niedlichen, schüchternen Englisch versprachen sie mir, sich meiner anzunehmen. Seine Schwester

sieht so alt aus, daß man sie für seine Mutter halten könnte. Die Tochter war einige Jahre in England in der Schule. Waren das nicht feurige Kohlen? Ernstlich! Ich schämte mich sehr und tauchte mit Herz und Seele im ganzen Tumult unter. Und jetzt bin ich umringt von lauter freundlichen Menschen, die sich alle bemühen, mir ihre schöne Sprache beizubringen. Sogar Bridget hat schon gelernt, auf japanisch Guten Morgen und Gute Nacht zu sagen. Jetzt bin ich viel froher und hoffnungsvoller.

Ich muß jetzt schließen, denn der Brief muß auf die Post und ich will Dir nur noch sagen, daß ich Dich lieb habe und in Dir die Göttin sehe, die mich auf den rechten Weg geführt hat. Wie das Ziel aussieht, kann ich noch nicht sagen, aber *Du* wirst bleiben! Jedenfalls gefallen mir diese Menschen, und Bridget sagt von ihnen: ‚Wenn sie nicht Heiden wären, so wären sie die besten Christen‘. Sicher wird sie bald in Ito den Greathart unserer Expedition sehen, der alle Drachen und Dämonen besiegt. Wer hätte das gedacht! Und nichts Geringeres als meine Tränen haben das Wunder bewirkt. Eigentlich begreife ich nicht, warum ich geweint habe. Für gewöhnlich muß schon ein Moses kommen, wenn aus meinem Felsen Wasser quellen soll — aber diesmal genügte ein Blick. Gott sei Dank!

Deine Dich liebende Soma.

„P. S. Denk doch! Der Name Sayoko bedeutet ‚Morgenröte‘. Ist das nicht hübsch?“

Gleichzeitig kam ein Brief von Ito an, kurz und sachlich.

„Meine liebe Mrs. Ascham!

Ich muß Ihnen beichten, denn ich verdiene Ihre Freundschaft nicht mehr. Als ich Miß Brandon unter den Passagieren bemerkte, ärgerte ich mich. Ich hatte den schlimmen Verdacht, sie habe es absichtlich so eingerichtet, um mir einen Streich zu spielen. Ich war auf tiefste verletzt und beschloß, nicht mit ihr zu sprechen. Ich dachte: Es sind ja auch Engländer auf dem Schiff, mit denen kann sie sich unterhalten. Aber sehr bald sah ich, daß sie das nicht tun würde, denn diese Engländer waren nicht vom Samurai-Typ. Trotzdem wollte ich nicht nachgeben. So kam es, daß ich sie Tag für Tag allein sitzen sah, bis ein Freund schließlich sagte: ‚An Bord dieses Schiffes sind wir die Gastgeber. Wir sollten uns schämen!‘ Da fiel mir ein Funke ins Herz und ich ging zu ihr und bat sie um Verzeihung, ebenso wie ich Sie jetzt demütig um Verzeihung bitte. Noch mehr schämte ich mich, als ich in ihren Augen Tränen sah. Tränen der Einsamkeit — bei ihr, die doch so viele Freunde hat! Blutstropfen hätten mir nicht deutlicher zeigen können, was für eine Wunde ich ihr geschlagen hatte. Einem jungen Mädchen! Von diesem Augenblick an — glauben Sie es mir! — habe ich alles, was in meinen Kräften steht, für sie getan, und die Liebenswürdigkeit, mit der sie alles annimmt und mir zeigt, daß sie mir verzeiht, beschämt mich immer mehr. Alle meine Landsleute auf dem Schiff finden, daß sie eine ungewöhnlich schöne und anmutige Dame ist.

Von Naniwa haben wir noch nicht gesprochen — das wird noch kommen. Ich werde Arima mitteilen, wie jung sie ist und wie liebenswert, und sicher wird auch er wie wir alle sein Bestes für sie tun. Die alte Dame, die mit ihr reist, ist, ohne es selber zu wissen, eine gute Buddhistin von der schlichteren Art.

Ich flehe Sie kniefällig um Vergebung an und bitte Sie, mir zu glauben, daß die Dankbarkeit für alle Güte, die Sie mir stets erwiesen habe, alle meine Wiedergeburt überdauern wird. Befehlen Sie Ihrem Freunde und Diener, was Sie wollen, und er wird darin stets eine Gunst und Auszeichnung erblicken.

Yasujiro Ito“.

Beide Briefe rührten Eleanor, denn sie las zwischen den Zeilen die Sprache großmütiger Herzen. Sicher trug Yasomas Liebreiz viel zu dieser Versöhnung bei. Jetzt erst konnte sie auf eine aufrichtige und dauernde Freundschaft der beiden hoffen. Mit Spannung erwartete sie die nächsten Nachrichten. Sie kamen aus Neapel.

Yasoma beschrieb einen Ausflug nach Pompeji und fuhr dann fort:

„Liebe gute Eleanor!

Gestern Abend erzählte mir Ito von Arimas Garten. Er muß bezaubernd sein, aber trotzdem war mir bei seiner Schilderung, als wehe da eine leise kalte Strömung hindurch, als herrsche da etwas Erhabenes, fast Unheimliches. Ich hatte das Gefühl — das deutliche Gefühl, als stände mir dort etwas Wunderschönes, viel-

leicht aber auch etwas Schreckliches bevor. Aber ich wagte nicht, Ito zu fragen. Ich muß es abwarten. Plötzlich sagte er mir etwas Überraschendes: ‚Ich habe durch Mrs. Ascham gehört, daß Sie Meisterin im Jiu-Jitsu sind. Das wird Ihnen bei uns von großem Nutzen sein — und uns auch.‘ Aber Eleanor! Liebe! Wie konntest du ihm so etwas sagen! Meine ungeschickten Anfängergriffe sollen Meisterschaft sein! Was wird er sagen, wenn er sie sieht! Und ich möchte in seinen Augen doch etwas gelten. Leider! Aber es ist so.

Ich sagte ihm darauf, ich könne nur wenig, worauf er erwiderte, Sayoko sei sehr tüchtig im Jiu-Jitsu, ich solle mit ihr üben. Sie ist sehr freundlich darauf eingegangen und jetzt bin ich gespannt, wer von uns beiden mehr kann. Du weißt, daß man mir in London oft gesagt hat, ich könne es leidlich.“

Jedes Wort brachte Yasoma ihr näher. Also hatte sie sich nicht geirrt. Es war für Yasoma der rechte Weg. Der Weg zum Garten des Arima.

Gleichzeitig erhielt Eleanor von Ito einen langen Brief, voll Vorfreude auf Naniwa. In Bezug auf Yasoma schrieb er am Schluß:

„Mehr und mehr sehe ich ein, wie falsch mein Urteil über sie gewesen ist. Sie hat den Mut der Samurai. Das hatten Sie mir schon gesagt, aber ich habe es nicht geglaubt. Sie hat eine schnelle Auffassung und große Empfänglichkeit für alles Schöne. Meine beiden Damen sagen mir, sie sei sanft und gütig in allem, was sie tut. Auch rechnen sie es ihr sehr hoch an, daß sie so freundlich zu ihrer alten Dienerin ist, dieser guten Seele. In

unseren Augen ist ein solches Verhalten das Kennzeichen der wahrhaft vornehmen Frau, weil sie die Treue zu schätzen weiß. Jetzt freue ich mich wirklich, daß sie mitgereist ist, und alles, was für sie geschehen kann, soll geschehen.

Ich wollte, Sie könnten Arima bald kennen lernen. Seine Art zu lehren ist nicht die eines Schulmeisters. Sie besteht in der Kunst, den Schüler in einen solchen Zustand von Empfänglichkeit zu versetzen, daß er durch die Weisheit der Welt entflammt wird, wie das Streichholz an der Schachtel. Das ist ein banaler Vergleich. Aber das Feuer ist entfacht. Er ist hart wie die großen Zen-Meister der alten Zeit. Mit dieser Härte rüttelt er die Menschen auf und scheucht sie aus der Höhle ihres Alltagsdenkens. Noch nie habe ich jemand gesehen, der für die Natur, auch für die Tiere ein so vollkommenes Verständnis hat wie er. Er nennt das Tier ‚das Tor des aufsteigenden Bewußtseins‘. Oft vermittelt er durch sie die Weisheit, wie einst Buddha es tat, der eine Blume in der Hand hielt, sie lächelnd einem seiner Schüler zeigte und ihm dadurch tiefstes Wissen verlieh. In Naniwa blüht die Kunst wie die Blume auf den Wiesen. Wenn Miß Brandon Augen hat zu schauen — und ich zweifle nicht, daß sie sie hat — so steht ihr noch viel Schönes bevor.“

Die nächsten Briefe kamen aus Port Said.

„Liebste Eleanor!

Alles geht gut, aber mein Stolz hat eine Schlappe erlitten, von der ich nur ungern berichte. Sayoko und ich

haben uns, bald nach der Ausfahrt aus Neapel im Jiu-Jitsu gemessen. Als wir in einer köstlichen blauen Brise, umtanzt von kleinen schaumspühenden Wellen, auf dem Mittelländischen Meere schaukelten, trat sie vor mich hin, verneigte sich und fragte: ‚Ehrlichen Kampf?‘ Nach einer halben Stunde standen wir uns in unseren Turnanzügen in meinem Wohnzimmer gegenüber, Mrs. Arima und Bridget waren die Unparteiischen. Bridget findet nämlich großen Gefallen daran. Ich glaube, sie sieht es als eine Vorübung an für die Kämpfe des Pilgrims gegen die Dämonen, die ihm auf den Landstraßen den Weg zu versperren trachten. Natürlich dachte ich, mit Sayoko würde ich leicht fertig werden. Sie ist kleiner als ich, sehr fein und zart gebaut, hat winzige hauchdünne Händchen, ein süßes eiförmiges Gesichtchen und große Augen mit den hübschen runden japanischen Lidern, die dem Blick den eigentümlich feuchten Glanz verleihen. Ich hätte sie aufheben und forttragen können. Ja! wenn ich gekonnt hätte! Aber nichts davon! Wir verneigten uns tief — du kennst ja die Etikette — und näherten uns kampfbereit. Anfangs war ich im Vorteil, denn ich konnte mehr, als sie erwartet hatte. Das veranlaßte sie zum Einsatz ihres ganzen Könnens. Schon wurde es sehr viel schwieriger für mich, ich machte einen falschen Griff, dem sie mit einer Wendung des Knies begegnete, und in einer Minute lag ich am Boden. Da hättest Du sehen sollen, wie dieses liebe kleine Geschöpf sich wegen ihrer Überlegenheit entschuldigte. Ich glaube, sie hatte eine aufrichtige Freude, als ich sie einmal be-

siegte. Das ist mir nur ein einziges Mal gelungen und nur, weil sie eine Sekunde lang zerstreut war. Sie kann also wirklich viel mehr als ich. Aber was für ein Sport ist das! Am selben Tage lehrte sie mir einen neuen Griff — einen ganz vorzüglichen. Mit diesem könnte ich Dich auf einer Rundreise um den Erdball beschützen; und bald werde ich ebenso viel können wie sie. Ich lerne jeden Tag etwas zu. Sie meint, wenn wir im Roten Meer sind, könnte ich es auch mit einem von den Männern versuchen. Die würden aber wahrscheinlich viel zu höflich sein, um ihr ganzes Können einzusetzen. Sie verkündet meinen Ruhm auf dem ganzen Schiff. Alle interessieren sich dafür, besonders Ito.

Noch nie in meinem Leben habe ich eine so glückliche Zeit erlebt wie jetzt. Alle Japaner tun, als gehörte ich zu ihnen, und da sie fast alle die eine oder die andere europäische Sprache sprechen, herrscht dauernd ein allgemeiner Verkehr. Auch das muß ich Dir noch erzählen: Sayoko und ihre Mutter und einige Herren haben die große Freundlichkeit, mir jeden Abend nach dem Essen japanische Stunden zu geben, und ich habe schon allerlei gelernt. Auf dem ganzen Schiff gilt es als ein unterhaltendes Spiel, mich zu unterrichten. So gar die Stewards, die mir etwas bringen, deuten, bevor sie es vor mich hinstellen, mit freundlicher Miene darauf und sagen, wie es heißt. Ich muß es dann wiederholen, und dann gibt es Gelächter und unzählige Verbeugungen und so viel Spaß, als wäre ich ein braves Kind. Ich kann auch schon ganz elegant mit den Hashi-

Eßstäbchen essen. Ich bin furchtbar gern hier und lerne jeden Tag etwas zu.“

Zwei Tage darauf kam eine Fortsetzung dieses Briefes. „Zwei Herren waren bereit, sich mit mir und Sayoko im Jiu-Jitsu zu messen. Der eine war Ito, der andere ein Vetter Sayokos. Es wurden nur zwei Zuschauer zugelassen. Der Platz auf dem Deck wurde mit Fahnen ganz verhängt. Ich hätte die Öffentlichkeit nicht gescheut, aber ich merkte, daß sie es so für richtig hielten. Nun, es war ein großer Moment und ich war höchst begeistert. Sayoko besiegte mich zweimal, ich sie einmal. Sie besiegte auch ihren Vetter. Dann kämpfte sie gegen Ito und er schleuderte sie wie einen Ball in die Höhe, aber so geschickt, daß sie sich gar nicht weh tat. Dann versuchte er es mit mir. Natürlich war das für ihn nur eine Spielerei, aber er ließ es mich nicht merken. Er gab sich viel Mühe, mir seine Griffe und Listen anzuzeigen; dadurch lernte ich mehr als je zuvor. Zur Übung ließ er sich mehrmals von mir hinwerfen und will Sayoko und mich jetzt täglich unterrichten. Man fühlt sich nachher ganz wundervoll und ich habe das Gefühl, — wie soll ich sagen — daß noch viel mehr dahinter steckt, als es den Anschein hat: eine ganze Lebensphilosophie.

Das verstehst Du sicher, denn Du weißt, daß man den Feind durch *seine* Kraft bekämpft und nicht durch die eigene. Es ist der Sieg des Denkens über die rohe Gewalt. Ich begreife jetzt erst, wie wahr es ist, was Du mir einmal von dem Begründer einer der großen Jiu-Jituschulen sagtest: er habe gesehen, wie eine schwere

Schneelast die starken Äste einer Kiefer abbrach, von den biegsamen Kronen der Weiden aber abglitt. Aus dieser Beobachtung lernte er.

Als unser Kampf beendet war, kamen noch zwei Männer, um es mit Ito zu versuchen, aber keiner von ihnen vermochte ihn zu besiegen. Er ist einfach prachtvoll: ganz und gar Ruhe und gespannteste Aufmerksamkeit, nie auch nur ein aufgeregter Blick! Und immer der Überlegene. Als ich es ihm sagte, erwiderte er, er sei nichts gegen Arima. „Sie werden sehen! Er wird Ihnen Dinge lehren, die auch mir noch unbekannt sind. Was würden Sie dazu sagen, wenn er Ihnen den Vorschlag machte, die Feuerprobe des Erwürgtwerdens zu bestehen? Mit Frauen macht man sie sonst nicht, wenn Sie sich aber als eine sehr starke Seele erweisen, könnte er Ihnen vielleicht sagen, Sie sollten sich dazu entschließen!“

Liebe! Du hast mir einmal von dieser merkwürdigen Sache erzählt, und daß man auf geheimnisvolle Weise wieder ins Leben zurückgerufen wird. Ich sagte Ito, ich würde es für eine Ehre halten, wenn Arima glaubte, ich könne das aushalten. Wahrhaftig, ich würde keine Angst haben. Ebenso wenig wie auf den Jagden beim Setzen über die großen Hindernisse. Aber ich fange an zu glauben — nein — ich will lieber noch nichts davon sagen. Du hast mir oft gesagt, es sei viel besser, über eine Sache nicht zu sprechen, bevor man ihrer ganz sicher ist. — Von Sayoko möchte ich Dir noch erzählen: Sie ist ein ungewöhnliches Mädchen. Sie ist voll Kraft und Mut. Ich glaube, sie könnte Heldentaten vollbrin-

gen. Und dabei liegt in ihrem Wesen auch etwas — wie soll ich sagen — Mystisches. Auch sie beschreibt mir Arimas Garten und ist doch noch nie dort gewesen. Was ist es nur mit diesem Garten? Was meinen sie alle? Sie sagen es mir nicht. — Heute Abend sagte Sayoko:

„Meine Mutter liebt mich sehr, und wenn ich sie um etwas bitte, so kann sie es mir nicht abschlagen. Nun habe ich sie gefragt, ob wir nicht auf einige Zeit nach Naniwa zu meinem Onkel Arima ziehen und in seiner Nähe einen Garten anlegen sollten. Das wäre doch viel schöner als Tokio. Ich wünsche mir das sehr — und meine Mutter willigte ein! Also kommen wir auch hin!“

Ist es wohl eine Gartenstadt? Ich kann mir kein Bild machen, und doch zieht es mich hin. — Heute erzählte mir Mr. Kuroda, daß Arima ein Mann des siebenten Grades im Jiu-Jitsu ist, und daß es in Japan jetzt nur vier Männer siebenten Grades gibt. Weder Ito noch die Damen Arima hätten mir je ein Wort davon gesagt. Kuroda erzählte mir auch, Ito habe Arima sein ganzes Vermögen für sein Werk gegeben. Ich liebe das Starke! Du doch auch?“

Mit dieser Post hatte Ito nicht geschrieben. Eleanor las Yasomas Brief mit größter Freude. Es war ihr, als habe sie das gesunde Gedeihen einer Pflanze vor Augen, die selbst nichts von ihrem Wachstum weiß, dadurch umso lieblicher erscheint. Sie verstand, daß Mrs. Arima und ihre Tochter nach Naniwa gingen, um Yasoma den Zugang zu ermöglichen. Als einzige Frau

wäre sie nicht aufgenommen worden. Sie beschloß, sich darüber nicht zu äußern und alles weitere stillschweigend Ito's Führung zu überlassen.

„Einmal werde ich ihm danken können,“ dachte Eleanor.

Für Yasoma gingen die Tage dahin wie ein Traum. Sie holte ihre japanische Grammatik hervor, die ihr anfangs völlig hoffnungslos erschienen war, und siehe da: durch den scherzhaften Unterricht ihrer Bekannten war ein Anfang gemacht und dank ihrer ausgesprochenen Sprachbegabung machte sie schnelle Fortschritte. Zwei Stunden täglich bei Ito und den Damen Arima, freundliche Ermutigung und Verbesserung ihrer Aussprache von allen Seiten — kein Wunder, daß es rasch vorwärts ging. Nie würde sie den Mondschein-Abend, kurz vor der Ausfahrt aus dem Roten Meer vergessen. Ito hatte ihr die Aufgabe gestellt, sie solle einem erlesenen Kreise, nach seiner englischen Niederschrift einige japanische Verse vorlesen. Den Inhalt hatte er ihr sorgfältig erklärt, die Aussprache gründlich beigebracht. Wie begeistert waren alle ihre Zuhörer, als Yasoma die Verse nicht etwa las, sondern mit Anmut und Verständnis auswendig vortrug! Auch für ihre Lehrer war das ein Erfolg und sogar Ito's ernsthafte Miene hellte sich freudig auf. Ja, sie war wirklich der verwöhnte Liebling des ganzen Schiffes. Und doch brannte und schmerzte in ihrem Herzen die verborgene Wunde. Im Geiste sah sie, wie alle ihre neuen Freunde sich von ihr abwandten, sobald sie die Wahrheit erfuhren. Oft erschien sie sich selber falsch, ver-

logen und niederträchtig. Denn alle Güte, die sie empfing, beruhte ja auf falschen Voraussetzungen. O, schreckliches Leben; ein einziger gedankenloser Augenblick konnte eine Wunde schlagen, die nie zu heilen, nie zu vergessen war. Manchmal versuchte sie verzweifelt, sich einzureden, es sei überhaupt nichts geschehen. Jedenfalls stand für sie fest, daß dieser Fehltritt ihr ganzes Leben verdüsterte. Sie spürte unklar, daß es Hochverrat gewesen war und die schreckliche Erinnerung jede wahre Freude ersticken mußte.

„Wenn sie wüßten!“ Diese drei Worte bedeuteten, so oft sie auftauchten, Verlassenheit. Europäern hätte sie mit stummen Trotz begegnen können und wäre dadurch selbst härter geworden. Aber diesen Menschen gegenüber, die so gut und arglos waren!

Es gab Stunden, in denen ihr Inneres eine einzige Wunde war, für die es auf Erden keinen Balsam gab.

WAHREND DER HIMMELBLAUEN Sonnentage und strahlenden Mondnächte auf dem Indischen Ozean belebte sich der freundschaftliche Verkehr. Aber trotz dieser zunehmenden Vertrautheit kam Yasoma dem Geheimnis, das über Arimas Garten lag, nicht näher. Manchmal zweifelte sie daran, ob diese Heimlichkeit auf Absicht beruhe. Vielleicht war es japanische Etikette, wenn Sayoko ihr freundlich, aber immer ausweichend antwortete, so oft sie sie auch fragte. Sie war dieser ewigen asiatischen Zurückhaltung müde, und bei einer Übung mit Ito kam ihr der Gedanke, Judo könne ihr als Anknüpfungspunkt für ihre Fragen dienen.

Am Nachmittag traf sie Ito allein auf Deck. An die Reeling gelehnt, schaute er unbeweglich nach Osten, als wolle er die Ferne überwinden und das ersehnte Ziel mit seinem Blick erreichen. Das Meer war von unbeschreiblicher Herrlichkeit; eine wogende, metallisch glänzende violett-blaue Fläche; die frische Brise flog über die krausen weißen Schaumstreifen und zer-

stäubte ihren Gischt. Regenbogen leuchteten allenthalben auf den sich ewig erneuernden, jadegrünen mit hellgrünem Feuer gekrönten Wogen.

Etwas zaghaft, als fürchte sie den Eindruck in seine Versunkenheit, näherte sie sich ihm.

„Darf ich eine Frage an Sie richten?“ sagte sie. Er kehrte aus einer anderen Welt in die Gegenwart zurück.

„Gewiß, tausend, wenn Sie wollen. Es wird mir eine Freude sein.“

Er begleitete sie zu ihrem Sessel und setzte sich neben sie. Aber noch zögerte Yasoma. „Ich möchte Sie so sehr gern etwas fragen, ich weiß nur nicht recht, wie — es bezieht sich auf Jiu-Jitsu.“

„Da brauchen Sie doch nicht viel fragen, Sie sind für eine Frau ungewöhnlich tüchtig und werden noch weitere Fortschritte machen. Mir scheint, Sie haben Erfolg in allem, was Sie tun. Wie wenig wußte ich in London von Ihnen!“

„Ach, sagen Sie mir doch bitte, was Sie damals von mir dachten!“ Er sah sie forschend an. Ihr einziger Wunsch war, seine Gedanken, seine Augen, seine Stimme, seine ganze Person einzig für sich in Anspruch zu nehmen. Er antwortete freundlich, aber doch widerstrebend:

„Es ist schwer zu sagen! Ich hielt Sie für eine der müßigen, reichen jungen Damen, aber so denke ich jetzt nicht mehr. Warum wollen Sie das wissen?“

„Weil ich hoffe, daß Sie Ihre Meinung inzwischen geändert haben. Ich war damals töricht und verschwenderisch. Und jetzt — wie kommt es, daß ich mich so

verändert habe? Wodurch mögen mir die Augen aufgegangen sein?“

Er sah sie nachdenklich an. Sie war entzückt, denn es war ihr gelungen, seine Gedanken auf sich zu lenken. Die Frage nach Arimas Garten war ihr ganz entfallen. Ihre Demut, so meinte sie, müsse ihn rühren, ihn hilfreich und zugänglich stimmen. Im Grunde aber wäre sie durchaus nicht traurig gewesen, hätte seine Kraft sich plötzlich in Schwäche verwandelt. In ihrem flatternden weißen Seidenkleid, mit ihrem lockig um Stirn und Schläfen wehenden schwarzen Haar wußte sie sich besonders anziehend. Aus ihren großen dunklen Augen flehte es: „O, sieh mich an! Kannst Du noch hart sein gegen mich?“ Er aber schaute wieder nach Osten und seine Stimme blieb unbewegt.

„Sicher lebte in ihrem Herzen schon längst die Sehnsucht nach Höherem. Aber zürnen Sie mir nicht: Zen ist gar nicht dafür, daß viel über Persönliches gegrübelt und gesprochen wird. So sehr es auch seine Anhänger dazu anhält, die tiefste Einsicht in das eigene Wesen zu suchen. Das Persönliche im engeren, egoistischen Sinn soll untergehen wie ein nächtlicher Traum. Aber Sie wollten mich doch etwas fragen?“

Kein Tadel hätte in feinerer Form geäußert werden können. Überdies war er noch durch ein liebenswürdiges Lächeln gemildert. Dennoch errötete sie jäh. Zornig über sich selbst lenkte sie schnell ein:

„Sie haben recht! Immer wieder treibt es mich, von mir selbst zu sprechen. Sie müssen es mir verbieten, wenn ich wieder davon anfangen. Also, wenn Sie mir ver-

ziehen haben, möchte ich Sie fragen: Warum ist es so wichtig, sich im Jiu-Jitsu zu üben? Hat es damit eine besondere Bewandtnis?“

Auf diese Frage ging er mit lebhaftem Interesse ein.

„Das wissen Sie nicht? Denken Sie einmal darüber nach, wie Sie sich dabei fühlen! Jetzt kann ich Ihnen noch nicht viel darüber sagen, aber später werden Sie es selbst erfahren. Es liegt Ihnen im Blut.“

„Ja, ich liebe es! Meinen Sie das? Es gibt mir ein Gefühl von Macht — ach — es ist etwas ganz Eigenartiges.“

„Und doch ist es für viele ein gewöhnlicher Sport. Es gibt ein Jiu-Jitsu, das aller Welt bekannt ist, und es gibt ein vergeistigtes, welches nur die erfassen, die innerlich hoch entwickelt sind. Dieses letztere ist von allergrößter Bedeutung. Es mag einer den vierten oder fünften Grad erreicht haben und ausgezeichnet im Judo sein, und doch den tiefsten Sinn nicht erfassen. Wenn Sie aber im Jiu-Jitsu tüchtig sind und auch seine tiefe Weisheit erkennen, werden Sie Großes und Wunderbares vollbringen können. Judo ist eine überaus wirksame Schule auf dem Wege zum Satori: Satori heißt Erleuchtung, das Ziel des Zen.“

„Aber glauben Sie, daß ein Mensch diesen überwältigenden Blitz der Erleuchtung erfahren und nachher ruhig weiterleben kann? Liegt darin das Geheimnis von Arimas Garten?“

„Das Ziel, kein Geheimnis. Jeder der gelernt hat, kann es erreichen. Es kann selige Freude sein oder tiefer Schmerz, immer ist es ein großes Erlebnis. Und ein

jeder erlebt es anders. Es ist, wie wenn ein Blinder sehend wird. Ganz einfach und ganz überzeugend.“

„Und kennen Sie Menschen, die es erlebt haben?“ fragte sie tief erstaunt.

Er lächelte: „Gewiß!“ Sie spürte, daß sie nicht weiter forschen dürfe. Ohne ihn anzusehen, aufs Meer hinausschauend, fragte sie leise:

„Könnte es auch mir zuteil werden?“

„Gewiß! Haben Sie das Wissen erlangt, so können Sie es in Macht verwandeln.“

Sie schwiegen lange, dann fuhr er fort:

„Das wahre Selbst eines jeden Menschen ist Genie, Schönheit und Macht. Nur ist es oft unter so viel Schutt verborgen, daß niemand etwas davon ahnt. Ihr Buddha aus Nazareth, unserer aus Indien — sie erheben ihre Stimme und die ganze Welt horcht auf. Unsere Schule, ich meine Zen, ist nur ein Wegweiser zur Weisheit. Jeder Mensch kann sie finden und wird sie finden, wenn seine Zeit gekommen ist. Und einer von den Wegen zur Weisheit ist Jiu-Jitsu.“

„Wieso?“

„Überlegen Sie sich doch, wie umsichtig und klug Sie sein müssen, wenn Sie es gut machen wollen, wie vollkommen Sie Geist und Körper beherrschen müssen. Auch heute sind die großen Lehrer noch immer sehr streng mit ihren Schülern. Sie sagen ihnen: Ihr sollt nicht trinken. Ihr dürft das Geld nicht lieben. Ihr müßt frei sein von allen Lastern, von Stolz und Hochmut. Ihr müßt Euren Geist vollkommen beherrschen, er muß mit dem Körper in Einklang sein. In ihm sind Begei-

sterung, Seele und Macht eine Einheit, doch ist die Macht von den dreien das letzte und geringste. Sie folgt den beiden anderen wie der Schatten dem Leib. Auch in Gefahren, so lehrt Arima, seien es leibliche oder geistige, kann einer vollkommene Heiterkeit und Gelassenheit bewahren. Immer handelt es sich um falschen oder rechten Gebrauch der Kraft. Wenn die Welt das lernen könnte...“ Er hielt plötzlich inne, erschrocken, weil er mit diesem jungen Geschöpf über so hohe Dinge sprach.

„Verzeihen Sie!“ sagte er müde.

„Was hätte ich zu verzeihen? Den ganzen Tag könnte ich Ihnen zuhören. Langsam beginne ich zu verstehen: Sie sehen im Judo einen Spiegel des Lebens, beide, Judo und Leben, nähren sich aus der gleichen Kraft.“

„Ganz richtig! Aber es ist noch mehr. Wir können diese Kraft nutzbar machen. Es gibt bei uns Menschen mit wahrhaft übernatürlichen Fähigkeiten. Sie haben erfaßt, daß das Universum im Grunde Geist ist, und das verleiht ihnen die Gabe, mit ihrem eigenen geschulten Geist diese geistige Kraft zu beherrschen. Sie heißt in Japan Aiki, in Indien Akasha. Aber alles das gehört zur okkulten Seite des Jiu-Jitsu.“

Er schwieg plötzlich, denn er fühlte, daß er schon zu viel gesagt hatte. Sie starrte ihn an wie gebannt. Schon oft hatte sie sich gefragt, woher dieser starke Einfluß kam, durch einen Blick, ein Wort, den Klang seiner Stimme. Ja, Eleanor hatte Recht, wenn sie sagte: „Ito besitzt eine Macht. Zuerst wehrt man sich dagegen —

dann aber gehorcht man freudig!“ Damals hatte sie darüber gelacht. Jetzt verstand sie.

„Aber wenn das wahr ist, warum weiß das nicht die ganze Welt? Warum zwingen Sie die Welt nicht, es zu erfahren?“

„Zwang ist für niemand gut. Nicht den elendesten Menschen können Sie zum Glauben zerren oder prügeln! Wie sollte ein Vogel fliegen können, solange er noch keine Flügel hat?“

„Aber die Vernunft läßt sich doch überzeugen — und das müßte man tun.“

„Die Vernunft hat damit nichts zu tun. Unsere höchste Weisheit weilt in einem Reiche, das höher ist als alle Vernunft. Die Vernunft hat keine Flügel. Sie wandelt auf der Erde, Mikroskop und Mathematik sind ihre Waffen. Es wäre Narrheit, die Menschen durch Wunder überzeugen zu wollen. Auch um Magie handelt es sich nicht, sondern um Weisheit. Wunder geschehen nur innerlich, außer bei großen und seltenen Anlässen. Überdies ist echte Begabung aus wahren Enthusiasmus selten bei den Menschen. Sie besitzen sie; darum haben Sie die Anfänge des Jiu-Jitsu zu erlernen vermocht und gespürt, daß ein großes Geheimnis darin liegt.“

Sie schwiegen lange. Das Meer glitt an ihnen vorüber, bewegt und leuchtend wie kühles Feuer. Ein Gefühl der Freiheit erfüllte sie, wie es die grauen Möwen wohl haben mochten, die im Fluge die Wellen streiften.

„In zwei bis drei Tagen werden wir in Colombo sein,“ sagte sie wie nebenbei. Zum erstenmal werde ich dort

asiatischen Boden betreten. Ich habe ja asiatisches Blut in den Adern. Hat Eleanor Ascham Ihnen das erzählt?“

„Ja, sie hat es mir gesagt.“

Wieder ein Schweigen. Dann fragte sie:

„Glauben Sie, daß ich deshalb diese Sehnsucht habe, so viel wie möglich von Asien zu erfahren?“

„Mag sein! Ich kenne aber auch Europäer, die sehr tiefe Erkenntnis gewonnen haben.“

„Werden Sie mir in Colombo die Hand reichen und mich als Tochter Asiens begrüßen?“

Er lachte:

„Nein, das werde ich nicht tun. Das ist ein europäischer Brauch, den ich nicht mag. Wir meiden die Berührung. Aber ich werde mich auf japanische Art vor Ihnen verneigen und Sie sollen mich grüßen wie eine indische Prinzessin. Haben Sie niemals indische Tracht getragen?“

„Ich besitze ein Kleid meiner Ur-Großmutter. Es ist aus gesponnenem Gold und so echt und fein, daß es nicht knittern kann. Wollte man es vernichten, so müßte man es schon verbrennen, und dann würde es zu einem Klümpchen Gold zusammenschmelzen. Dazu gehört ein Sari, ein Schleier aus weizenfarbenem Muscelin, mit Gold durchwirkt und gesäumt. Der ist so zart und leicht, daß er im Winde flattert. Dazu goldgestickte, mit Rubinen und Smaragden verzierte Sandalen. Einmal auf einem Ball in Long Island habe ich es getragen.“

„Das goldene Kleid sollten Sie auch bei dem Fest tragen, das Kapitän Takao gibt, sobald wir Colombo verlassen. Mr. Kimura wird mit einigen seiner Schauspieler ein No-Spiel, eins unserer alten buddhistischen Stücke aufführen. Sein Großvater war ein begeisterter Freund unserer alten Kunst und hat viel dafür getan, das Interesse dafür in Japan neu zu erwecken. Bei diesem Anlaß werden wir alle in unserer Tracht erscheinen. Sie sollten das auch tun.“

Zu jeder anderen Zeit hätte diese Mitteilung Yasoma begeistert, denn das Dramatische lag ihr im Blute. Auch daß der etwas sonderbare, stille, ältliche Mr. Kimura ein großer Schauspieler war, hätte sie brennend interessiert. Jetzt aber dachte sie nur daran, daß Ito sie von ihrem Hauptgesprächsthema ablenken wollte, wohl deshalb, weil er ihr schon genug gesagt hatte. Das Kleid, das Stück, alles sehr klug. Aber sie mochte das Thema noch nicht fallen lassen.

„Nein. Ich habe das Kleid nicht mitgenommen. Aber bitte erzählen Sie mir, was ein No-Spiel ist . . . Auch noch etwas anderes möchte ich gern wissen: Würden Sie mir etwas von einem Mr. Scott erzählen? In London heißt es, er sei zu Ihrem Freunde Arima same gereist und habe seitdem der Welt entsagt. Mrs. Ascham wußte einiges darüber, aber damals interessierte es mich noch nicht.“

Er sah sie sinnend an.

„Wie merkwürdig, daß Sie nach ihm fragen! Es sieht fast so aus, als hätten Sie Eingebungen. Mr. Scott kommt in Colombo an Bord. Er reist nach Japan.“

Die Nachricht war ihr nicht sehr willkommen, denn sie fürchtete den Einbruch dieses Engländers in den freundschaftlichen Kreis auf dem glückhaften Schiff. Es kam hinzu, daß sie mit Verwandten von ihm bekannt war, lustigen jungen Leuten ihres Londoner Kreises, die erst kürzlich spöttisch von ihm gesprochen hatten. Ein reicher Mann wie er könnte leben wie Gott in Frankreich; stattdessen macht er sich zu einer Karikatur. Allerdings wußten sie nicht genau, was er trieb. Sie sprachen noch ein paar Worte über unwichtige Dinge, dann verließ er sie. Sie blieb ärgerlich und enttäuscht zurück, weil er die Gelegenheit des Alleinseins nicht bis zum letzten Augenblick ausgenutzt hatte. Gleichzeitig bedrängte sie die Ahnung einer großen Wahrheit, die wie ein hoher Berggipfel aus Wolken und Nebel auftauchte. Was war nun das, was Ito so anziehend machte? Empfanden andere es auch? Gewiß nicht so stark wie sie. Wenn er auf Deck erschien, so pochte ihr Herz, als sei er der Sinn ihres ganzen Lebens. Ein Mann von fremder Rasse und ihr trotzdem so nah wie niemand je zuvor. Für alle ihre Nöte wußte er Linderung, jeden Traum konnte er ihr erfüllen. Ein Wort von ihm vermochte ihr das Tor zu allem Wunderbaren aufzutun. Noch war das Wort nicht gesprochen, aber es lag in der Luft. Ob er es je aussprechen würde?

Wie fremd, wie seltsam das Leben, wie schwer, seinen Sinn zu ergründen! Allein zu sein! Niemand zu haben, der helfen konnte! Andere konnten wohl Rat geben, aber lösen mußte man das Rätsel schließlich doch

allein Ein Seufzer entrang sich ihrem leeren Herzen. Eleanor, Ito, Scott — sie alle wußten um ein Geheimnis, das sie hüteten wie einen unendlich kostbaren Schatz. Sie aber war ausgeschlossen. Ob für immer? Tränen der Einsamkeit, der Unsicherheit traten ihr in die Augen. Was sollte aus ihr werden, wenn das Schiff die Küste Japans erreichte, wenn Ito seiner Wege ging und die ganze Seefahrtsgesellschaft sich auf Nimmerwiedersehen zerstreute? Ferne und Finsternis machten sie schauern. War es Liebe, was sie für Ito empfand? Gewiß nicht Liebe, wie man sie im Westen versteht; eher die zarte und leidenschaftliche Beziehung zwischen Meister und Schüler, wie sie in Asien häufig ist. Warum sich also fürchten? Die Furcht war wohl ein letzter Einbruch europäischer Torheit. Schon begann ihre Hand sich vom westlichen Halt zu lösen und sich einer anderen Hand entgegenzustrecken. Was sie jedoch am tiefsten vom Lande der Aufgehenden Sonne ersehnte, war immer nur das Eine: Vergessen dürfen!

ACHTES KAPITEL

BEI DER ANKUNFT IN DEM FREUNDLICHEN, geschützten Hafen von Colombo überkam Yasoma mit aller Macht das Gefühl der Verbundenheit mit dem Osten. Nach dem Durcheinander der Landung betrat sie die saubere, rötliche, von mildem Sonnenschein überflutete und von einer farbenfrohen Menge durchwogte Straße. Das leuchtende Grün des Laubes und das Wunder der tropischen Blumenpracht ließen ihr Herz höher schlagen: „Das ist mein Land — wie schön, wie wunderschön! Wie kam es nur, daß ich ihm so lange fern sein mußte?“

Ito und einige andere Herren erboten sich, sie zu begleiten und mit ihr eine Rundfahrt zu allen Sehenswürdigkeiten zu machen, aber sie lehnte ab. In ihrer tiefen inneren Erregung schien es ihr besser, mit Bridget allein zu bleiben. Während die Gesellschaft sich nach allen Seiten zerstreute, verharrte sie, tief versunken in den Anblick der Schönheit. Da wurde sie plötzlich eines Mannes gewahr, der auf der Freitreppe eines großen säulengeschmückten Gebäudes stand und sie unverwandt betrachtete. Er war groß, hatte dunkles Haar und auffallend helle, lichtblaue Augen, die zu

seiner tropisch gebräunten Gesichtsfarbe gar nicht paßten. Seine breiten Schultern, seine kraftvolle Gestalt nahmen sie alsbald für ihn ein. Ihre sportlichen Neigungen hatten sie schon oft verleitet, über äußeren Vorzügen wertvollere Eigenschaften zu übersehen. Und dieser Mann war fraglos ein Sportsmann. Man konnte sich ihn unschwer im Cricketzug oder beim Hoch- und Weitsprung vorstellen. Aber warum beobachtete er sie so auffallend. Ein plötzlicher Instinkt sagte ihr: „Sicher ist das John Scott!“

Schnell wandte sie sich ab. Er stieg die Stufen herunter und kam auf sie zu.

„Darf ich fragen, sind Sie soeben von dem japanischen Schiff an Land gekommen? Ich bin Scott. Mrs. Ascham hat mir gesagt, ich dürfe mich Ihnen vorstellen. Sie sind doch Miß Brandon?“

Ihr Vorurteil gegen ihn mußte sie nun wohl oder übel fallen lassen, und ihr Lächeln bei der Begrüßung war durchaus nicht unliebenswürdig.

„Kann ich Ihnen in irgend einer Weise behilflich sein? Sie müssen doch etwas von Colombo sehen. O, entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Ich sehe dort einen guten Bekannten.“

Er eilte auf Ito zu, der gerade im Begriff war, in ein Taxi zu steigen, und bei seiner Rückkehr war ihr Lächeln schon viel weniger liebenswürdig.

„Nein, ich danke Ihnen. Ich habe einen Wagen bestellt. Wir werden eine Spazierfahrt machen.“

„Dann werden wir uns wohl erst an Bord wiedersehen. Ich reise nämlich auch nach Japan.“

Der Kutscher machte eine weite Rundfahrt, um ihnen die schöne Lage der Stadt zu zeigen, die sich gleich einer Dyrade unter Palmen und blühenden Bäumen schmiegte. So gelangten sie an einen kleinen buddhistischen Tempel, der still und in sich versunken dahinträumte, wie ein Weiser wohl träumen mag, der alle Rätsel des Lebens gelöst und nun keinen anderen Wunsch mehr hat, als die Süße friedvoller Klarheit zu genießen. Nur einige gelbgekleidete Bettelmönche standen müßig umher. Sie ließ halten und ging, von Bridget gefolgt, auf den Tempel zu, durchschritt den mit Palmen bestandenen Vorhof und näherte sich dem Dämmer des Heiligtums. Auf den Stufen stand ein in flammendes Orange gekleideter Mönch, dessen kluges junges Gesicht an das ägyptische Bildnis des Gottes Thoth erinnerte. Sein Blick fiel auf ihre Füße, und er sagte auf Englisch mit einer fremdartigen Aussprache: „Es ist gut, beim Betreten einer heiligen Stätte die Schuhe auszuziehen.“

Einen Augenblick war sie unschlüssig, ob sie umkehren und weggehen oder gehorchen solle, dann ließ sie ihre Schuhe auf der Schwelle zurück und trat leise in das Heiligtum ein.

Drinne war es zu dieser Tageszeit sehr still. Frühmorgens neigten sich hier die armen Leute der Umgebung zur Erde, brachten ihre Blumen dar und sprachen ihre Gathas vor dem regungslosen Götterbild, vor diesem Bilde, das über die Palmen hinaus blickte, als erschäue es dahinter Höheres, Jenseitiges, Unfaßbares, Ewiges.

Das Bild hielt sie völlig in seinem Bann, still wie der Tod und süß wie der Schlaf ruhte es in seliger Ent-rücktheit und erfüllte den ganzen Raum mit seinem Frieden. In Yasomas ruhelosem Herzen erwachte ein ganz neues Gefühl für Schönheit, eine Schönheit, die Frieden ist und höher als alles Erdenglück.

Ein alter Mann, gewiß einer der Allerärmsten, legte ein paar duftende Blumen auf dem Rande des Altars nieder und wiederholte murmelnd die Worte eines Gebetes, das sie nicht verstand.

„Angebetet sei Er, der Gebenedeite, der Erhabene, der vollkommen Erleuchtete.

Ehre sei Ihm, dem Erhabenen, dem allerhöchsten Buddha.“

Dreimal sprach er die Worte. Sie lauschte still. Daß sie das Gebet nicht verstehen konnte, erhöhte noch den geheimnisvollen Frieden, der in diesem Tempel wal-tete.

Wie sie so dastand und alle ihre Gedanken schwiegen, während neben ihr die eintönige betende Stimme zu hören war, überkam sie eine tiefe und ganz neue Er-griffenheit. Sie versank in eine Andacht, wie sie sie noch nie empfunden hatte. Langsam sank sie neben dem alten Mann auf die Knie nieder und schaute mit gefalteten Händen auf zu dem stillen Bilde mit dem unergründlichen Lächeln auf den goldenen Lippen.

Nach wenigen Minuten erwachte sie wieder aus ihrer Versunkenheit. Sie erhob sich und folgte dem alten Mann aus dem Tempel hinaus. Der Mönch stand noch da im Schatten der Palmen und Bridget wartete, zwar

nicht gewillt, sich einem „Götzen“ zu nahen, aber doch voll Verständnis für die Stimmung, die diese Stätte der Stille erfüllte. Yasoma ging auf den Mönch zu. Ihr Herz klopfte stärker als sonst. Ihr unerschütterliches Selbstbewußtsein erbebt bei diesem ersten Anprall einer unbekanntenen und doch schon ahnungsvoll ver-standenen Welt.

„Darf ich Sie etwas fragen?“ sagte sie und erkannte sich selbst nicht wieder. Ihre Gedanken waren ver-wirrt. Die zitternde Hitze der sonnendurchglühten Erde durchdrang, von den unbeschuhten Füßen auf-steigend, ihren ganzen Körper.

„Gewiß dürfen Sie fragen,“ antwortete er und hielt seinen großen Palmfächer wie einen schützenden Schild vor die Brust.

„Ich wüßte gern den Text des Gebetes, das der alte Mann im Tempel gesprochen hat.“

Da wiederholte er das Gebet und fügte hinzu:

„Auf diese Anrufung folgt noch eine Begrüßung des Herrn, des Vollkommenen.

„Wahrlich, es ist Er, der Gebenedeite, der Erha-bene, Allwissende,

Der mit Weisheit und Tugend Geschmückte,
Der Verheißungsvolle, der alle Welten kennt,
Der unvergleichliche Lenker des Menschen-geschlechts!

Der Meister aller göttlichen und menschlichen Wesen.

Der Erleuchtete, Heilige.“

Einen dieser Sätze umklammerten die Ranken ihres Denkens und hielten ihn fest:

„Der unvergleichliche Lenker des Menschengeschlechts.“
War sie vielleicht, um diesen Satz zu vernehmen, dem großen Herzen Asiens genaht? Einen Augenblick schien es ihr so. Dann fuhr der Mönch fort:

„Wohl gefügt vom Gebenedeiten ist das Gesetz:
Ihr sollt nach Selbsterkenntnis streben, die unverzüglich Früchte trägt.

Ihr sollt Ihm nahe und sichtbar sein und bereit, einzutreten.

Von der Weisheit ergriffen sollt Ihr sein, jeder einzeln für sich selbst!“

„Darf ich mir das aufschreiben?“ fragte sie. Da erblickte sie plötzlich Ito, der mit Scott durch einen andern Eingang den Hof betrat. Sie bemerkte in den Augen des Mönches einen Blick des Wiedererkennens. Da brach sie das Gespräch mit einer kurzen Entschuldigung ab, zog schnell ihre Schuhe an, eilte zu ihrem Wagen und tat, als habe sie niemand gesehen.

Der schöne Augenblick war vorbei.

Auf der Rückfahrt zum Hotel, wo ein Frühstück alle Passagiere erwartete, zog sie ihr Notizbuch aus der Tasche und schrieb zwei Sätze hinein. Nur die zwei, die sich ihr am stärksten eingeprägt hatten.

„Der unvergleichliche Lenker des Menschengeschlechts.“

„Das Gesetz, sich selbst zu erkennen und von der Weisheit ergreifen zu lassen.“

Seltsame, ungerufene Gedanken, die Asien seiner Tochter zum Empfang ins Herz senkte! Sie schüttelte sie

fast unwillig ab, während der Wagen durch die schöne von Palmen gesäumte Straße fuhr. Vor dem Hotel, in nächster Nähe der Brandung, saßen schon fröhliche Gruppen, beschattet von noch fröhlicheren roten und grünen Sonnenschirmen im blendenden Sonnenschein, der über den glitzernden Wellen spielte.

„Bridget, wie wäre es, wenn wir, anstatt gleich nach Japan weiter zu reisen, ein Weilchen hier blieben? Hier gefällt es mir,“ sagte sie plötzlich und wußte ganz gut, daß es nichts anderes als die Eifersucht auf Scott war, die aus ihr sprach.

„Aber, mein Lämmchen! Du wirst dich doch nicht von allen deinen Bekannten und von Mr. Ito trennen und auf deine Schiffskarte verzichten! Auch Mrs. Ascham wäre gar nicht damit einverstanden,“ antwortete Bridget. „Wir könnten ja hierher zurückkehren, wenn es uns in Japan nicht gefällt. Ich finde ja auch, daß die Menschen hier mit ihrem freundlichen Wesen etwas sehr Gewinnendes haben. Und die Männer tragen das Haar mit einem Kamm aufgesteckt, wie es anständigen, gottesfürchtigen Menschen ziemt, und sehen so sittsam aus in ihren langen Unterröcken. Und die Frauen gehen so still und mit niedergeschlagenen Augen ihres Weges. Das kommt alles davon, daß sie richtig leben.“

Das war lauter Anerkennung. Daß Asien das Glück hatte, Bridget zu gefallen, war für Yasoma eine große Erleichterung.

Da trat Ito aus dem Hotel, gefolgt von Scott. Sie nahmen in Yasomas Rücken an einem Tischchen Platz,

doch so nah von ihr, daß sie jedes Wort hören konnte. Sie hatten sie nicht bemerkt und waren so vertieft in ihre Unterhaltung, daß ihnen die ganze Umgebung gleichgültig war.

Yasoma warf einen verstohlenen Blick zu den beiden Männern hinüber. Ja, sie sprachen über Dinge, die sie sehr anzogen. Sie nahm sich aber vor, sich sogleich bemerkbar zu machen, falls das Gespräch etwa vertraulich würde. Einstweilen war wohl nichts dabei, wenn sie zuhörte. Wieder fühlte sie sich, so unvernünftig es auch war, durch die Verbundenheit der beiden Männer gepeinigt. Wenn Ito so nahe europäische Freunde hatte, mußte es ziemlich unwichtig für ihn sein, ein europäisches Mädchen in die japanische Weisheit einzuführen. Manchmal hatte sie gedacht, diese Rolle schmeichle ihm. Aber jetzt war Scott da und schaute ihn an, als wäre jedes seiner Worte eine Offenbarung.

„Sie haben also wirklich die Absicht, sich auf Jahre dem Werk zu widmen?“ fragte Ito und winkte einem Kellner, um Getränke zu bestellen.

„Freilich!“ antwortete Scott vergnügt.

Vergnügt! Ja, das war das richtige Wort. Wie unausstehlich waren vergnügte blauäugige Menschen, die sich aufdrängten, wo niemand sie haben wollte! Aber leider dachte Ito wohl anders.

„Ich freue mich außerordentlich,“ sagte er. „Ich hatte es sehr gehofft.“

„Meine erste Aufgabe sehe ich darin, dem Westen die Gedanken des Ostens mundgerecht zu machen. Jetzt,

da die westliche Wissenschaft unbewußt immer mehr der Philosophie zustrebt und zwar der indischen, ist ein guter Augenblick für unsern Anfang. Mit jedem Tag wird es mir klarer, daß längeres Warten sinnlos ist. Lieber Freund, es handelt sich um eine Welt von neuen Gedanken, um Vertiefung der westlichen Wissenschaft, um Antwort auf entscheidende Fragen. Wir stehen vor der dringlichsten Aufgabe unserer Zeit. Ich bin ganz und gar von ihr erfüllt.“

Yasoma spürte die lebhafteste Freude in Ito's Stimme, als er sagte:

„Ich bin der gleichen Ansicht und habe sie auch schon Arima mitgeteilt. In Bezug auf Sie aber hatte er Zweifel, denn er konnte sich nicht vorstellen, daß ein Westländer sich der Lehre so anschließen würde. Aber Sie haben ihn überzeugt.“

Es folgte ein Augenblick des Schweigens, dann sagte Scott kurz und in einem ganz veränderten Ton:

„Die Lehre hat für mich nicht nur das Antlitz der Welt, sondern auch Leben und Tod, Leib und Seele, ja, das ganze Sein verwandelt.“

Wieder ein Schweigen des Verständnisses. Dann fragte Ito:

„Was für Pläne haben Sie für die nächste Zeit?“

„Nach einem Studienjahr in Japan habe ich jetzt Hindi und Singhalesisch gelernt und hier und in Indien beste Gelegenheit gehabt, mich praktisch darin zu üben. Jetzt will ich — stellen Sie sich vor, wie die Engländer um uns her lachen werden — für einige Zeit ein wandernder Sannyasin in Indien werden, und später —“

„Ein Sannyasin?“ fragte Ito nachdenklich. „Friedvoll ist das Leben des Heimlosen.“

„Ja, ein wandernder Bettler, der die heiligen Stätten aufsucht und mit den großen indischen Denkmälern Fühlung nimmt.“

Jetzt mischte sich Yasoma in ihr Gespräch:

„Mr. Ito, ich habe zugehört. Ist Ihnen das unangenehm?“

Scott wandte sich lächelnd um. Sein offenes Gesicht mit den sonderbaren lichtblauen Augen erhellte sich, wie wenn ein Sonnenstrahl eine einförmige Landschaft verschönt.

„Sagten Sie wirklich, Sie wollten ein Bettelmönch werden?“

Er antwortete ihr in ganz anderem Ton:

„Warum nicht? Es wird ein sehr interessantes Abenteuer werden. Vielleicht schreibe ich nachher darüber ein „Meistgelesenes Buch“. Indien ist, scheint mir, das einzige Land der Welt, in dem ein Bettler zu höchsten Ehren gelangen kann. Jedenfalls ist das die aristokratischste Art, die Sehenswürdigkeiten Asiens kennen zu lernen.“

„Nun ja! Schmutz und ungekämmtes Haar und fürchterliches Essen, aber immer noch besser als London“ sagte sie.

Nach allem, was Eleanor Ascham und andere ihm von ihr erzählt hatten, mußten ihr Arimas Ideen fern liegen. Daher war er so verblüfft, daß ihm keine rechte Antwort einfiel.

„Sie mögen also London nicht?“ fragte er.

„Hätte ich es sonst verlassen? Ich reise nach Japan, um bei Mr. Arima eingeführt zu werden.“

Scott riß die Augen weit auf. „Das ist freilich etwas anderes!“

Seine Stimme verriet die größte Verwunderung.

„Er wird mich doch empfangen?“ fragte sie unsicher.

„Ich wollte Mr. Ito schon längst danach fragen, wagte es aber nicht.“

Sie gab sich Mühe, ruhig zu erscheinen, aber ihr Gesicht verriet ihre Erregung.

„Das kann ich Ihnen sagen,“ antwortete Ito lächelnd.

„Zunächst werden Sie Quartier in einem kleinen Tempel finden. Ich erhielt hier einen Brief von ihm, daß Sie dort Wohnung nehmen können. Es ist ein stilles kleines Haus, aber es wird Ihnen dort sicher gefallen.

Wenn Sie dann den Wunsch haben, Arima sama kennen zu lernen und zu sehen, wie wir dort leben, so wird sich das leicht einrichten lassen. Ihr Eindruck läßt sich natürlich nicht voraus sagen. Das ist alles.“

Scott schüttelte den Kopf:

„Durchaus nicht alles! Noch ist kein Mensch durch Arimas Hände gegangen, der nicht eine neue Prägung empfangen hätte. Er ist anders als alle andern und lehrt und redet auch ganz anders. Und dabei erreicht er alles, was er will. Er ist wie ein Gärstoff im Blut. Seiner Worte erinnert man sich oft kaum, aber wenn es einmal gepackt hat, dem läßt es keine Ruhe: Man kann nicht anders, man muß kämpfen. Aber es lohnt sich nicht, viel darüber zu reden. Sie werden ja sehr bald selber sehen.“

Sie war befremdet und beunruhigt. Etwas gereizt erwiderte sie:

„Ich wollte, ich könnte hier bleiben. Ich bin entzückt von dieser Insel, von ihrer Sonne und ihrer strahlenden Schönheit. Ich habe indisches Blut in mir und spüre, daß ich hier glücklich sein könnte. Hier wird nichts von einem verlangt. Man braucht nur zu leben und zu genießen.“

Scott lächelte. „Gut, — soll ich fragen, ob Zimmer frei sind? Meist sind die Hotels besetzt bis unters Dach. Sicher würden Sie sich hier wohlfühlen und bald einleben!“

Von Ito kein Wort der Einwendung. Das kränkte sie. Verletzt und ärgerlich stand sie auf. „Ich danke, nein. Ich werde jetzt wieder an Bord gehen. Hier werde ich noch krank an Heimweh.“

Sobald sie an Bord waren, zog sich Yasoma in ihre Kabine zurück und ließ sich das Mittagessen dorthin bringen. Mochten die beiden Männer den Abend miteinander genießen! Aus ihrem Fenster konnte sie die Lichter von Colombo sehen, die im abendlichen Dunkel wie Juwelen funkelten. An Deck sang jemand zum Banjo. Bridget war schon zu Bett gegangen, als Yasoma merkte, daß das Schiff sich in Bewegung setzte. Colombo versank in den Schatten der Nacht.

Ito und Scott machten ihren Abendspaziergang rings ums Deck. Mehrmals kamen sie an ihrem verdunkelten Fenster vorbei, und zweimal hörte sie, daß ihr Name genannt wurde. Sie hielt den Atem an, um noch mehr

zu verstehen. Was mochten sie über sie gesagt haben? Jetzt gingen sie langsamer, blieben stehen:

„Ja, ich weiß,“ sagte Scott. „Freilich ist sie eine Schönheit, das kann ihr niemand abstreiten, ebenso wenig wie einer Rose im Garten. Aber sie ist ein Mädchen, sie ist reich, sie ist eine Schönheit — noch dazu eine mondäne Schönheit! Jede einzelne dieser drei Eigenschaften würde genügen, ihr Arimas Tür zu verschliessen.“

„Die Schönheit nicht! Arima sama wäre nicht der, der er ist, wenn für ihn die Schönheit des Weibes nicht ein göttliches Geschenk wäre, genau so wie für Sie und für mich. Auch er hat Rosen in seinem Garten,“ sprach die Stimme, die sie liebte.

„Das weiß ich wohl. Aber diese drei Hindernisse sind wichtig genug. Viel muß gelernt und viel vergessen werden, ehe sich Arimas Mund für dieses junge Wesen öffnet. Außerdem ist sie seelisch schwer erschüttert, das werden auch Sie sicher gemerkt haben. Sie hat bestimmt etwas erlebt, was sie völlig umgeworfen hat. Sie hat der Angst in die Augen gesehen. Und deshalb ist sie wohl auch hergekommen. Es wird alles nicht ganz leicht sein. Glauben Sie mir! Ich kenne unsere Frauen besser als Sie.“

Yasoma rang die Hände in stummem Entsetzen.

„Ich will nicht urteilen“, hörte sie Ito sagen. „Gewiß hat sie Schweres durchgemacht. Wem bleibt das erspart? Aber es hat ihr heldenhaften Mut gegeben. Wenn ich sehe, wie sie ihre Furcht bekämpft —“

Einen Augenblick schwieg er, dann fügte er hinzu:

„Eine mondäne Schönheit? Durchaus nicht! Ein verirrtes Kind ist sie, das um das Licht der Elternliebe ringt. Können wir ihr helfen? Sie wissen, wieviel ich Arima sama verdanke, aber ich bin nicht sicher, ob er genügend Verständnis für sie haben wird. Und sie hat es so nötig.“

Wieder schwieg er, dann sprach er in einem ganz anderen Ton:

„Offenes Meer! Wollen Sie Arimas Brief lesen?“ Das Thema war fallen gelassen.

Sie blieben noch eine Weile im Gespräch stehen, aber Yasoma hörte nicht mehr zu. O, welch kostbares Geschenk ist menschliche Güte! — Zum ersten Mal wurde es ihr zuteil! Und es kam von ihm! Er wußte nicht, aber er verstand!

Tränen überströmten ihr Gesicht. Sie dachte: „Er ist der einzige Mensch, der mich zum Weinen bringen kann. Ich bin glücklich, glücklich!“ Von jetzt an war ihr nur noch Eines wichtig: seiner zarten Fürsorge würdig zu werden, „dieses unvergleichlichen Lenkers des Menschengeschlechts!“ Mit ihrer ganzen Seele liebte sie ihn. Und diese Liebe erschloß ihr den Sinn des Lebens und machte ihr die Erde zum Himmel.

NEUNTES KAPITEL

ABER EIN GLÜCKLICHER AUGENBLICK geht vorüber; schon drei Tage nachdem sie Colombo verlassen hatten, verzehrte sich Yasoma wieder in brennender Eifersucht auf Ito's Freundschaft mit Scott und grollte über die Erschütterung ihrer Alleinherrschaft auf der „Hana Maru“. Ob Scott Ito vor ihr gewarnt hatte? Jedenfalls hielt sie sich ihn fern und gönnte ihm weder einen Blick noch ein Lächeln. Da einem Manne seiner Wesensart solche weibliche Eifersucht unbegreiflich war, so kümmerte er sich nicht mehr um sie. Aus dem Hinterhalt ihres Liegestuhls beobachtete sie mit gesenkten Wimpern, wie er mit Ito ums Promenadendeck herumwanderte, wie sie sich lebhaft miteinander unterhielten und lachten. Sie litt schwer darunter, daß Ito jetzt kaum mehr mit ihr sprach, und dabei machte sie es ihm selber unmöglich durch die spöttisch abweisende Art, die sie beiden Männern gegenüber zur Schau trug. Die Anpassung an den Geist Asiens ist für den westlichen Menschen an sich schon schwer genug, für Yasoma wurde sie allmählich zur Qual. Im Grunde hatte sie Ito nie wirklich verstanden.

Seine Kraft hatte sie angebetet, sein zurückhaltendes Wesen, seine tief verborgene Zartheit, ohne doch sein Innerstes ganz zu ergründen.

Für ihn schien keinerlei Art von Bindung zu existieren, nichts in der Welt vermochte ihn zu fesseln. Das Einzige, was er für sie empfand, war wahrscheinlich freundliche Gesinnung und Hilfsbereitschaft, im Grunde also nichts anderes als Mitleid. Anders Scott! Der wußte ihn verständnisvoll auf dem steilen Weg zur Höhe zu begleiten, ihn anzuregen und froh zu machen. Saßen die beiden in ihrer Nähe, so tat sie, als sei sie in ein Buch vertieft, bemühte sich aber eifrig, ihnen das Geheimnis dieser Kameradschaft abzulauschen, die ihnen so selbstverständlich war wie die Lebensluft. Oft fiel es ihr schwer, diesem Männergespräch in seinen Sprüngen vom Erhabenen zum Lächerlichen zu folgen. „Wie dumm bin ich gewesen, daß ich nie mit ihm gelacht habe,“ dachte sie. „John Scott ist zehnmal gescheiter als ich.“

Als Scott wieder einmal in ihre Nähe kam, hielt sie ihn fest und sprach mit soviel Geist und Verständnis über Judo, daß er sie mit ganz anderen Augen ansah. Also war sie doch nicht die eingebildete mondäne Schönheit, für die er sie gehalten und vor deren Launen er Ito gewarnt hatte! Nein! Gutes Material, wußte, was sie sagte! Sie zeigte sich ihm von ihrer besten Seite und stellte mit Befriedigung fest, daß es eine Kleinigkeit sei, einen Mann zu fesseln. Mit Ito freilich war es nicht so leicht. Vor Ito zitterte sie, während sie auf Scott herabsah.

„Ich möchte sehr gerne, daß Sie es selbst einmal mit mir versuchen,“ sagte sie ernsthaft. „Jeder hat ja seinen eigenen Stil, und so kann man auch von jedem etwas lernen. Wollen Sie? Hoffentlich hat Ito sama Ihnen nicht gesagt, daß ich schon etwas kann. Mein Talent für Judo besteht wahrscheinlich einzig in der Fähigkeit, hie und da etwas aufzuschnappen. Darf ich auch von Ihnen etwas lernen? Ich weiß, daß Sie sehr viel können.“

Er sagte es ihr freundlich zu und mußte sich eingestehen, daß Ito's Urteil doch richtiger war als das seine. Das Mädchen hatte das Zeug in sich! Sayoko, die schon lange mit ihm befreundet war, hatte es auch gesagt. Inzwischen hatte Yasoma mit Ito eine heitere Unterhaltung angefangen und beide lachten.

„Ich möchte, daß Sie Mr. Scott gründlich und glänzend besiegen,“ sagte sie, „dem Schiff zu Ehren.“

„Das möchte ich auch,“ erwiderte Ito lachend. „Sagen Sie mir nur bitte, wie ich ihn dazu bringen soll. Überreden Sie ihn einfach heute Abend, er soll Ihnen seinen neuen Griff erklären und dann schicken Sie mir morgen vor dem Frühstück den Steward mit einer Botenschaft.“

Gut gelaunt und angeregt trat Scott hinzu. „Wissen Sie noch, wie ich Sie einmal bat, mir Ihren besten Griff zu zeigen, und wie Sie mir darauf einen Brief schrieben, der mit ‚Verdammter Herr‘ anfang, und mir mitteilten, Sie seien am nächsten Morgen dazu bereit? Und wie Sie ihn mir dann zeigten!“

„Wie hat er es gemacht?“ fragte Yasoma.

„Ebenso ungewöhnlich wie fein. Er ließ sich von mir aufheben, hoch über meinen Kopf. Ich hätte mir wohl denken können, daß es eine List von ihm war, rief ihm jedoch prahlerisch zu: ‚Nun, mein Freund, was jetzt?‘ Er antwortete: ‚Gerade jetzt muß Judo einsetzen. Sobald Sie mich herunterlassen, gebe ich Ihnen den Todesstoß.‘ Ich wußte, daß er es konnte, und mußte mich ergeben.“

Ito lachte wie ein Junge.

„Damals waren Sie ja noch Anfänger. Inzwischen haben Sie aber ‚Fudoshin‘, die ‚granitne Unerschütterlichkeit‘ erreicht.“

Yasoma konnte beim besten Willen nicht unterscheiden, ob sie ernsthaft sprachen oder scherzten. Aber das Eine war ihr klar, daß Ito von Scott entzückt war. Seine heitre Stimmung steckte sie an, es regte sich in ihr etwas viel Geistvolleres als die bisherige verdrosene Eifersucht. Nämlich die Frage, ob sie nicht an Scott einen guten Freund gewinnen könnte. Natürlich mußte sie ihn erst davon überzeugen, daß sie seiner Freundschaft wert war. Sicher freute es auch Ito, wenn sich zwischen ihr und Scott eine gute Beziehung bildete. Als die beiden Männer am nächsten Morgen auf Deck erschienen, äußerte sich das allgemeine Interesse an ihrem bevorstehenden Kampf in einem Todesschweigen. Etwas Großes stand bevor. Wie jeder von den anwesenden Japanern wußte, handelte es sich um mehr als nur um die Begegnung körperlicher Kraft. Überall wurde davon geflüstert, daß beide Gegner Meister des Jiu-Jitsu seien, dieser Geheimkunst, deren Name zwar

allen geläufig war, deren innerstes Wesen jedoch die allerwenigsten kannten. Nur einige Eingeweihte erzählten ganz sachlich von den Zwei-Schwerter-Männern vergangener Zeiten, die von Meistern des „Okugi“, einer okkulten Kunst, auf unerklärliche Weise besiegt worden waren.

„Aber in Wirklichkeit,“ meinte einer aus dem Kreise, „gehören gar keine übernatürlichen Kräfte dazu. Wer glaubt heute noch an solche? Es war Suggestion, weiter nichts. Diese Meister hypnotisierten die Schwerträger, die dadurch beim Kampf plötzlich ein Dutzend Schwerter auf sich gerichtet sahen und nicht wußten, an welcher Stelle sie diese stählerne Hecke zu treffen hatten. Ganz einfach für den, der es kann. Und sollten wir heute gutes Jiu-Jitsu sehen, so wird es auch nichts anderes sein.“

Als der Schiedsrichter bereit war und der Kampf beginnen sollte, lag eine unbehagliche Spannung in der Luft. An Bord gab es kein Doyo, einen dafür eingerichteten Raum, aber es war ein Bild des Kaisers aufgestellt worden, und vor diesem Bilde verneigten sich die beiden Kämpfenden bevor sie ihre Plätze einnahmen.

Yasoma maß beide mit ihrem Blick. Sie waren in Sporthosen, trugen Hemden mit kurzen Ärmeln und den Gürtel, der ihren Rang in der Wissenschaft des Jiu-Jitsu anzeigte. Ito war für einen Mann seiner Rasse von guter Größe, kein Gramm zu schwer, sein ganzer Körper gestählte Muskulatur, der Nacken wie aus gelblichem Marmor gemeißelt.

Sein magerer energischer Unterkiefer, seine tiefliegenden Augen unter den geraden Brauen verhießen Sieg. Sein großes Können, seine Liebe zur Sache mußten ihm gegen den Engländer helfen, der etwas größer war als er, gleichfalls sehr muskulös, in seiner Haltung aber eine gewisse Sorglosigkeit und Lässigkeit verriet. Yasoma überlief ein kalter Schauer, als die beiden Männer, die eben noch so heiter miteinander geplaudert hatten, sich jetzt mit kalter Förmlichkeit gegeneinander verneigten.

Im nächsten Augenblick erstarrten ihre Gesichter zu Masken. Sie gingen vorsichtig auf einander zu. Ito versuchte, Scott mit dem Lendenstoß anzugreifen, was mißlang. Beiden mußte es schwer fallen, ihre ganze Kunst zu zeigen, ohne den Gegner zu verletzen, denn der harte, nur mit gewöhnlichen Matten belegte Boden des Schiffsdecks war nur ein schwacher Ersatz für die auf Federn ruhenden, elastischen Matten der japanischen Fechthallen.

Was nun folgte, wickelte sich mit Blitzesschnelle ab. Erst viel später kam es Yasoma zum Bewußtsein, daß sie zwanzig Minuten lang eine fast übermenschliche Geschicklichkeit hatte bewundern dürfen. Es war ein besonders schöner Kampf, denn beide Gegner kannten die entscheidenden Stöße und Griffe, vermieden sie aber, um dem Kampf nicht vorschnell ein Ende zu machen. Aber mitten in der atemlosen Spannung der Zuschauer geschah die Katastrophe: eine Matte, die anscheinend gut befestigt gewesen war, rutschte unter Itos Füßen weg, als er auf Scott zusprang. Er stürzte,

schlug mit Kopf und Brust an ein eisernes Geländer und blieb wie tot liegen.

Im Nu verwandelte sich die schweigende Zuschauerschaft in eine vor Aufregung schreiende Menge. Schnell bahnte sich der Arzt den Weg durch die Menschen und kniete neben Scott, der den leblosen Körper in den Armen hielt. Er griff nach dem Puls und bedeutete den Zuschauern mit strengem Blick sich zu entfernen. „Geht! Ruft so schnell wie möglich den Kapitän!“ Zwei Matrosen senkten eine Fahne herab, um die Gruppe vor neugierigen Blicken zu schützen, und der Erste Offizier sorgte ruhig und energisch für die Absperzung.

Leichenblaß schlich Yasoma davon. Der Tod! Er war tot! Jetzt wußte sie, was Ito ihr bedeutet hatte: Mittelpunkt ihrer jungen Hoffnung auf ein neues Leben, von dem sie nur ahnte, daß es über alles beseligend war. In dem Wirbel ihrer verworrenen Gedanken tauchte das Wort Liebe nicht einmal auf. Die Liebe zwischen Mann und Weib erschien ihr gering und unwichtig gegenüber dem Unermeßlichen, das sie verloren. „Alles hätte ich von ihm erfahren, er hätte mir alle Tore aufgetan.“

Das Meer strahlte silbern und saphirblau im Sonnenglanz. Sie aber packte wilder Zorn, Zorn über ihren Verlust, Zorn gegen Scott. Warum konnte nicht er es sein, der da stürzte! Sie lehnte an der Reeling und bebte vor Verzweiflung. Schreckliches, schreckliches Leben! Alles was ihr lieb geworden, war nun dahin.

Da erscholl ein merkwürdiger Schrei durchs ganze Schiff. Ein wilder, zitternder Schrei. Zwei Japaner, die an ihr vorübergingen, blieben wie gebannt stehen. Eine wahnsinnige Angst packte sie. Jetzt — noch einmal der Schrei. „Alles Leben an Bord erstarrte in schaudervoller Spannung. Es war der Schrei des Lebens nach dem Leben: „Lebe! Lebe!“ Längst vergessene Worte rauschten vor ihrem Bewußtsein auf: „Erwache, du, Schläfer! Steh auf vom Tode!“ Auch vom Tode der Seele. Auch sie hatte plötzlich wieder Hoffnung. In ihrer Seele erhob sich und wuchs etwas wie eine gewaltige Woge, donnernd in Licht und Flammen. Sehen und Hören in ihrem ewigen Einssein schlugen mächtig zusammen. Sie sah das Meer, den Himmel, das Schiff in schwindelnden Wirbeln kreisen. Ein Brüllen ertönte, als würde alles vom Meer verschlungen — und zum ersten Mal im Leben wurde sie ohnmächtig und brach wie tot zusammen.

Im selben Augenblick, da ihr bewußtes Leben auf den Schwingen des Traumes entwich, öffnete sich das Auge ihrer Seele, und ein anderes Leben, tief in der Seele verborgen wie die Frucht in der Schale, begann sich in ihr zu entfalten. Sie lag in einem Garten. War es der Garten des alten Gutshauses, dessen sie sich aus ihrer Kindheit entsann? Nein. Hier war ihr alles neu und doch nicht fremd. Der Garten lag an einem langsam strömenden Bach, der in vielen Windungen seinen Weg zum unermesslichen Ozean suchte. Hohe Kiefern säumten seine Ufer. Das Lieblichste aber war eine große Weide, die sich, als wolle sie ihr Herz verbergen, über

das Wasser neigte und sich in ihre lang herabhängenden Zweige wie in dichte Schleier hüllte. Noch unbelaubt suchte sie ihr fließendes Spiegelbild im glitzernen Wasser. Das Ganze war ohne Farben, denn der Garten war versunken in jungfräulichen fleckenlosen Schnee. Weiße Flocken rieselten langsam herab aus schweren dunklen Wolken.

Im Hintergrunde stand ein kleines Haus. Sein weit- ausladendes geschweiftes Dach war mit Schnitzwerk geschmückt. Dichter Schnee auf den Dächern des Drachenkönigs: wo hatte sie schon Ähnliches gesehen? Eine weiße Welt im Schnee. Das Wasser des Baches sah gelb und trübe aus neben all dem reinen Weiß. Nur die Kiefern in der Runde bewahrten das ewige Grün der Hoffnung und Verheißung, obwohl jeder ihrer unbeugsamen Äste eine schwere Schneelast trug. Traumverloren thronte Stille über dem Bilde. Aber da! Wie seltsam! Ein schmales Bächlein unter einer hochgewölbten Brücke. Die Brücke so fein und zierlich, als sei sie für spielende Elfen gebaut. Ein Hochgebirge aus kleinen moosigen Felsen mit Zacken, Schluchten und Abgründen. Am Fuß der Felsen ein winziger See. Kleine gewundene Wege führten in weite Fernen. Im Verhältnis zu diesem Liliputgärtlein wirkten die Pflaumen- und Kirschbäume wie Urwaldriesen.

Ein japanischer Garten inmitten von Kiefernwäldern! Eine reizende Spielerei und doch voll tiefer geheimnisvoller Bedeutung. Auf ihren Arm gestützt lag sie unter der Weide und blickte in verwirrter Glückseligkeit um sich, wie ein Kind, das vor freudiger Erwar-

tung zitternd zu einem Fest geht und nicht weiß, was seiner harret. Jetzt muß jemand kommen! Da erschien auf dem gewundenen Pfade ein Mann. Er war in einen grauen, schwarzgestreiften Kimono gekleidet und schien riesengroß im Verhältnis zu den Bergen und Gewässern, die ihr Auge getäuscht hatten. Er näherte sich ihr, ehrfurchtgebietend und schweigsam wie die ägyptischen Pyramiden, die bei Sonnenuntergang ihre mächtigen Schatten in die ewige Wüste werfen. Aber sein Schatten auf dem Schnee war blau. Nun blieb er neben ihr stehen.

Tiefste Stille im Schweigen des Schnees. Schweigen in dem mitleidvollen Blick, mit dem er auf sie herabschaute. Stille in der unbetretenen Reinheit dieser friedvollen Welt, die harrend in ihrem Brautschmuck dalag. Sie war tief ergriffen von solch erhabener Reinheit. Gleich einer kühlenden Hand legte sich ihr die Frische der Luft auf Stirn und Augen.

„Nun bis du also gekommen“, sagte er und schwieg dann wieder. Sie sank zurück, halb begraben im weichen kalten Gefieder des Schnees, und brachte kein Wort über die Lippen.

„Dein Weg war weit, aber du bist hergeflogen wie ein Vogel, der in die Heimat zieht. Schon regen sich im Schnee die Knospen der Pflaumenblüten. Schon ist der Frühling in deinem Herzen. Blick auf!“

Da stand der knorrige und schwärzliche Pflaumenbaum, ohne den Schnee zu fürchten, der jede kleinste Furche seiner Rinde füllte. An seinen Zweigen leuchteten wie Perlen die weißen Blütenknospen. Es war

der ewige Sieg der Schönheit, vor deren Schritten sich alle Wege ebneten. Ihre Hand streckte sich zitternd der reinen Schönheit entgegen, und die Stimme neben ihr sprach weiter:

„Wir können das Schicksal, das wir uns selber geschaffen haben, weder beschleunigen noch verschieben. Vergeiß die Regeln nicht. Grabe sie tief ein in den Stahl deines Gedächtnisses, und du wirst sie für immer bewahren. Vernimm sie:

„Ich habe keine Eltern; Himmel und Erde sind meine Eltern.

Ich habe kein Heim; mein eigenes Herz ist mein Heim. Ich habe keine magische Macht; mein Selbst ist meine Macht.

Ich kann keine Wunder tun; Recht und Gesetz sind meine Wunder.

Ich habe kein Schwert; das Reich, welches höher ist als alle Vernunft, soll mein Schwert sein.“

„Und nun blick auf und freue dich! Schönheit umgibt dich ringsum!“

Sie versuchte sich aufzurichten und schaute umher. Der Schnee war der Tod, in seiner Eiseskälte mußte alles menschliche Wollen erfrieren. Aber der mutige Baum ließ aus seinem starken Herzen Blüten sprießen, und der lange Winter verhielt einen herrlichen Frühling.

„Ich will daran denken“, sprach sie mit Mühe. „Es ist sehr schön.“ Wieder umfing sie sanfte Kälte, und langsam zerrann der Garten wie ein Fluß unter flockigem Schneefall — einem leidenschaftslosen Schneefall des Friedens.

Jahre lagen hinter ihr, als sie in ihrer eigenen Kabine wieder die Augen öffnete. Bridget kniete neben ihr und kühlte ihr Stirn und Lippen, und der freundliche kleine japanische Arzt erteilte seine Verordnungen.

„Es hat lange gedauert, aber jetzt ist sie wieder wach“, sagte er. „Lassen Sie sie noch eine Weile ruhig liegen, Madame, und wenn Sie mich brauchen, lassen Sie mich rufen. Ich habe eben sehr viel zu tun. Ich muß nach Mr. Ito sehen. Sie wissen ja.“

Und er ging. Yasomas Blick verriet weder Staunen noch Verwirrung. Sie versuchte sich aufzurichten:

„Er ist nicht tot! Ich weiß, er lebt,“ sagte sie. „Wie geht es ihm?“

„Tot? Nein, mein Lämmchen, er ist nicht tot. Er ist ganz gewiß der „Tapfere Mann“, der noch manchen guten Kampf zu bestehen haben wird. Alle dachten schon, es sei aus mit ihm, aber er ist doch noch gerettet worden, und vielleicht wird er in einigen Tagen wieder ganz munter sein. Ich wundere mich garnicht, daß es dir, mein Herzenskind, einen so argen Stoß versetzt hat. Aber laß es dir, um des Himmels willen, nicht einfallen, selbst wieder diese Künste auszuführen. Ich möchte dich nicht auch so stürzen sehen, sollte ich auch hundert Jahre alt werden. Es ist eben ein Männerpiel, damit ist alles gesagt!“

Während sie so sprach, benetzte sie Yasomas Gesicht immer wieder mit eiskaltem duftendem Wasser. Im Augenblick war es köstlich, ganz still dazuliegen und sich zu erinnern. Jeder Augenblick der Vision war in ihrer Seele lebendig und so klar geprägt wie eine In-

schrift in geschliffenem Smaragd. Sie rief sich alles ins Gedächtnis zurück und wiederholte die geheimnisvollen Regeln:

„Ich habe keine Eltern; Himmel und Erde sind meine Eltern.“

Andere Worte, die sie früher gehört hatte, fielen ihr dabei ein:

„Obwohl ich auf Erden geboren bin, ein Kind der Erde, ward mir doch der gestirnte Himmel zum Vater.“

Wahrlich, mächtige Eltern, hilfreich in aller Not! Sie fühlte sich wieder stark. Jede Zelle ihres Körpers war durchpulst von neuem Leben.

Es duldete sie nicht mehr länger. Lächerlich, jetzt herumzuliegen! Sie mußte aufstehen, etwas tun, Scott aufsuchen, ihm ihren Traum erzählen und sich von ihm alles erklären lassen. Nur an ihn konnte sie sich jetzt wenden, da Ito ihr unerreichbar war. Und Ito! Wie hätte er sterben können, der jetzt vor einer so großen Aufgabe stand! Menschen sterben nicht, so lange sie notwendig sind. Niemals. Erst wenn ein Besserer da ist, der sie zu ersetzen vermag, gehn sie fort aus dem Leben. Sie stand auf, trat fest auf mit den Füßen, um sich zu überzeugen, daß sie sie wieder stark und sicher trugen, wusch sich das Gesicht und schüttelte die Tropfen aus dem Haar.

„Jetzt, Bridgie, leg du dich nieder. Du bist ja kreidebleich. Ich habe dir einen gehörigen Schrecken eingejagt, das kann ich mir denken. Jetzt gehe ich und bestelle dir eine Tasse Tee. Dachtest du, ich sei tot?“

War ich lange ohnmächtig? Ich wollte, es wiederholte sich jeden Tag, so schön war es!“

An Deck hatte das Leben schon wieder seinen normalen Gang angenommen. Nur hie und da standen noch kleine Gruppen von Japanern in lebhaftem Gespräch bei einander. Bald erblickte sie auch Scott. Die Arme auf die Reeling gestützt schaute er hinaus ins grenzenlose Blau des Meeres und des Himmels. Gerade so hatte sie Ito stehen sehn — vor Jahren. Vor Jahren? Ja, so weit zurück schien ihr alles Frühere zu liegen. Nein — jetzt durfte man ihn nicht stören. Aber wie hatte sie ihn früher nur fürchten und ablehnen können! Aus welcher Wurzel entsprang die häßliche Nessel Eifersucht, die in ihrem Herzen brannte? Aus dem Ich natürlich! Jetzt beherrschte sie nur der eine Wunsch, mit ihm zu sprechen, ihn nach dem Sinn dessen zu fragen, was sie so überwältigend erfüllte. Ihr Leben ging in eine ganz neue Richtung; mochte es auch ein Abgleiten in das „Tal der Demütigung“ bedeuten.

Die Sonne neigte sich schon, da wandte Scott sich um, erblickte Yasoma und kam schnell auf sie zu.

„Sie sind gewiß um Ito in Sorge gewesen. Ich hörte, Sie seien ohnmächtig geworden. Kein Wunder! Es war ein schrecklicher Anblick. Auch Miß Sayoko war gänzlich erschlagen und kommt heute abend nicht zu Tisch.“ Yasoma empfand es dankbar, wie zart er ihre Erregung übersah.

„Geht es ihm besser? Erzählen Sie mir alles — so viel wie möglich. Ich dachte —“

Er hatte sogleich die Veränderung in ihren Augen und ihrer Stimme bemerkt. Endlich leuchtete die Wahrheit zwischen ihnen auf.

„Es geht ihm viel besser. Dieser Arzt ist ein Hauptkerl. In ein paar Tagen wird er wieder ganz munter sein.“

„Ja — aber. Alle dachten, er sei tot. Ich dachte es auch. Ich dachte, dieser merkwürdige, entsetzliche Schrei sei sein Todesschrei gewesen. Bitte erklären Sie mir alles. Als Sie erfuhren . . .“

Aber wie war das alles in Worte zu fassen? Schüchtern und zaghaft sagte sie: „Auf dem Schiff ist seitdem alles ganz anders geworden. Sagen Sie mir, was war das für ein furchtbarer Schrei? Mir war, als müßte ich sterben. Dieser Schrei war der Grund meiner Ohnmacht.“

Er schwieg.

„Sagen Sie mir alles, Sie dürfen mir vertrauen. Ich bin sehr töricht gewesen — aber jetzt können Sie mir wirklich vertrauen.“

Er stand an einen Mast gelehnt und sah ihr prüfend in die Augen. Dann erzählte er langsam:

„Als Ito stürzte, dachte ich, er sei tot. Auch der Arzt dachte es. Sein Herz stand still. Der Schlag auf den Kopf und die Brust muß furchtbar gewesen sein. Es schien also, als könne nichts mehr helfen außer der einen Kraft, die die ganze Welt erhält, die Quelle aller Energie. Sie heißt in Japan Aiki. Es gibt Menschen, die auf Grund des höchstentwickelten Judo diese Kraft in ungeheuer machtvoller Weise anzuwenden wissen. Man kann es einen Schrei nennen. Wir nennen es Kiai.“

Arima hat es mich gelehrt. Ich versuchte es, und Ito erwachte. Dann konnte der Arzt helfen. Das ist alles.“

„Nein! Das kann nicht alles sein. Es muß noch etwas anderes damit zusammenhängen. Denn als ich es hörte, war mir, als zerschelle eine gewaltige Woge an mir. Es warf mich um. Erzählen Sie weiter.“

„Es wirkt auf Leib und Seele der Menschen — einiger Menschen — sehr eigenartig,“ sagte er ernst. „Sie haben recht. Es war noch nicht alles. Es berührt die tiefsten Dinge. Durch Aiki ist es möglich, nicht nur den eigenen Geist, sondern auch den Geist anderer zu beherrschen. Mit Aiki konnte ich in Itos Unbewußtem ein Bild erwecken, das ihn von den Toren des Todes zurückrief. Das Bild von Arimas Garten.“

Staunen ergriff sie. Dann fragte sie, jedes Wort wägend: „Kann dieses Bild auch andern erscheinen?“

„Eigentlich ist es gar kein Bild, sondern etwas viel Tieferes, das die Wurzeln des Seins berührt. Es erreicht, soviel ich weiß, nur die Seelen, die darauf vorbereitet sind.“

„Darf ich Ihnen jetzt etwas erzählen?“ fragte sie, und er nickte zustimmend.

Während sie sprach, sah er sie nicht an, sondern blickte hinaus in das abendliche Dunkel, über dem die Sterne mit ihrer zarten Fackel die Lichter des Himmels entzündeten.

„Immer wenn ich nach Arimas Garten fragte, blieb ich ohne Antwort. Eleanor Ascham wollte mir nichts sagen, auch Ito nicht, obgleich ich den Mut hatte, ihn unmittelbar danach zu fragen. Schon lange habe ich das

Gefühl, daß Japan und Ito für mich nur den Zugang zu Arima bedeuten. Jetzt aber hören Sie, bitte, was ich erlebt habe. Es war vielleicht nur ein Traum — aber ein wunderschöner.“

Nicht in kurz abgebrochenen Sätzen, wie es sonst ihre Art war, sondern sehr schlicht erzählte sie ihm, was sie während ihrer Ohnmacht geschaut hatte: die reine Weiße des Schnees, die schneecumwölkte Ferne. Und Scott erlebte alles mit ihr — viel stärker, als sie ahnen konnte. Aber er schwieg beharrlich, bis sie nachdrücklich schloß:

„Es war so wirklich wie dieser Augenblick. Ja, noch wirklicher, und ich habe nur den einzigen Wunsch, den Garten noch einmal zu sehen. Sagen Sie nicht, es sei ein Traum gewesen, wie wären sonst die merkwürdigen Gesetzesworte zu erklären? In meinem ganzen Leben habe ich nie etwas Ähnliches gehört.“

Endlich löste sich Scotts sinnender Blick in ein Lächeln auf:

„Der Kiai hat Sie erreicht. Sie sind im Garten des Arima gewesen, im Garten der Erleuchtung. Arima selbst hat Ihnen das Tor geöffnet.“

Dann erzählte er ihr von der Gemeinschaft der Männer, die unter strengen Regeln zusammen leben und arbeiten. Auch vom Urgrund jener geheimnisvollen inneren Kraft sprach er, die sich in Japan unter dem Einfluß von Rasse und Sprache zum Zen-Buddhismus entwickelt hat.

„Mit der Zeit wollen sie sich über die ganze Erde verteilen und ihre Lehre verkünden. Sie werden mit der

Wissenschaft nicht nur Schritt halten, sondern ihr voraus-eilen und die Wege weisen. Zen ist die weiseste Lehre und der altindischen weit überlegen.“

„Falls Geld gebraucht werden sollte —“ warf Yasoma eifrig ein.

„Nein, nein — kein Geld! Das verfluchte Geld! Zen ist das Evangelium der harten Arbeit. Es gibt jetzt schon viel zu viel Geld auf dieser Erde. Sprechen Sie nicht davon! Wir brauchen Männer, die sich nichts aus dem Gelde machen. Ihre Schecks können wir nicht brauchen, Sie selbst brauchen wir, wenn Sie ernstlich arbeiten wollen. Die Zukunft steht der Frau genau so offen wie dem Mann. Was Sie mir gerade erzählt haben, beweist mir, daß Sie unbewußt schon lange eine der Unsern sind. Auch ich war ahnungslos, als ich zum ersten Mal Arimas Garten betrat.“

„Bin ich wirklich dort gewesen?“ fragte sie furchtsam.

„Gewiß!“

Er erklärte ihr Vieles, und sein Ton war der eines Bruders. Dann reichte er ihr treuherzig die Hand und verabschiedete sich.

Sie blieb noch lange in Gedanken verloren zurück. Ja, Scott war jetzt kein Hindernis mehr auf ihrem Weg. Sie hatte ihn für sich gewonnen und war doch nicht stolz darauf. Nur eine große Freude war in ihr und eine grenzenlose Hoffnung.

ZEHNTES KAPITEL

ALS SIE SCOTT AM NÄCHSTEN MORGEN an Deck traf, fragte sie ihn gleich nach Its Befinden.

Ihre blühende Gesichtsfarbe war einem Zwielficht von Erschöpfung und Sorge gewichen, und ihr sonst so strahlender Blick verriet Schwermut. Das rührte Scott. Er wußte um den übermächtigen Eindruck, den ein erster Zusammenstoß mit dem Übernatürlichen hervorrief.

Aufmunternd sagte er: „Kommen Sie! Wir wollen plaudern. Es geht ihm gut. Ich möchte Ihnen von Arima erzählen.“

„Erzählen Sie mir von Ito,“ sagte sie. „Von ihm hängt alles für mich ab. Gestern, als ich dachte, er sei tot, war ich sehr, sehr unglücklich.“

Nach einiger Überlegung erwiderte er: „Die Japaner haben zwar auch starke Gefühle, sie wären aber in ihrem Schicklichkeitsempfinden tief verletzt, wenn man sie zeigen wollte. Sie sind Stoiker, soweit es sich um den Ausdruck von Gefühlen handelt — vielleicht gehen sie sogar noch weiter.“

Sie starrte ihn erstaunt an: „Wollen Sie damit sagen, daß es Mr. Ito unangenehm berühren würde, wenn ich ihm sagte, daß ich traurig war?“

Er stockte etwas verlegen: „Natürlich käme es darauf an, wie Sie es sagen. Ich habe in Japan gelebt und kenne das Land. Kurz und gut: sie sind nicht für die Liebe, nicht einmal in der Ehe!“

Mit ihren grauen Augen sah sie ihn groß an:

„Ja, wen in aller Welt dürfen sie dann lieben?“

„Nun, die Eltern, die Kinder, das Vaterland,“ erwiderte er. „Die Ehe gilt in Japan als die Grundlage des Staates. Deshalb tritt bei der Eheschließung die Liebe in den Hintergrund. Familienbeziehungen, Vermögen und sonstige Vernunftabwägungen sind bei einer Heirat bestimmend. Ein Japaner könnte sich kaum vorstellen, daß eine Frau ihn heiraten möchte, weil sie ihn liebt.“ Er zögerte und sann auf eine Erklärung.

Es war ihr vollkommen klar, worauf er hinauswollte. Aber die gute Laune überwand rasch ihren Ärger. Sie sah ihn heiter an.

„Sagen Sie es mir doch kurz und bündig! Alles was Sie mir da vorerzählen, ist nichts anderes als eine Warnung, mich nicht in Ito zu verlieben. Und wie ungeschickt haben Sie es angefangen! Ich verspreche Ihnen, ich verlange mich in niemand. Nicht einmal in Sie, denn ich bin so trocken wie ein Zwieback.“

Ihr Humor und ihr aus schwarzen Wimpern strahlender Blick rettete die Situation. Er mußte lachen und schlug sich alle Zweifel und Befürchtungen aus dem Sinn. Yasoma aber blieb in Sorge. Warum war sie so

verzweifelt gewesen? Wie kam Scott zu seinem Verdacht? Plötzlich war ihre Fröhlichkeit dahin! Liebe? Für sie ein Wort, das sie ohne Bitterkeit weder aussprechen noch hören konnte.

„Wir wollen lieber von Ju-jutsu sprechen,“ sagte sie. „Sie verstehen so viel davon. Aber erst erzählen Sie mir, womit Mr. Ito sich eigentlich beschäftigt. Er spricht nie von sich selbst.“

Scott war sichtlich erfreut über diese Frage.

„Wenn er gestern gestorben wäre,“ begann er — das Buch, das sie in der Hand hielt, fiel zu Boden, und sie mußte sich danach bücken — „wäre es ein großer Verlust für das begonnene Werk gewesen. Er und Arima sind wie Brüder, auch durch Heirat nah verwandt. Sayoko ist beider Nichte. Er hat zwei ausgezeichnete Bücher geschrieben: ‚Die Gestalt der Welt‘ und ‚Die Beziehung zwischen Buddhismus und moderner Wissenschaft‘.“

„Könnte ich die vielleicht bekommen?“

„Sie sind japanisch! Gerade haben wir begonnen, das zweite zu übersetzen. Alle Schüler sind ihm anvertraut. Warten Sie nur, Sie werden ihn bei der Arbeit sehen und staunen, wie er all diese Aufgaben meistert. In London war es auch schon so, aber niemand erfuhr etwas davon. Außerdem opfert er sein ganzes Vermögen für das Werk.“

Jedes seiner Worte war für sie ein Fingerzeig. Itos Schutz und Schild und Schwert mußte sie werden. Schon oft hatte sie darüber nachgedacht, wie sie ihre Fähigkeiten nutzen könne. Sie besaß ein ausgesproche-

nes Sprachtalent, schnelle Auffassungsgabe und Interessen auf allen Gebieten. Jetzt wußte sie genug. Der Weg war ihr vorgezeichnet. Scott aber, der nichts von diesen Gedanken ahnte, war sehr erfreut, als sie ernsthaft sagte:

„Sie werden sehen: ich werde bald mein eigenes Gewicht heben können. Haben Sie Dank, daß Sie mir das alles gesagt haben. Jetzt noch eine Frage: Haben Sie bei Arima sama Jiu-jitsu gelernt?“

„Natürlich! Außerdem noch vieles andere. Jiu-Jitsu ist ein vorzüglicher Anfang. Er hat mich z. B. gelehrt, wie man Schmerzen aus dem Körper bannen kann. Haben Sie schon davon gehört? Dazu ist eine vollkommene Beherrschung des Geistes erforderlich. Ich will es Ihnen an einem Beispiel klar machen. Einmal befahl er mir, mich ihm gegenüber auf den Boden zu setzen, ihn an den Ohren zu packen und zu reißen, so stark ich nur könne. Ich bin wahrhaftig kein Schwächling, wie Sie ja wissen, und wandte meine ganze Kraft an, und doch konnte ich ihn nicht um einen Zoll breit aus seiner Stellung rücken, ihm auch nicht weh tun. Er lachte nur! Im nächsten Augenblick aber lehnte er sich zurück und obgleich ich mit aller Kraft Widerstand leistete, zog er mich mit. Dann saßen wir uns wieder gegenüber. Er befahl mir, ihm meine beiden Hände auf die Brust zu legen und zu versuchen, ihn umzuwerfen. Wieder konnte ich ihn nicht um Haaresbreite aus seiner Stellung bringen. Er dagegen legte — buchstäblich — nur einen Finger auf meine Brust, und ich fiel glatt rückwärts um.“

„Aber das ist nicht Jiu-Jitsu“, unterbrach sie lebhaft. „Das ist Zauberei oder ein Taschenspielertrick.“

„Durchaus nicht. Jiu-Jitsu ist nur der Weg zu dieser Kraft, einer der Wege, und ich glaube, der richtige.“

„Eines Tages“, fuhr er fort, „fragte mich Arima, ob ich das Experiment des Erwürgtwerdens über mich ergehen lassen wolle. Ich erklärte mich dazu bereit. Nun hören Sie, was geschah! Er packte den Kragen meines offenen Hemdes, zog ihn in der Höhlung unter dem Adamsapfel sehr fest zusammen, machte mit der Hand eine Drehung, und aus war es mit mir. Ich empfand dabei alles, was man angeblich beim Erwürgtwerden empfindet. Dann folgte ein Erlebnis, das sich nicht beschreiben läßt. Sie haben es gestern selbst erfahren, als Sie den Kiai-Schrei vernahmen. Es war unerhört! Verstehen Sie! Wenn Sie das alltägliche Selbst von sich werfen, so gelangen Sie in die Tiefen des Unbewußten, und dann geht der Spaß los, besonders wenn es ein langsamer Übergang ist. Was mich ins Leben zurückrief, war der Kiai. Ich war tot gewesen, hatte schon den Vorgeschmack der andren Seite gehabt. Dann . . .“

„Warten Sie einen Augenblick!“ sagte sie schnell. „Es ist das Merkwürdigste, was ich je im Leben gehört habe. Mir fällt etwas ein, was ich Ihnen sagen muß. Warten Sie bitte, bis ich wiederkomme.“

Sie eilte in ihre Kabine, wo Bridget in Gesellschaft der kleinen Stewardess unzählige Tassen grünen Tee trank. Aber Yasoma bemerkte sie kaum.

„Bridgie, Liebe! Du kennst die Bibel besser als ich. Sag

mir, wie war das, als Lazarus gestorben war und Christus ihn vom Tode erweckte?“

Bridget, ziemlich verblüfft, aber auf ihrem eigensten Gebiet nicht aus der Ruhe zu bringen, war gleich ganz bei der Sache.

„Um Gottes willen, Soma! Du wirst doch die Heiligen Worte, die ich Dir so oft vorgelesen habe, nicht vergessen haben? Also: Der Herr trat ans Grab und rief mit lauter Stimme: ‚Lazarus, komm heraus!‘ Was hätte er auch sagen sollen? Er, der Herr des Lebens? Und ebenso wie sie ihn hineingelegt hatten, trat er jetzt aus dem Grabe hervor, aber lebend.“

Yasoma fragte schnell weiter: „Gab es nicht im Alten Testament eine Stadt, deren Mauern zusammenstürzten, als das ganze Volk laut schrie? Erzähl mir, wie das war.“

„Nun, es war gerade so, wie du sagst. Aber was hast du nur für Einfälle! Gott weiß! Es wird ein glücklicher Tag für mich sein, wenn du wieder einmal die Bibel in die Hand nimmst. Es war Josua, der dem Volke, als sie die Stadt Jericho erobern wollten, befahl, sie sollten alle auf einmal laut schreien — dann würden die Mauern fallen. Und wirklich stürzten sie zusammen wie Bauklötzchen, mit denen Kinder spielen. Aber wozu, um des Himmels willen . . .“

Aber Yasoma war fort wie der Wind. Sie fürchtete, Scott könne weggehen, bevor sie diese Frage mit ihm besprochen hatte, die ihr noch völlig unklar war. Aber er wartete auf sie und blickte mit jenem Ausdruck der

Ruhe und Unerschütterlichkeit aufs Meer hinaus, den sie schon so oft an ihm und Ito bemerkt hatte.

„Erzählen Sie weiter. Nachher will ich Ihnen etwas sagen.“ Damit beantwortete sie die Frage, die in seinem Blicke lag.

„Also, — ich kam wieder zu mir, fand mich wieder in dem Zimmer, wo wir uns meistens aufhielten, und Arima saß neben mir. Es gibt noch ein anderes Mittel, einen wieder zum Leben zu erwecken, aber er wandte den Schrei an, den Sie gestern von mir gehört haben. Damals erhielt ich die ersten Unterweisungen, wie er anzuwenden sei.“

„Erzählen Sie mir noch mehr davon — bitte — ich möchte so gern noch mehr davon wissen. Dann will ich Ihnen sagen, was mir eingefallen ist.“

„Sie müßten sich das alles lieber von Ito oder Arima erklären lassen. Ich kann es nicht so gut und möchte so wenig wie möglich davon sprechen, weil ich Angst habe, ich könnte vielleicht etwas verderben. Die körperlichen Übungen bestehen zunächst nur in richtigem Atmen und einfacher Kost. Genau so, wie es in Indien schon vor Jahrtausenden gelehrt worden ist. Die innere Übung besteht in seelischer und geistiger Sammlung. Durch diese Übungen ist die Kraft zu erlangen, die in Japan Aiki, in Indien Akasha heißt. Wie Sie wohl bemerkt haben, ist Kiai dasselbe Wort wie Aiki, nur in einer anderen Reihenfolge der Buchstaben. Es bezeichnet die praktische Anwendung der Kraft. Sie beruht sicher auf Schwingungen. Man versetzt sich in die gleiche Schwingung, die einem Menschen oder ei-

nem Tier eigen ist, und wenn man der Stärkere ist, kann man alles, was man will, erreichen. Durch den Kiai kommen die Elektronen in die richtige Lage. So wenigstens stelle ich es mir vor. Aber fragen Sie lieber Ito, er weiß viel mehr als ich. Gestern waren seine Körperkräfte tot — daher konnte ich ihn bezwingen. Ich habe gesehen, wie Arima mit diesem Schrei auf eine ziemliche Entfernung Vögel tötete und wieder lebendig machte. Auch auf unbelebte Gegenstände kann er wirken. Eine mächtig schwingende Stimme kann in einem geschlossenen Raum die Fensterscheiben zum Erzittern bringen. Die eigentliche Wirkungskraft eines absolut richtig gestimmten Tones ist noch nicht erforscht.“

Einen Augenblick schwiegen beide. Dann sagte Yasoma stolz:

„Jetzt will ich Ihnen meine Entdeckung mitteilen: Als Sie mir von Ito erzählten, fiel mir die Geschichte von Lazarus ein. Ich lief schnell zu meiner Amme — ja, sie ist meine Amme gewesen — und fragte sie, was damals geschah. Sie kennt nämlich die Bibel fast auswendig. Nun — sie sagte, Christus habe mit lauter Stimme gerufen: ‚Lazarus, komm heraus!‘ Das war doch gewiß der Kiai! Nicht wahr? Und Jericho! Das ganze Volk schrie auf einmal. Waren das Schwingungen? Ich hätte mir nie träumen lassen, daß Wunder wahr sein könnten. Aber tatsächlich . . .“

Er schüttelte den Kopf:

„Wunder können nie wahr sein. Es gibt keine Wunder. Gäbe es sie, so ginge das Weltall aus den Fugen. Denn

das Weltall ist Gesetz. Aber es gibt Dinge, die sich selten ereignen, und Gesetze, die wir nicht erklären können. Zu denen gehört Aiki. In Bezug auf die Bibel haben Sie vollkommen recht. Sie berichtet von vielen solchen Ereignissen. Die Bibel ist übrigens eines der wertvollsten Bücher für den Mann der Wissenschaft, denn sie weist einem oft die rechte Spur. Arima wird Ihnen ein Buch zeigen, worin er alle solche Beispiele aus sämtlichen Heiligen Schriften zusammengestellt hat. Auch die von Ihnen angeführten stehen drin. Immer wieder ist es der Schrei, der Ruf. Ich gehe demnächst nach Indien, um auch die dortigen Auffassungen zu studieren. Von Indien ist die Lehre ja ausgegangen. Etwas enttäuscht, da sie sich um die Entdeckerlorbeeren betrogen sah, fragte sie dennoch mutig:

„Kann ich es auch lernen?“

„Das weiß ich nicht, aber Sie können sich prüfen lassen. Jetzt aber — verzeihen Sie — muß ich gehen. Ito erwartet mich.“

„Dann sagen Sie ihm bitte, daß ich sehr betrübt bin und ihm gute Besserung wünsche.“

Sie sprach mit einer beruhigenden Unbefangenheit.

„Ich werde es ihm sagen,“ versprach er und überließ sie ihren Gedanken.

Die kleine Sayoko näherte sich ihr leise und schmiegte sich an ihre Seite. Sie hatte einen Teil des Gespräches mit angehört.

„Sie sind traurig, Soma sama? Aber warum? Das sind lauter Dinge, die wir in Arima samas Garten lernen werden. Ich freue mich darauf. Sie doch auch?“

Sinnend antwortete Yasoma: „Ich glaube, wir streben nach sehr verschiedenen Dingen. Sie suchen Frieden. Was ich suche, ist Kraft. Kann Arima sama uns das geben, was wir brauchen? Ich weiß genau, was ich mir wünsche.“

„Er wird uns so viel geben, wie wir empfangen können. Mehr kann ja niemand tun.“

Eine Weile schauten sie schweigend hinaus auf das glitzernde goldene Netzwerk der Sonnenstrahlen auf dem Meer. Unvorstellbar, daß es sich so zornig aufbäumen konnte unter den Peitschenhieben des wilden Monsuns! Jetzt träumten die Vögel der Stille auf den verzauberten Wellen, und das Meer war die Ewigkeit. Alles Leid der Welt versank in seiner Tiefe, und zeitlos spiegelte sich in ihm die Herrlichkeit der Sonne.

Am Abend blieb sie nach dem Essen in ihrer Kabine und vertiefte sich in ein Buch, das ihr Ito geliehen hatte. Es hieß: ‚Der Samurai-Zauber in Japan‘ und war von ihm selbst ins Englische übersetzt.

„Ich habe es vor Jahren geschrieben, als ich mit meinen Kenntnissen noch nicht so weit war wie jetzt,“ hatte er gesagt. „Aber es enthält manches Richtige über meine Anfänge. Vielleicht ist es Ihnen nützlich. Lesen Sie es, wenn es Sie interessiert.“ Sie las und war ganz gefesselt durch die Schilderung der okkulten Seite der japanischen Kultur, die so wenig bekannt ist.

Zwei Tage später erhielt Ito die Erlaubnis, in den Kissen eines Liegestuhls die balsamische Nachtluft an Deck zu genießen. Das Schiff prangte festlich in einem

märchenhaften Schmuck von Girlanden und schwankenden farbigen Laternen.

„Niemand darf mit ihm sprechen“, sagte der Arzt. „Er ist noch sehr angegriffen! Nein — keine Unterhaltungen. Aber sehen dürfen Sie ihn!“

Er erblickte Yasoma, die, eine Gestalt von gleißendem Gold, ins Licht der Laternen trat. Alle die Rheinkiesel und Edelstein-Imitationen, mit denen ihr langes Gewand überreich bestickt war, glitzerten im Licht. Im Haar trug sie das Juwelband mit den biegsamen, schwingenden Brillantfedern, die sie wie ein Heiligenschein umgaben. Ihre Schönheit war immer auffallend, aber in dieser barbarischen Pracht war sie berückend. Alles verstummte bei ihrem Anblick und umdrängte sie in lauter Bewunderung. Was Ito in seiner Erschöpfung bewegte, als er so dalag und schaute, läßt sich schwer in Worte fassen. Das war ja das altrussische Kleid, das ihm damals in London so widerwärtig gewesen war. Nie hätte er gedacht, daß sie dieses Kleid noch einmal tragen würde. Die grelle Pracht stand in schreiendem Gegensatz zu der großen Ruhe von Himmel und Meer. Wie konnte eine Frau, die zu Arimas Garten, diesem Hafen des Friedens strebte, gleich einer Dirne mit Edelsteinen prunken, die Tausende von Hungernden hätten mit Brot versorgen können? Sie winkte ihm zu. In ihrem Blick aber gewahrten Itos durchdringende Augen Liebe und Leid zugleich. Sie blieb einen Augenblick vor ihm stehen, dann ging sie auf Scott zu, der, in Kimono und Obi, lachend bei einer Gruppe von Japanern stand. Das Gespräch setzte aus, als sie sich in

ihrer goldenen und buntfarbigen Aureole näherte. Niemand von ihnen allen hatte je etwas Ähnliches gesehen. Sie stand lachend da, die halbe Schiffsgesellschaft umringte sie, während Scott in kurzen Worten das russische Leben zur Zeit Iwans des Schrecklichen schilderte. Er beschrieb auch den zu ihr passenden Herrn und Gebieter, der wie ein Kriegsheld des Nordens ein dunkles vom Kopf bis zum Schweif mit goldenen und kupfernen edelsteinverzierten Ketten bedecktes und mit Glöckchen behängtes Pferd geritten hatte; er selbst in ein stählernes an den Ärmeln reich besticktes Panzerhemd gekleidet, das wilde, hochmütige Gesicht halb verdeckt von einem hohen Helm aus Kupfer und schwarzem Email.

„Ein großer Daimyo!“ sagte Sayoko. „Ich wollte, er wäre hier, dann könnten wir seine Herrlichkeit bewundern. In Japan gibt es solche Pracht nicht mehr.“

„Dann wäre seine Herrlichkeit hoffentlich echt!“ — „Meine ist es nämlich nicht!“ sagte Yasoma lachend. „Keiner von allen diesen Edelsteinen ist echt. Ich fand es sinnlos, zur Verzierung eines Kleides echte Steine zu verwenden und so viel Geld dafür auszugeben. Das finden Sie doch gewiß auch?“

Es entstand ein unsicheres Schweigen. Mußte nicht alles echt sein, was eine so vornehme und reiche Dame trug? Der japanische Geschmack verlangt beim Kunstwerk wie bei jedem schönen Gegenstand Echtheit des Materials. Was nicht sichtbar getragen wird, soll womöglich noch erlesener sein als das sichtbare. Sayoko hatte Yasoma einmal eine kleine Schnalle gezeigt, die ganz

verborgen dazu diente, die Bändchen an ihrer Schärpe zusammenzuhalten, ein kleines Wunder der Miniaturmalerei: goldne Kraniche auf schwarzem Emailgrund. Auf dem stets verborgenen Seidenfutter ihres Haori war von Künstlerhand in grau und schwarz ein Schneesturm im Bambuswald gemalt. Nur wenn sie ganz allein war, breitete sie es vor sich aus und genoß den Anblick seiner zarten Schönheit. Yasomas Kleid verlor an Interesse. Man zuckte die Achseln über die unbegreifliche Engländerin. Nur Ito verstand. Er erinnerte sich sehr deutlich der Worte:

„Meine goldne Sonne! mein Falke! mein Hermelin!“ Ja, in Yasomas Wesen, in ihrer Offenheit und Geradheit, lag etwas vom Falken.

Scott sah, wie Ito sich in seinen Kissen aufrichtete, und meinte, Yasoma dürfe wohl ein paar Minuten mit ihm sprechen.

Sie aber schrak davor zurück, ihm in diesem Aufzug zu begegnen. Nur allzu gut erinnerte sie sich des Abends, da er sie bei Eleanor in diesem Kleide getroffen hatte. Die Erinnerung durchzuckte sie peinvoll. Wie hatte sie auch nur einen Augenblick daran denken können, ihm in diesem Kleid unter die Augen zu treten? Hoffentlich erkannte er es nicht wieder! Scott und andere Bekannte standen in der Nähe, als sie mit möglichst unbefangenen Gesicht auf Ito zuging.

„Darf ich Ihnen sagen, wie leid mir Ihr Unfall getan hat, mehr als ich ausdrücken kann!“

Er antwortete in einfachem Japanisch: „Ich danke Ihnen für Ihre edelmütige Herablassung; mir selbst

aber hat es nicht leid getan. Es war gut, und ich freue mich zu hören, daß Sie sich nichts mehr aus teuren Edelsteinen machen. Ich erinnere mich gut dieses Kleides und des Abends, an dem ich Sie darin sah. Es war kein glücklicher Abend, denn wir waren damals noch nicht befreundet. Heute aber darf ich Ihnen sagen, daß mir das Kleid meiner Freundin gefällt.“

Sie wurde totenblaß. Nichts hätte sie so grausam verletzen können wie diese arglos gesprochenen Worte. Erinnerungen qualvollster Art stiegen ihr auf — was sollte sie antworten? Ein Unterton bitteren Spottes, den er sich nicht erklären konnte, lag in ihrer Erwiderung.

„Dieses Kleid! Jawohl! Es paßt genau zu mir. Ich müßte es immer tragen. Meinen Sie nicht auch? Es ist so erlesen und fein, und gar nicht anmaßend. Für Brillanten aber schwärme ich, und diese sind zufällig echt!“

Sie stand augenblicklich auf und vermied es, seinem erstaunten Blick zu begegnen. Er merkte, daß er ihr wehgetan hatte, wußte aber nicht, wodurch.

„Aber man darf ja nicht mit Ihnen sprechen. Glauben Sie bitte nicht, daß ich meine japanischen Studien vernachlässige. Ich spreche und lese alle Tage. Hoffentlich kann ich Ihnen damit noch einmal Ehre machen!“

Er machte eine höfliche Bewegung, und als sie sich zum Gehen wandte, sagte er ihr auf Japanisch Gute Nacht und nahm damit seine Rolle als Lehrer wieder auf.

Scott setzte sich auf ihren leer gewordenen Platz, sie genossen noch einige Minuten das hübsche Bild der

schwankenden Lichter und flatternden Bänder und Girlanden, dann brachte man Ito wieder in seine Kabine zurück.

Noch vor dem Ende des Abends schlich sich Yasoma aus der Gesellschaft auf ein niedriger gelegenes Deck, das zu dieser Stunde völlig verlassen war. Sie sehnte sich nach Ruhe und Dunkelheit und fand am Achterdeck einen stillen Winkel. Hier stand sie und betrachtete das milchige Feuer des Meerleuchtens. Über ihr das Licht der Sterne, unter ihr der einsame leuchtende Ozean — nur in ihrem Herzen kein Licht, statt dessen Trotz und Stolz, die Feinde der Freundschaft, deren Stachel so tief verletzte. Sie dachte an Ito, an seine Stimme, deren Klang sie so liebte — an seine Augen, die ihr keine Ruhe ließen. Alles was Scott ihr gesagt hatte, wühlte und bohrte in ihr und legte sich wie eine trennende Mauer zwischen sie und ihn.

„Er macht sich nichts aus mir, nicht einmal aus der Schülerin! Und wie sollte er auch!“ dachte sie. „Was fange ich an, wenn sie mich nicht nach Naniwa mitnehmen? Ich bin verloren zwischen zwei Welten, die alte liegt in Trümmern, die neue ist fremd und gestaltlos. Ein Fisch, der auf dem Trockenen leben soll! Wie schrecklich ist das alles!“

Eine der schwingenden Federn berührte bei einer hastigen Bewegung ihre Wange. Ein plötzlicher Zorn erfaßte sie, wildes Verlangen, von all diesen schrecklichen Erinnerungen frei zu sein. Ihr war, als stehe Maxwell mit ausgebreiteten Armen neben ihr, und als müsse sie zurückweichend ihm ins Gesicht speien. Sie

riß sich das diamantne Band aus den Haaren, die biegsamen Federn zitterten in ihrer Hand — sie warf sie ins Meer und sah ihren Glanz im weißen Feuer der Wellen verschwinden. Nur endlich frei sein von der Vergangenheit! Mit fieberhafter Hast löste sie das Gewand, knüllte es zusammen und schleuderte es dem Schmuck nach. Wäre Maxwell ihr in diesem Augenblick in die Nähe gekommen — sie wäre hinabgesprungen in die Freiheit, um der selbstverschuldeten Schande zu entfliehen.

Einen Augenblick überkam sie wirklich die Versuchung. Dann wandte sie sich schnell um und eilte ungesehen in ihre Kabine.

Bridget war starr vor Bestürzung.

„Aber Soma, Liebe. Deine schönen Federn, das herrliche Kleid! Soll ich es holen?“

„Wenn du noch ein Wort sprichst, werde ich verrückt. Sie sind über Bord gefallen, als ich mich überbeugte.“

Bridget schrie auf vor Schreck.

„Sie schwimmen wohl nicht? Sonst müßte man das Schiff halten lassen. Um Gottes Willen! Der Stolz meines Herzens! Sie gehörten deiner Mutter und der Familie —“

„Hör auf! Ich kann damit machen, was ich will!“

Aufrecht stand sie da, düster wie eine Gewitterwolke, ihre Lippen zuckten, die Hände preßten sich zusammen. Einen Augenblick meinte Bridget, sie sehe eine Wahnsinnige vor sich, und schrak entsetzt zurück. Aber plötzlich begriff sie: Ein schwerer Seelenkampf spielte sich vor ihren Augen ab. Gesenkten Blickes, die

Lippen stumm bewegend, saß sie ganz still da. So gingen Minuten vorüber.

Yasomas furchtbare Spannung löste sich in einem langen schauernden Seufzer. Sie kniete vor Bridget nieder und ließ den Kopf auf ihre in Bridgets Schoß gekreuzten Arme sinken.

„Laß mich eine Weile ganz still so bleiben, und dann will ich zu Bett gehen. Ich bin todmüde, Bridgie — todmüde. Aber morgen wird alles wieder gut sein.“

Sie wußte, daß mit den Diamanten ihr ganzes früheres Leben in der Tiefe versunken und für immer verschwunden war, aber auch, daß die Bitterkeit dieses Lebens zurückbleiben würde.

Auch Ito lag in seiner Kabine. Er wandte sich an Scott:

„Lies mir etwas vor, lieber Freund, damit ich ruhig werde.“

Scott verstand seinen Wunsch, schlug Eddingtons „Natur der Physischen Welt“ auf und las ihm daraus aufs Geratewohl eine Stelle vor.

Sehr bald erwachte Itos Interesse. „Im wissenschaftlichen Denken fehlt vollkommen der Begriff der Substanz, und der Ersatz für sie, die elektrische Ladung, ist prinzipiell nichts anderes als andere physikalische Einheiten. Sie sind ihrer Natur nach von gedanklicher Art. Unsere Erkenntnis, daß die Welt unabhängig von unserem Bewußtsein überhaupt nicht wirklich ist, macht das Bewußtsein zur Basis der Welt. Das ist kein bloßer philosophischer Lehrsatz, sondern ein Bestandteil des heutigen wissenschaftlichen Denkens geworden.“

Ito legte seine Hand auf das Buch:

„Das ist das letzte Wort der europäischen Wissenschaft. Es gibt im Universum weder Substanz noch Form, und alles Sichtbare und Greifbare ist die Schöpfung unseres eigenen Bewußtseins auf dem Weg über unsere Sinne! Wir selbst sind die Schöpfer der Welt als Erscheinung. Welche Übereinstimmung mit der buddhistischen Lehre, wie sie in Tokyo vor fünf- unddreißig Jahren veröffentlicht wurde. Die gleiche Lehre findet sich aber auch schon im sechsten Jahrhundert in China und noch früher in Indien.“

Scott fuhr fort:

„Die Erscheinungen, die wir wahrnehmen, sind die Folge geistiger Vorgänge in uns selbst. Auf diese Weise entstehen die Unterscheidungen. Nichts hat positive Realität. Da keinem Ding Beharrungsvermögen eigen ist, so sind auch alle unsere Wahrnehmungen, die sich auf Unterscheidungen beziehen, nicht real. Alles in der Welt an sich ist von geistiger Natur. Daraus folgt der Satz: es gibt nichts außer dem Geist.“

Wieder bedeckte Ito die Seite mit der Hand und erinnerte an die Verse:

„Nicht wirst Du mein gewahr in sichtbarer Gestalt,
So wenig wie Dein Ohr mich je im Ton vernimmt.
Blind bleibt, der seinen Weg in finst'rer Torheit
wandelt.“

Des heiligen Buddha Weg ist seinem Auge fremd.“

„In ihm ist jedes Gesetz verständlich, denn er selbst ist nichts andres als Inbegriff des Geistes, und das

Gleiche gilt auch vom Weltall, wie der Buddhismus das von Anbeginn gelehrt hat.“

Scott blieb dann noch eine Weile lesend am Bett des Kranken sitzen, bis er merkte, daß Ito eingeschlafen war. Sein Gesicht war im Schlaf so ruhig wie im Wachen, die schwarzen Brauen wie Ebenholz auf Elfenbein, die Züge von der strengen Schönheit eines schlummernden Ritters.

Yasoma aber fand lange keine Ruhe. Der festliche Lärm auf Deck dauerte bis in die Nacht hinein. Als alles still geworden war, nahte sich ihr der Schlaf, faßte sie bei der Hand und führte sie geradewegs in Arimas Garten.

Schnee, überall Schnee, der mit seiner eisigen Reinheit alles zudeckte und ihren nackten Fuß bis ins Mark durchkältete. Sie schauderte beim Weitergehen. Da schimmerte ein Licht im Fenster des Hauses. Als sie näher kam, wurde der Gleitrahmen zur Seite geschoben. Sie konnte ins Zimmer hineinblicken und sah einen Mann mit gefalteten Händen auf dem Fußboden sitzen, in tiefste Meditation versunken. So tief versunken, daß kein Lichtstrahl von innen sein Gesicht erhellte. Sein Antlitz war gesammelt und unbewegt wie eine Maske, und seine Augen schauten über sie hinweg empor zu den ewigen Sternen. In ihrem Herzen regte sich ein schmerzender Neid — nein, — Neid war es nicht — eher die heiße Sehnsucht nach gleich tiefem Frieden. In der Schneetrift sank sie langsam in die Knie. Einschläfernde Kälte durchdrang ihr Herz und trug sie hoch empor in die Stille und Einsamkeit. Als sie er-

wachte, konnte sie sich deutlich seines Gesichtes in seiner tiefen Ruhe entsinnen. Seltsamer Abschluß einer stürmischen Nacht!

Eine geheimnisvolle Macht hatte trotz aller inneren Kämpfe und Aufregungen für immer von ihr Besitz genommen. Ihre Seele gehörte nicht mehr ihr selbst. Sie fürchtete sich sehr, denn sie wußte, daß die Zeit des Widerstandes vorüber war.

ELFTES KAPITEL

ALS YASOMA AM NÄCHSTEN MORGEN an Deck ging, waren Ito und Scott die ersten, die sie traf. In einem ihr selber rätselhaften Impuls trat sie auf die beiden Männer zu und sagte:

„Ich war gestern abend roh und toll. Diese Diamantfedern waren mehr als einmal Ursache meiner Verblendung. Nun habe ich mich ihrer entledigt und sie über Bord geworfen.“

Ohne ein weiteres Wort ging sie vorüber, konnte daher auch nicht sehen, ob sie sehr erstaunt waren. Dann setzte sie sich ein gutes Stück weiter weg, vergrub sich in ein Buch und beglückwünschte sich zu ihrem Mut. Da tauchte Sayoko neben ihr auf und stellte ihren Deckstuhl neben sie.

„Wissen Sie, Soma sama, daß heute Abend ein No-Spiel aufgeführt wird? Es mußte mit der Aufführung gewartet werden, bis es meinem ehrenwerten Onkel wieder besser ging, aber heute hat er nun mit Kimura sama und dessen Schauspielern gesprochen. Die Vorbereitungen sind schon seit einiger Zeit im Gang. Es wird schön werden.“

„Aber alles auf japanisch,“ sagte Yasoma verärgert.
„Für mich hat es keinen Wert.“

„O sehr großen Wert, denn sie spielen wunderbar, und es ist sehr freundlich von ihnen, daß sie die Aufführung hier auf dem Schiff machen wollen, wo ihnen die ganze Bühneneinrichtung fehlt. Noch nie zuvor ist ein No-Spiel auf einem Schiff aufgeführt worden. Wir sind so dankbar, daß wir uns den ganzen Tag vor ihnen verneigen könnten.“

„Worum handelt es sich eigentlich? Erzählen Sie mir etwas davon, oder ich gehe garnicht zur Aufführung.“ Sayoko schlug bei dieser Bemerkung die Augen nieder. Yasomas Worte schienen ihr der Gipfel der Unhöflichkeit, aber sie antwortete tapfer:

„Es würde nur Ihr eigener Schaden sein, Soma sama. Bitten Sie doch Scott sama oder meinen Onkel, Ihnen den Inhalt zu erzählen. Für mich ist es zu schwierig. Das Spiel handelt von einer vornehmen japanischen Dame, die vor etwa tausend Jahren gelebt hat. Sie schrieb einen langen Roman über einen schönen Prinzen namens Genji. Es war die Edle Frau Murasaki, und das Stück handelt von ihr.“

In einem Augenblick verwandelte sich Yasomas Stimmung.

„Aber das kenne ich ja. Jedes Wort dieses Buches kenne ich. Es gibt eine herrliche Übersetzung davon, ich habe sie immer wieder und wieder gelesen. O wie freue ich mich auf das Spiel! Jedes Wort in dem Buch ist ein Gedicht —“

Sie unterbrach sich einen Augenblick und zitierte dann:
„Wer will im Winter wissen, ob je er den Lenz erleben wird. Nicht harre auf den Blütenschimmer, sondern ergreife das edle Reis und — das Ende habe ich vergessen. Was für ein Glück, daß es aufgeführt wird! Können Sie mir nicht Näheres erzählen?“

„Nein, ich nicht. Das Spiel ist nicht dasselbe wie die Erzählung. No-Spiele sind anders. Fragen Sie Scott sama oder meinen Onkel.“

Yasoma schaute schüchtern wie ein Schulmädchen zu ihnen hinüber. Nach einigem Zögern siegten Sayoko und ihr eigener Eifer über ihre Verlegenheit, und sie wagte es. Ito verneigte sich lächelnd, Scott stand auf und zog einen Deckstuhl herbei. Dann trat einen Augenblick ein unbehagliches Schweigen ein. Mit Schauern wurde sie sich bewußt, daß die Männer eine neue sensationelle Enthüllung befürchteten. Sie errötete bis zu den Haarwurzeln und sprach hastig:

„Bitte seien Sie so gütig, mir etwas von dem No-Spiel zu erzählen, weil es mit meinem Japanisch noch nicht so weit her ist. Sie werden mir die Bemühung vielleicht eher vergeben, wenn ich Ihnen sage, daß ich einen grossen Teil der Geschichte vom Prinzen Genji fast auswendig weiß.“

„Eine ausgezeichnete Übersetzung“, sagte Ito warm.
„Aber das Stück ist von einem anderen Standpunkt aus geschrieben und hat nichts mit dem Prinzen Genji zu tun. Wir wissen, daß die Frau, die diese Geschichte geschrieben hat — die Edle Frau Murasaki — ein trauriges und an Enttäuschungen reiches Leben gehabt hat.“

Vielleicht war sie ehrgeizig. Vielleicht war sie auch töricht. Aber das Stück handelt von ihr nach ihrem Tode.“

„Nach ihrem Tode?“

„Ja. Es ist ein echt buddhistisches Stück. Es vertritt die Auffassung, daß alle ihre unerfüllten Wünsche sie noch an die Erde fesseln, daher kann sie nicht in den Frieden eingehen. Das Stück sagt es nicht ausdrücklich, aber sie muß immer wieder und wieder geboren werden, bis sie endlich die echte Erkenntnis empfängt und alle Wünsche in ihr erlöschen, außer dem einen Wunsch nach Vollendung. Über den Schauplatz der Handlung kann Ihnen Scott Auskunft geben. Es ist ein wunderschöner Ort in der Nähe von Kioto.“

Sie wandte sich an Scott.

„Eine Wiedergabe der Landschaft werden Sie nicht sehen“, sagte er. „Die No-Spiele haben keine Szenerie. Diese Arbeit bleibt Ihrer Phantasie überlassen. Das Stück heißt „Die Edle Frau von Ishiyama“, denn es besteht eine Überlieferung, nach welcher sie die Genji-Erzählung im Tempel von Ishiyama geschrieben habe. Es ist eine herrliche Gegend mit hochragenden Felsen, weiträumig und großartig, als habe die Natur hier in China und Japan ihre Vollendung erreicht, indem sie es den großen chinesischen und japanischen Künstlern gleichtat; wundervoll! Ich könnte mein Leben geben für die Aussicht auf den Bivasee und seine Ufer, bevor ich von dieser Welt Abschied nehme.“

„Ich möchte auch dorthin. Ich liebe das Buch. Glauben

Sie, daß ich das Stück verstehen werde? Werden Sie ein wenig erklären?“

Sie waren beide so ruhig und liebenswürdig, als ob sie es jeden Tag erlebten, daß Diamanten über Bord geworfen werden. Kein Hauch von Erinnerung schien mehr da zu sein.

„Um kurz zu sein“, sagte Ito, „die Geschichte handelt von einem buddhistischen Mönch, der nach Ishiyama wandert. Er trifft unterwegs eine alte Frau, doch weiß er nicht, daß es der Geist der Edlen Frau Murasaki ist, bis ihr Stolz und Zorn wie eine Flamme aus ihr hervorbricht. In unseren No-Spielen wandern öfters Geister umher, aber keine klirrenden, seufzenden Gespenster wie im Westen. Ein Wunsch ist genau so wirklich wie jede andere Form von Energie und manchmal noch viel mächtiger. So brauchen wir unsere Geister nicht mit Stahlketten oder schrecklichen Stimmen auszustatten. Aber es bedarf einer sonderbaren Art von — sagen wir — Zauber, den Zuschauer die Sehnsucht dieser Geister in sichtbarer Gestalt erleben zu lassen.“

„Natürlich werden Sie es verstehen“, sagte Scott. „Ich will Ihnen sagen, was ich tun werde. Ito wird es übersetzen, und ich werde es noch heute Nachmittag abschreiben. Und dann müssen Sie kommen und es mit uns gemeinsam studieren. Warten Sie nur, wir werden Ihnen schon helfen.“

Nur ganz besondere Umstände hatten Kimura vermocht, ein No-Spiel an Bord eines Schiffes aufzuführen. Er war einer der größten Kenner der No-Spiele, zugleich Leiter einer sehr berühmten kleinen Schauspiel-

lertruppe, und hatte nicht einmal den dringlichsten Bitten der Japaner nachgeben wollen, für die ein No-Spiel eine religiöse und kultische Handlung war. Ausschlaggebend war für Kimura erst der leidenschaftliche Wunsch seines Freundes Ito. Die Seeleute erfaßten den Geist des Unternehmens sofort. Ein Segeltuch mit einer gemalten Kiefer bildete den schlichten Hintergrund der Szene und traf die Stimmung ebenso ausgezeichnet wie der kleine Aufgang zur Bühne (im Theater sonst der erhöhte Blumenpfad), hier nur von drei Zwergkiefern in Blumentöpfen eingesäumt. Alles wirkte ernst und altertümlich schwermütig. Kimura hatte die Leute mit genauen Anweisungen versehen, überdies ist in jedem Japaner ein Schauspieler verborgen. Die Schwüle der tropischen Nacht war vergessen, an Deck herrschte alt-japanisches Zwielight über einem langen Gang, der mitten hineinführte in das geheimnisvolle Spiel.

Nicht alle japanischen Passagiere waren anwesend, Yasoma und Scott waren die einzigen Europäer, und sie zweifelte zunächst daran, ob der bescheidene Rahmen genügen werde. Sie saß zwischen Ito und Scott, und ihr Herz schlug schneller. Tiefstes Schweigen und seltsamer Weise fast etwas wie Ehrfurcht herrschte bei den Zuschauern.

Sechs Musiker mit Handtrommeln, einer großen Trommel und einer Flöte ließen sich stumm auf der einen Seite der Bühne nieder und blieben regungslos dort sitzen. Dann erschien ein Chor von sechs Männern und nahm ebenfalls Platz. Die Lichter wurden verdunkelt.

„Alle Schauspieler sind Männer“, sagte Ito mit leiser Stimme. „Es herrscht düstres Zwielight, weil die Straße durch einen Kiefernwald führt, der vom Biwasee zum Tempel von Ishiyama zwischen Felsen ansteigt. Jetzt kommt ein buddhistischer Mönch daher, der allein seines Weges wandert, und beginnt zu sprechen. Lesen Sie, was er sagt. Scott sama hat es für Sie aufgeschrieben. Aber es kommt viel Mimik und Tanz hinzu.“

Sie hatte gerade noch Zeit, ihm dankbar in die Augen zu sehen, als er ihr ein Manuskript aufs Knie legte und sein Utai-bon oder Singbuch zur Hand nahm. Dann erschien auf der Bühne ein Mönch, der eine prächtige alte Holzmaske mit einer Oberfläche aus geädertem Elfenbein über dem Gesicht trug. Er ging wie ein Mann, der im Zwielight unter dem Schatten dunkler Bäume dahin wandert, langsam, nachdenklich, auf einen Stock gestützt. Die durchdringende Flötenmusik, die Ankündigung seines Auftretens, war verstummt. Nach einer Stille begann er seinen Gesang, der mit seinen tiefen Trillern und seinem Tremolo zunächst sehr fremdartig klang, später aber umso eindrucksvoller wirkte.

„Ich bin ein Priester des hochgelobten Buddha, der dem Biwasee zustrebt. Zu Heian im Tempeldienst befahl mich der Wunsch, die Glocke Müidera erklingen zu hören und die lange Brücke zu Seta zu sehen. Nach altem Herkommen will ich beten im Tempel zu Ishiyama, wenn der Mond voll ist. Nun hängt das Zwielight über mir. Der Tau auf den Kiefern duftet wie Weihrauch. Wie ziehende Wolken, wie der schwin-

dende Mond, wie Schiffe, die auf dem Meere dahinsегeln, wie wogende bespülte Ufer, so verkörpern auch diese Kiefern den endlosen Wandel. Aber der hochgelobte Buddha ist seiner wahren Natur nach unveränderlich und ewig.“

Da er sich der Biegung der Straße nähert, erblickt er eine uralte Frau, die sich auf einen Krückstock stützt. Ihr Kimono ist armselig und abgetragen. An den Füßen trägt sie zerlumpte Grassandalen. Sie begrüßt den Mönch mit Verehrung und bietet ihm in einer kleinen irdenen Schale ein Reisopfer dar.

Sie sagt:

„Einst hatte ich viel zu vergeben und spendete achtlos. Jetzt flehe ich aus tiefstem Herzen zum Ehrwürdigen, meine Gabe anzunehmen.

Geruhet gnädigst, meine Bitte zu erfüllen!“

Er nimmt die Gabe an. Der Chor, der in seltsam klagendem Ton singt, bringt die Gedanken des Priesters zum Ausdruck.

Chor:

„Wer mag die alte Frau wohl sein, die hier so ungebeten spendet?

Wohl darf ich glauben, daß sie eine Frau vom Stande,

Mag das Gewand auch arm und dürftig sein.

Sie spricht so zart, als sei ihr Wort der Duft der Iris.

So dreht das Rad des Schicksals ewig sich,

Den Reichen schwindet Geld und Gut, die Armen steigen.

Was lebt, gehorcht dem Wandel von Anstieg und Verfall.“

Mönch:

„Im Namen des Vollendeten hast du die Gabe gespendet,

In Seinem Namen habe ich sie empfangen,

Aber die Regel will, daß ich nicht kosten darf von der Gabe,

Eh ich weiß um des Spenders Namen und ihm den Segen erteilte.

Wohnst du auf diesen waldig dunkeln Hügeln

Oder am Ufer des Sees im Widerhall der Glocken?“

Sie verharrt in Nachdenken und schweigt einen Augenblick, antwortet dann grämlich und abgewandten Blickes:

„Nicht will ich sprechen von der Gegenwart.

Was schiert den fremden Heiligen eines Weibes Dasein?

Heut hause ich in elender Hütte.

Einst weilte ich in der Königsstadt.

Einst schritt ich dahin zwischen edlen Farben,

Zwölf Weihrauchdüfte erfüllten mein Gemach,

Jeder Tag schenkte frische Blütenzweige

Vom Hof des chinesischen Kaisers;

Kammerfrauen kämmten mein wallendes Haar

Und die Großen —“

Sie bricht plötzlich ab und der Chor setzt mit seinem Klagegesang den Gedanken fort, den sie selbst nicht aussprechen wollte:

„Der Sohn des Himmels und die Kaiserin sandten
nach mir,

Wenn sie meiner bedurften, als sei ich selbst Prin-
zessin.

Ihr Bote reichte mir Gedichte zu meinem Preis.

Nur ein Lächeln hatte ich für die Schmeichler,

Aber die Ehre war groß.

Keine andere beglückte wie mich der Strom der
Gnade.

Alle andern Damen kochten vor Neid.

Mein Name war —“

Der Chor bricht ab. Sie hebt ihre Hände wild empor,
den Chor zu bedrohen und zum Schweigen zu bringen,
und ruft dann aus:

„Nein, nein, schweig still! Nicht sei mein Name
genannt!

O schauervoll, schauervoll der Brand dieser Welt!
Alle Freude ging unter in Schande, Stolz in bitterem
Kummer.

Ich, die ich so oft die Sonne

Im bleichen Wasser versinken sah,

Den Mond versinken sah wie eine ertrinkende Frau,

Ich rufe Euch zu, Schande ist unsterblich

Und Pein überdauert allen Wandel.

Drum sage ich Euch nun Lebewohl,

Ich, die ich Euch auf dem Pfade der Schmerzen traf,

Ich bitt Euch, betet für mich,

Betet für mich!

Betet für meine Erlösung.“

Sie wendet sich, als wolle sie gehen. Der Mönch sagt
halblaut, in tiefer Bestürzung:

„Seltsam! Wer mag die Frau wohl sein?

Sie leugnet das Gesetz, das der Gesegnete lehrte,
Daß nichts verweilt, daß alles fließt und vergeht.

Lästerung scheint mir dies fürwahr;

Denn alles auf Erden ist flüchtig.

Kummer und Scham schmelzen wie Eis im Sonnen-
schein.

Alles Geborene muß sterben,

Und was da stirbt, freut sich der endlichen Ruhe.

Wie könnt ich beten für diese Frau?“

Der Chor singt leise, seine Gedanken fortsetzend:

„Bete für sie. Bete!

O trostlose Finsternis der Seele!

Allein wandert sie dahin durch schweigende
Wälder,

Den Fuß in der Falle der Wünsche verfangen.

Bete für ihre Seele, sie möge, frei von der Erde

Den pfadlosen Weg des Weisen suchen.

Wie der Schwan den Pfaden der Sonne folgt,

Durch den Äther auf silberner Schwinge dahinfliegt,

So möge auch sie die Ruhe des Lotos finden. Bete!“

Der Mönch betet. Und während er betet, wird der Um-
riß der alten Frau immer undeutlicher und grauer, bis
sie im Zwielflicht verschwunden ist, das über den Kie-
fern hängt. Der Chor singt ganz langsam und leise:

„O jammervoll, o erbarmenswert, daß die Seele
des Menschen

Mitten im Ozean der Wünsche

An treibenden Seetang sich klammert.
Verlassen und öde die Nacht für den Wachenden,
Beschwerlich dem Müden, Meilen zu wandern.
Möge die Seele das Boot der Gnade besteigen,
Zum Hafen der Wunschlosigkeit gelangen,
Erlöst durch die Kraft des Allverehrten!“

Die Gestalt der Alten ist jetzt völlig verschwunden.
Die Kiefern ragen noch dunkler auf, es herrscht atemlose Stille. Die Nacht hängt in der Luft wie ein Geheimnis. Die singenden Stimmen greifen nach ihr und halten sie fest.

Eine seltsame Aufregung griff Yasoma ans Herz. Sie sah und verstand das traurige Schauspiel weltlichen Ruhms, der verblaßt und die ausgeplünderte Seele in Finsternis zurückläßt. Hatte sie nicht selbst das gleiche erfahren und erlebt? Die Musik war durchdringend, kaum zu ertragen. Die wenigen stummen Figuren auf der Bühne vertieften noch die schauervolle Nacht, durch die die blinde Seele wandern muß. Das war die Wahrheit. Es herrschte Stille. Aller Augen waren auf die verdüsterte Bühne geheftet, alle weilten in Gedanken bei ihrem eigenen Schicksal. Scotts scharfes Profil hob sich sphinxhaft gegen die Dunkelheit ab, als brüte er über finsternen Tiefen. Kam nun nichts mehr? War das das Ende? Ihr erschien die Zeit lang, seit das Stück begonnen hatte, so gemessen waren alle Bewegungen der Schauspieler, so sonderbar umständlich und weitschweifig der Vortrag, als spiele das ganze Stück mehr in Gedanken als in Worten.

Sie wollte schon aufstehen, erfüllt von der Sehnsucht, mit der Nacht und den Sternen allein zu sein, da erhoben sich die Gestalten wieder aus ihrer Ruhe. Bestürzt blickte der Mönch um sich, seine elfenbeinerne Maske und seine Hände schimmerten bleich im Zwielficht.

Der Mönch spricht:

„Eine Frau war hier und nun bin ich allein.

War es ein Traum?

Flüchtig wie ein Traum ihre Gestalt!

Noch immer geschüttelt von flammender Leidenschaft

Erbarmenswert fürwahr.

Nun will ich für sie beten zum Allerbarmenden.“
Während er dies tut, teilen sich die dunklen Zweige, und eine Dame betritt stolz die Straße. Sie trägt ein prachtvolles Gewand von purpurroter Gaze, das über und über mit kleinen goldenen Blumen bestickt ist. Grüne Seealgen, Wellen und Goldfische bilden den Saum. In der Hand hält sie einen goldglitzernden Fächer. Ihr Gesicht ist schön und stolz.

Die Dame spricht:

„Ich weiß um Eure Wallfahrt nach Ishiyama.

Ich bin eine große Dame, der Liebling des Hofes.

Kaiserinnen sind vergessen, ich aber bleibe.

Männer und Frauen, von meiner Hand geschaffen,
Wandeln über die Erde wie Götter.

Oft trugen sie meine Sänfte diese Straße entlang.

Die Großen und Edlen umringten mich.

„Still!“ sagten sie. „Sie ist's, die vorbeizieht,

Sie, die uns unsterblich und selig machen kann,
Aber auch unsterblich und elend.

Eine große Zauberin ist sie fürwahr.“

Die Dame beginnt langsam zu tanzen, gleitend dahinzuschweben, mit sanften und schönen Bewegungen ihrer Hände zu leiser Musik. Der Tanz dauert, anmutig bewegt, längere Zeit an. Erzürnt sagt der Mönch:

„Das ist lästerliche Prahlerei!
Begehren ist's, das solche Wesen schafft.

Wer so prahlerisch tut, liegt gefesselt in eisernen Banden.

Eher wird ein Staubkorn zum Berg,
Als daß ein solcher den Frieden findet.“

Der Chor nimmt seinen Gedanken auf und bringt ihn in tiefem Ton zum Ausdruck:

„Und doch mußt du beten für sie. O bete!
Berauscht war sie von Ruhm und Schönheit.
Ein strahlender Mond, der einsam schien.
Wie sollte sie je in den Frieden eingehen?“

Ärgerlich unterbricht die Dame:

„Nicht bedarf ich eurer Gebete.
Wisset wer ich bin, und zittert!
Ich bin die Edle Frau Murasaki,
Aus meiner Hand erwuchs Genji der Schimmernde.
Ich schuf große Kaiser,
Schöne Damen, den Glanz der Höfe,
Leidenschaften und ihre Stillung.
Nach meinem Sinn wechselten Sommer und Winter,
Erwachsen die zarten Keime des Lenzes,
Sanken die treibenden Flocken des Schnees,

Riefen die fliegenden Schwäne —

Alles war mein, mein!

Zauberisch malte der Tuschpinsel in meiner Hand.

Hier zu Ishiyama im Gemache des Vollmonds

Schrieb ich Verse auf heiliges Sutrapapier

Und die Menschen riefen:

„Herrlich, o herrlich! Nie wird sie sterben,
Ihr gehorcht der Zauber der Bäume, der gleitenden Ströme.“

Was brauch' ich eure Gebete?

Ich bin unsterblich, unsterblich.“

Der Mönch spricht entsetzt:

„Worte des Stolzes und der Lust,

Geschrieben auf Heilige Schriften!

O welch dreiste Lästerung!

Gefesselt ist sie im Kerker der Selbstsucht.

Wo fände in allen drei Welten

Ein solcher Wanderer Ruhe und Rast?“

Die Dame unterbricht ihn hochmütig und beginnt wieder zu tanzen, ohne seiner zu achten. Mit königlicher Handbewegung spricht sie:

„Kehr um auf deinem Wege.

Nicht sollst du an mir vorüberziehen.

Dies ist mein Weg,

Unsterblich bin ich, unsterblich.“

Während dieser frohlockenden Worte wird es langsam heller. Der Glanz des Mondes erschimmert durch die Bäume. In der wachsenden Helligkeit ändert sich das Wesen der Dame. Ihr Gewand wird dunkler, der Goldglanz schwindet. Immer deutlicher wird die Verwand-

lung, bis sie wiederum die alte Frau ist, gichtbrüchig und zitternd. Der Fächer ist ihr entsunken. Wieder stützt sie sich auf einen Krückstock. Gekrümmt und schauernd spricht sie aus dem Hintergrund:

„O Schönheit, sie schwindet wie der Reif auf dem Grasel

Nicht bin ich mehr die Edle Frau Murasaki.

Alt bin ich, alt und elend.

O trauriges Ende des menschlichen Lebens!

Warum noch Gedächtnis, da alles tot ist?

Wenn ich hinsinke wie ein weinend Kind

Von den lastenden Jahren zertreten,

Bete für mich, o bete,

Kommst du nach Ishiyama, wo einst mein Glanz
Erstrahlte wie der schimmernde Mond.

Nun ist alles zu Ende, zu Ende.

Ich wandre meine Straße und nie mehr kehr ich
zurück.“

Während sie so spricht, schwindet sie immer mehr, nur noch ihre Stimme ist vernehmlich. Auch die Stimme er stirbt allmählich. Der Mönch erweist dem Buddha seine Verehrung. Ein dürftiges Licht erscheint zwischen den Bäumen, eine trübe Stimme wird hörbar:

„Aus der Finsternis entsprungen,

Finster ist der Pfad des Lebens,

Den ich wandeln muß.

Gönn mir deinen fernen Schimmer,

Der du hinterm Bergessaume

Langsam aufgehst, stiller Mond . . .“

Der Chor setzt des Mönchs Gedanken in einem ersterbenden Gesang fort:

„Ertrunken ist die Erde im Schatten,

Mächtiger wird das Mondlicht.

Ist es das Licht der Seele?

Nanu Nyorai!

Siehe, sie flieht zu Buddha!

Bete, daß sie den Frieden finde,

Daß Stolz und Gier zu Asche in ihr werden.

Gewißlich sind seine Worte wie löschendes Wasser.

Anbetung dem dreifaltigen Juwel!

Nun ist ihr Fieber gelindert.

Der Traum, der trügende, zerronnen,

Nun mündet auch sie in den weglosen Pfad.

Jetzt können auch wir unsere Straße ziehn.

Denn die Straße ist leer,

Ist leer.“

Der Vorhang der Finsternis war gefallen. Langes Schweigen herrschte. Dann hörte man leise Schritte. Scott folgte Yasoma und fand sie an die Reeling gelehnt, den Blick auf das weite Meer gerichtet. Die Nacht war heiter und schön, ein Regen von Sternen glitzerte über dem träumenden Meer. Einen Augenblick standen sie stumm nebeneinander.

„Habe ich das alles nun wirklich erlebt oder bloß geträumt?“ fragte sie mit erstickter Stimme. „Die Bäume, den Mond — die lange Straße? War es Wirklichkeit?“

„Eine Szenerie war gar nicht da,“ antwortete er. „Und doch haben Sie sie gesehen. Das erst ist die echte Schau. Ein großes Erlebnis!“

„Ich kann nicht darüber sprechen, noch nicht. Gute Nacht,“ sagte sie leise und ging. Unterwegs kam sie an Ito vorbei, der schweigend mit Kimura zusammen saß. „Wie kann ich Ihnen je genug danken?“ sagte sie im Vorübergehen, dann wandte sie sich um und war verschwunden.

Leben, so hatte sie erfahren, war Überwindung, nicht Genuß. Diese Einsicht war Schmerz und Trost zugleich. Kein Mensch konnte wirklich helfen, nur in der Tiefe des eigenen Selbst, in diesem winzigen Gefängnis, war das Weltall verborgen.

„Sprich nicht, Bridgie“, sagte sie, „geh und lösche das Licht. Ich möchte allein sein, die Welt hat sich vor mir aufgetan, alles ist neu und wunderbar. Nie hätte ich das geahnt.“

Wem die Wahrheit nicht mehr Sage und Märchen ist, sondern lebendige Wirklichkeit wurde, der bedarf der Dunkelheit und Stille. Denn schrecklich ist die Liebe, die aus der Begegnung mit der Wahrheit erwacht. Hat der Hammerschlag der Schönheit einmal das Herz getroffen, so bleibt in diesem Herzen nur eine einzige Leidenschaft zurück: mit dieser Schönheit eins zu werden. Und eine einzige Angst, die Angst, von ihr geschieden zu sein.

ZWOLFTE KAPITEL

EINIGE WOCHEN SPÄTER WAREN YASOMA und Bridget auf schmalen, steilen Bergpfaden unterwegs nach Naniwa. Der Weg führte sie durch ein wunderschönes Land, hoch über den flüsternden Meeresbuchten, die Japan umgürten, mit köstlicher Luft, mit herrlichen Wäldern und Bergen. Eilende Flüsse sangen das freudige Lied der Berge auf ihrem Wege zum Meer.

Sie waren zunächst eine Zeitlang gereist und zwar in Begleitung eines jungen Japaners, den Ito ihnen als Führer mitgegeben hatte. Yasoma sollte das Land kennen lernen, bevor sie Arimas Garten mit seinen neuen und ersten Eindrücken begegnete. Sie sollte die alte Herrlichkeit von Nikko und Nara sehen, das Wunder der Kirschblüte in Kyoto erleben. Sie sollte an den Ufern des Biwasees nach Ishiyama wandern und der Edelfrau Murasaki gedenken. Sie sollte auch an der Bucht von Amano-haschidate stehen und bezeugen, daß es in der ganzen Welt nicht Entzückenderes gab als das ländliche Heiligtum der drei Göttinnen in Miya-jima.

Aber als sie in Kobe an Land ging und zum letzten Mal auf ihr schwimmendes Heim, wo sie glücklich gewesen, zurückschaute, da wußte sie, wie es einem verirren Kinde zu Mute sein muß. Dort hatte sie mit ihrem alten Leben gebrochen und den ersten Blick in ein neues getan. Dort war ihr Freundschaft zuteil geworden und die Ahnung einer fremden lockenden Welt. Auf diesem Schiff hatte ein Meister ihr Herz angerührt und eine Hoffnung in ihr erweckt, die, ihr selbst unbewußt, in den Tiefen ihres Wesens schlummerte.

Jetzt aber kam die Trennung und mit ihr die Angst. Sie hatte das Gefühl, nicht leben zu können ohne ihn. Beim Abschiednehmen hatte sie ihre ganze Kraft zusammennehmen müssen, um ihr Gefühl zu verbergen, und man trennte sich, als sähe man sich wie sonst nach einer Stunde wieder.

„Ich wünsche Ihnen eine angenehme Zeit“, sagte er, und sie erwiderte lachend: „Danke, gleichfalls.“ Dann ging er mit Scott davon, schaute sich nicht mehr um und ließ sie zurück mit ihrer Angst, er könne sie vergessen, oder ein strenges Wort von Arima könne ein Wiedersehen verbieten.

Die sechswöchige Reise durch Japan war seltsam genug. Shima, ihr Reisebegleiter, war ein echter Japaner: höflich ohne Unterwürfigkeit, immer hilfsbereit, dabei eifrig bemüht, sein Englisch und Yasomas Japanisch zu verbessern. Ito hatte Yasoma seiner Obhut so eindringlich anvertraut, daß er von ihrer Kostbarkeit durchdrungen war. Bridget begegnete er mit der ganzen

Ehrerbietung, die nach japanischer Anschauung dem Alter gebührt. So war er ein vortrefflicher Reisebegleiter. Der leise Grundton aber, der in Ito und Scotts Lebensauffassung erklang, fehlte ihm völlig. Sicher hatte ihr Ito diesen lächelnden jungen Mann, dem die Glaubenslehre seines Vaterlandes nur noch trübe und verblassende Legende war, mit Absicht zugesellt, um ihr eine Probezeit in alltäglicher Gesellschaft zu gönnen. „Man muß sie noch einmal frei lassen,“ hatte er wohl gedacht. Das sähe ihm ähnlich.

Shima war der Sohn eines verarmten Samurai. Er war gescheit und wohlerzogen, hatte ein feines Kunstverständnis und fing schon nach drei Tagen an, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, auf welche Weise er die Schönheiten seines Landes am verlockendsten vor ihr ausbreiten könne. Er stellte ein Programm zusammen, hielt sich aber dabei eher an das Niveau des Mittelmäßigen. Sehr bald stand für ihn fest, daß Yasomas strahlende Schönheit und ihr glänzendes Kunstverständnis bei den Träumern von Naniwa fehl am Platze sein würde.

„Ich bin einmal dort oben gewesen,“ sagte er. „Die Gegend, — ja sie ist wie das Gemälde eines großen Künstlers, aber sonst ist da nichts. Keine Bilder. Keine Skulpturen. Damen sehen dort oben keine hübschen Sachen. Nein — Kioto schön, Naniwa viel schlechter!“

Shima bemühte sich, Yasoma zu einer großen Rundreise durch alle Sehenswürdigkeiten Japans zu überreden. Die konnte Monate — vielleicht ein Jahr dauern. Das Lächeln, mit dem sie auf seine lockenden

Schilderungen all des Schönen und Reizenden einging, erfüllte sein Herz mit Stolz und Hoffnung. Aber all das Schöne machte ihr kaum mehr Eindruck als hübsche Ansichtskarten. Die Sehnsucht, die in ihrem Herzen lebte, war oft so qualvoll, daß sie leidenschaftlich wenigstens Augenblicke der inneren Ruhe herbeiwünschte. Halb unwillig sagte sie eines Tages zu Shima: „Sie müssen mir Japan so verlockend machen, daß ich immer hier bleiben, alle die hübschen Orte immer wiedersehen, mit all den liebenswürdigen Menschen immer wieder sprechen möchte. Strengen Sie sich an! Sie müssen mir noch viel Schöneres zeigen!“

Und das sagte sie in Kioto, angesichts der Kirschblüte, dieses Wunders an Lieblichkeit! Und Shima, der gewöhnt war, hier die Reisenden in größter Begeisterung zu sehn, wußte, daß hier der Höhepunkt erreicht war. Er stand ganz niedergeschlagen vor ihr, sah sie traurig an und sagte:

„Ich habe getan, was ich konnte. Berge, Bäume, Flüsse, Kunst, Bilder, alles nicht schön genug! Mehr gibt es nicht, alles ist aus!“

Ja, alles ist aus! Das fand sie auch. Welchen Wert hatte das alles ohne Itos lebendiges Wort? Ihre Sehnsucht hinderte sie, die Gegenwart zu genießen. Und doch wagte sie nicht, ihre Reise auch nur um eine Stunde zu verkürzen. Und immer die Angst, es könne eine Nachricht kommen, die sie auf ewig von ihm trennte. Die glücklichen Tage auf dem Meer waren nur eine Fata Morgana, von der nichts blieb als Erinnerung. Es gab für sie jetzt nur das eine Ziel: Hinan!, sollte auch in

Shimas freundlichen, schwarzen Augen eine Träne stehen. Diese Träne wäre fast geflossen, als sie Kioto verließen und sich dem Gebirge zuwandten.

„Natürlich gehe ich mit“, sagte er traurig. „Mylady kann nicht selbst auf alles acht geben, und die alte Dame kann nicht Lebensmittel einkaufen. Die Leute in Naniwa sind sehr einfach, sind grob, gar nicht höflich. Ich gehe mit und Sorge für alles.“

Der Weg war entzückend! Hier und da lag, wie eine Handvoll verstreuter Perlen, in einer Falte des Hügellandes zwischen kleinen, stufenförmig angebauten Reisfeldern ein Dorf wie ein aus Mosaiksteinchen gefügtes Bild. Aber meist war der Weg sehr einsam. Nur selten eine Begegnung: ein paar Kinder, ein junger Bauer, eine scheu aufblickende Frau, die zur Arbeit eilte. Wenn Shima seine Erklärungen ausbreitete wie eine Landkarte, lächelte sie und schwieg.

Eine unberührte Gegend in glücklicher Weltabgeschiedenheit bedarf als Krönung ihrer Schönheit durchaus nicht menschlichen Lebens. Sie schlug ein kleines Taschenbuch auf und blieb einen Augenblick stehen, um ein altes japanisches Gedicht zu lesen, das Ito ihr auf dem Schiff gebeten hatte:

Frühmorgens tret ich über des Tempels Schwelle
Und wandre wohl vier Stunden dahin und sing
mir mein Liedchen.

Flüsternd begleitet der Fluß die Weise des Fremden.
Bisweilen verstummt mein Norimono.

Zahllos ragen die Gipfel der Berge empor in des
Himmels Bläue

Und die Bewohner der Dörfer sind froh und heiter.
Ich schaue um mich und möchte wohl wissen,
Wo die Grenze zu finden für solch lieblich sich runde
Sicht.

Ja, hier sprach das seltsam kühle Herz Japans! Un-
empfänglich für sinnliche Reize blühte es heimlich wie
seine winterlichen Pflaumenbäume im Schatten seiner
ritterlichen Vergangenheit, mutig, ernst und ruhig.

„Was mag es sein, was mich hier so sehr anzieht?“
dachte sie. Die Männer sind hier so ganz anders — so
sehr ihrer Männlichkeit bewußt, so hart und unnach-
giebig. Unmöglich, sich den schützenden Genius Japans
als eine hehre, Helm und Schild tragende Frau zu
denken, wie in Europa oder Amerika. Hier könnte es
nur ein ernster schöner Jüngling sein, der, den Pfeil
auf der Sehne des Bogens, die glänzenden Augen dem
Ziele zukehrt. War der Mann das aufbauende, das
Weib das zerstörende Prinzip? Sie wollte Ito fragen,
und beim Gedanken daran sprang Freude in ihr auf,
wie der plötzlich befreite Strahl eines Springbrunnens:
empor zum Licht!

Noch eine kurze Atempause auf einer der wenigen
ebenen Strecken. Dann meldete Shima, das Ziel sei
jetzt fast erreicht. Der „Berg der Begegnung“ war er-
stiegen.

An einer Biegung des ansteigenden Pfades erblickten
sie zwischen Kiefern den geschwungenen First eines
Daches. Shima verkündete in seiner unbeholfenen
Weise: „In diesem Tempel werden Mylady wohnen.

Nicht schön. Sehr einfach. Schlecht. Nicht lange da
bleiben.“

Aber Yasoma hörte kaum auf ihn. Ob Ito da war, sie
zu begrüßen? Oder hatte er alles schon vergessen?
Würde ein Fremder ihr mit prüfendem Blick entgegen-
treten? Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, um alle
Zweifel zu bannen. Auch die bitterste Enttäuschung
ließ sich verbergen. Aber das Aufflammen der Freude
beim Wiedersehen, war das zu bezwingen?

Jetzt betraten sie einen schmalen Weg, der sich auf-
wärts schlängelte. Zwei schöne alte durchbrochene Stein-
laternen auf hohen Postamenten zu beiden Seiten des
Weges bildeten das Eingangstor. Ein paar Schritte wei-
ter stand eine Art Glockentürmchen. Die weit ausladen-
den Ecken seines Daches waren in seltsamer Weise auf-
gebogen, wie Hörner, zur Abwehr böser Geister, falls
sie es wagen sollten, der geweihten Stätte zu nahen. In
allen Fugen und Falten des Daches nisteten zarte weiß-
blühende Pflänzchen, und darunter hing eine große,
mit heiligen Sinnbildern geschmückte bronzene Glocke,
überzogen von blaugrüner Patina. Daneben ein großes
lotosförmiges bronzenes Wasserbecken mit fließendem
Wasser und einer Schöpfkelle. Jetzt traten sie in den
Garten; der war erfüllt vom leisen Plätschern und Rie-
seln kleiner Bäche, die eilig dem Fluße zuströmten.
Hier und da lagen steinerne Trittplatten, auf denen
man sie überschreiten konnte. Die Teesträucher entfal-
teten ihre schmalen Blätter und ihre reizenden kleinen
kamelienartigen Blütenknospen, der Rasen ringsum
war übersät von Frühlingsblumen. Viele von ihnen

waren Yasoma fremd, erschienen ihr aber besonders lieblich, wie seltsame Gedanken einer noch unbelauschten, schüchternen Natur.

Im kühlem Sonnenschein stand da ein kleiner Tempel, von Kiefern umgeben, daneben das Häuschen des Priesters. Es war nach allen Seiten offen, denn alle Schutzwände waren zurückgeschoben. Der Priester, in einem rauhen weißen Gewande, trat heraus, um sie zu empfangen, und sie tauschten Begrüßungen aus. Sie dachte an das, was Scott ihr gesagt hatte.

„Diese Menschen vertreten eine besonders strenge Richtung des Buddhismus. Sie leben ehelos und ernähren sich kärglich von ihrer Hände Arbeit. Sie sind gute Nachbarn unserer kleinen Siedlung.“

„Wie wunderschön!“ dachte Yasoma. Das Gesicht des Priesters hatte jenen Ausdruck stiller Weltabgeschiedenheit, wie man ihn wohl auf den Bildnissen der alten Mystiker sieht. Er sprach wenig. Auch schien er sie kaum recht ins Auge zu fassen; es war, als ginge sein Blick durch sie hindurch, als sei für ihn alles Unwichtige ausgelöscht. Aber die wenigen Worte, die er sprach, waren ein freundlicher Willkomm.

„Sie gehen in Arimas Garten? Hier ist der Tempel, wo für Sie Zimmer bestellt sind. Ich bitte Sie, sich auszurufen und eine Tasse Tee zu trinken. Er ist hier gewachsen und sehr gut.“

Sie ließ sich auf einem großen bemoosten Stein nieder. Der Friede des Ortes sank auf sie herab wie ein goldener Sonnenuntergang. Ito hatte Arima gebeten, für ihr Quartier zu sorgen, — konnte es also etwas Schöneres

geben? War er selbst noch nicht hier, so konnte er doch jeden Augenblick kommen. Sie sah Bridget lächelnd an.

„Schön ist es hier, Bridget! Gerade so wie ich es mir gewünscht habe. Wir haben doch Glück!“ Dann, zum Priester gewandt: „Ich danke Ihnen. Die Zimmer werden mir sicher gut gefallen.“

Der wortkarge Mann verneigte sich schweigend. Sie blickte umher und atmete mit Wonne die reine Luft des Gartens.

Alles griff ihr sehr ans Herz. Was wog die ganze Welt da drunten gegen den Vorsaal des Unergründlichen, zu dem hier die Türen offen standen!

Im Häuschen herrschte größte Sauberkeit. Rahmweiße Matten schimmerten in mattem Glanze. Zwischen den zur Seite geschobenen Schirmen öffnete sich der Blick ins Nebenzimmer. An der Wand des Tempels hing ein Bild. Es stellte die Göttin des Erbarmens dar, die in einer felsigen Umgebung, in Andacht versunken, am Ufer eines Flusses saß, am anderen Ufer ein knieendes Kind, das mit ausgestreckten Armen den Geist der Barmherzigkeit anrief.

„Wie entzückend!“ sagte sie leise vor sich hin. „Wie viel schöner als die ganze Herrlichkeit von Nikko und Kioto. Nie könnte mir das Leben hier zu lang werden.“

„Es ist ein sehr stiller kleiner Ort,“ sagte Bridgets sanfte Stimme neben ihr. „Aber er gefällt mir. Und ich glaube, Soma, der Herr liebt die Armut, sonst wäre Er nicht in Armut geboren worden und sein Leben lang arm geblieben. Daran mußte ich immer denken, als wir

bei der Glocke auf den kleinen unebenen Weg einbogen.“

„Ein sehr stiller kleiner Tempel,“ sagte der Priester wie entschuldigend und mit abwesendem Blick.

Yasoma wußte nicht recht, ob er sie überhaupt verstanden hatte, denn seine Stimme war so leise wie das Rauschen eines weit entfernten Wassers, das den ganzen Tag seine eigene Arbeit zu leisten hat. Aber das wußte sie, daß der Priester wegen seiner Armut die Zimmer vermieten mußte, und es war ihr ein angenehmer Gedanke, ihn gelegentlich einmal durch eine Gabe zu überraschen und von allen Sorgen zu befreien. Da er kein Fleisch aß, konnte er alles, was er für sich selbst brauchte, im Garten ziehen. Auf den Tee war er besonders stolz. Der Priestergehilfe kam aus dem Hause. Er trug ein Tablett mit Tee und zwei kleinen blauen Tassen.

Stille rings umher. Nur das Wasser rauschte ruhevoll in kristallener Eintönigkeit.

Jetzt nahten Schritte. Yasoma war keinen Augenblick im Zweifel. Scott! Sie saß ganz still, fast teilnahmslos da, als er unter dem Dach des Glockentürmchens erschien. Kaum hatte er sie erblickt, eilte er voll Freude auf sie zu.

„Wie nett! Welche Freude, Sie wiederzusehen! Und auch Mrs. Conran! Ich hoffe, Sie haben eine schöne Zeit gehabt. Aber auch hier oben wird es Ihnen gefallen. Kommen Sie herein und sehen Sie sich die Zimmer an.“

„Sind Sie hergekommen, um mich zu begrüßen? Wie freundlich!“

„Selbstverständlich! Ito wäre gern auch mitgekommen, aber er hat heute sehr viel zu tun. Neue Schüler sind angekommen. Ich dachte, ich würde Sie viel weiter unten treffen. Sie sind schnell gestiegen.“

„Auf diesem Wege ist es unmöglich, langsam zu gehen, denn die Augen eilen den Füßen voraus,“ sagte Bridget, indem sie Scott die Hand schüttelte.

„Das ist wahr! Aber jetzt kommen Sie herein!“

Konnte es etwas Entzückenderes geben als dieses eigenartige neue Heim, das schüchtern seine Zurückhaltung aufgab?

Alles sauber und einfach. Die Zimmer, je nach Wunsch, bald größer, bald kleiner, denn die gleitenden Wände — shodschi — ließen sich verschieben. Nirgends Anstrich — nur mit viel Geschmack und Kunst zusammengesetztes Holz in natürlichen Farben. Dunkle Linien auf hellem Grunde bildeten ein schönes Ornament. Die verschiebbaren Wände, welche die Räume von einander trennten, bestanden aus einem etwa sechs Fuß hohen mit rahmweißem Papier belegten hölzernen Gitterwerk; der obere Abschluß ein durchbrochener gitterartiger Fries aus hellem Holz. Dann die Decke: eine dunkelbraune durch Längs- und Querbalken gegliederte Täfelung. Der Schmuck des Wohnzimmers bestand in einer Nische aus dunklem Holz und einer auf Seide gemalten chinesischen Landschaft. Davor eine bronzene Vase mit einem zarten knospenden Weidenzweig.

Keine Möbel. Nur in einer Ecke einige Kissen und eine Anzahl kleiner zusammenschiebbarer Lacttischchen.

„Ein reicher Mann — ein Kaufmann — kam jeden Sommer hierher bis zu seinem Tode,“ sagte der Priester zu Scott gewandt. „Und er geruhte edelmütig, sein Eigentum hier zu lassen zur Benutzung für die Gäste, die nach ihm kommen würden. Wir haben gute Futons zum Schlafen, und die Kissen sind, wie Sie sehen, mit Seide bezogen. Feines Essen können wir nicht bieten, denn wir ernähren uns beinahe wie Tiere auf der Weide. Aber wenn die Dame mit Einfachem vorlieb nehmen will —“

Dabei sah er sie fast flehend an und, wie es Scott vorkam, mit väterlicher Freude an ihrer Jugend und Schönheit.

„Es wird Ihnen sicher gut schmecken,“ sagte Scott zusehends vorsichtiger. „Aber verwöhnen Sie den Tempel nicht durch Geschenke. Wir brauchen hier kein Geld, mögen es überhaupt nicht. Nur für das Allerdringlichste.“

Sie schwieg gekränkt. Geld! Sollte es ihr wirklich immer wieder im Wege sein! Der Zorn schoß ihr ins Gesicht.

„Geld! Immer denken Sie an mein Geld, als schmissee ich es jedem an den Kopf und wolle die ganze Welt kaufen! Als ob dieser vollkommene Ort durch mich verdorben würde! Wenn ich könnte, würde ich alles was ich besitze, wegwerfen. Wahrhaftig, das täte ich!“ Scott starrte sie entgeistert an. Vor ihrer starken Erregung wäre er am liebsten davongelaufen. Unbedingt mußte sie noch Selbstbeherrschung lernen, sonst würde

es mit Arima Schwierigkeiten geben! Aber er sagte ganz freundlich:

„Nun, nun! — brausen Sie nur nicht gleich auf wie eine Rakete! Alles läßt sich doch sagen, ohne daß gleich die Federn fliegen! In aller Freundschaft!“

Es war wirklich schwer, Scott etwas übel zu nehmen.

„Natürlich haben Sie recht. Ich verspreche Ihnen, nicht mit Geld um mich zu werfen, nur zu helfen, wo ich kann.“

„Gut! Denken Sie daran, daß ein Yen hier ein Vermögen ist. Wann wollen Sie zu uns herauf kommen? Mrs. Arima und Sayoko erwarten Sie schon mit Ungeduld.“

„Morgen früh. Ich freue mich sehr, sie wiederzusehen. Werden Sie dabei sein, wenn Arima sama mich empfängt? Ich weiß nicht warum, aber ich habe Angst, daß er mich nicht mag.“

„Warum?“ fragte Scott. „Ich glaube, Arima sieht die Menschen so, wie sie einmal sein werden. Heute war ein Gast bei uns, ein Professor der Physik von einer der Universitäten. Sie ahnen nicht, was für interessante Freunde Arima hat! Sie sprachen von der Welt, die unsere Sinne schaffen, und von der anderen, der Welt der Wirklichkeit. Er sagte: Haben Sie schon daran gedacht, daß die verschiedenen Stadien, die ein Mensch von seiner Kindheit an bis ins Greisenalter durchlebt, Querschnitte durch die Ganzheit seiner Persönlichkeit sind? Seine Ganzheit bestände demnach aus einem zusammengesetzten Bilde, das wir mit unseren Sinnen nur in Einzelheiten und nacheinander auffassen kön-

nen. Das gibt einem allerlei zu denken. Ich möchte wohl wissen, wie Ihre Ganzheit aussehen würde. Ich glaube, blendend schön! Ein Zusammenstrom aller Schönheit, die je in einer Frau erschienen ist und erscheinen kann.“

Das war so geistesabwesend gesagt, daß sie es kaum als Schmeichelei auffassen konnte. Sie meinte darauf scherzend, es müsse, dementsprechend, manche Persönlichkeit als Ganzheit ein Bild von erschreckender Häßlichkeit sein. Er lachte und meinte, einige kleine Illusionen könnten in solchen Fällen nicht schaden. „Also! Schlafen Sie wohl! Auf morgen!“

Nachdem er sie verlassen und sie zu Abend gegessen hatten, ging Yasoma noch in den Garten, während Bridget auspackte und alle die Gegenstände aufstellte, die sie auf allen Stationen der Wanderschaft an ihr eigenes Heim, dieses verlassene und ungeliebte Heim erinnern sollten. Nein! In London hatte sie nie ein wirkliches Heim gehabt, allenfalls einen Hintergrund. Ein Maskenkostüm war dieses Heim, das man an einem Abend trägt und leichten Herzens wieder abtut. Die Nacht sank hernieder. Das Lämpchen vor dem Altarschrein warf seinen matten Schimmer in die Dunkelheit, ein irdischer Stern. Sie stand und schaute, und ihre Seele war friedvoll und erfüllt von Vorfriede. Ihr ganzes Denken kreiste um das eine: das Wiedersehen mit Ito. Das einzige Wunder, nach dem ihr Herz Verlangen trug.

ZWEITER TEIL DER GARTEN

DREIZEHNTES KAPITEL

DER FRIEDE DER ARBEIT HERRSCHTE in Arimas Garten. Auf seinen Spaten gelehnt, ließ er sich von Ito und Scott über Yasomas Nöte berichten. Er war weder willens noch abgeneigt, sie zu empfangen; auch diese Begrüßung gehörte zum Tageswerk. Arima war ein kräftiger Mann, groß für einen Japaner, ein Selbstherrscher in Haltung und Auftreten, mit eng zusammenstehenden Augen und schweren Lidern. Diese Augen konnten entwaffnend aufblitzen, wenn ein neuer Gedanke ihn erfüllte, oder wenn es galt, seinem Gegenüber ins Herz zu sehen. Dann schossen sie blankes schwarzes Feuer. Ein äußeres Abzeichen seiner Würde trug er nicht. Sein erdfleckiger grauer Kimono war zur Erleichterung der Gartenarbeit am Gürtel gerafft.

„Es ist gut, wie ihr es geregelt habt,“ sagte er. „Sie wird wohl verstanden haben, was wir anstreben. Wie habt ihr es ihr begreiflich gemacht?“

Ito stand wie ein Soldat vor seinem General.

„Ich sprach mit ihr nur über die Hauptsache, daß es unser Ziel sei, die Täuschung dieser Welt, in der wir

leben, zu durchschauen und der Wahrheit inne zu werden, die auf dem Grunde der eignen Natur schlummert.“

„Und wieviel hat das Mädchen von alledem verstanden?“ fragte Arima mit einem Anflug von Ironie. „Hat sie eine klare Vorstellung von den Schwierigkeiten, denen sie auf ihrem Wege begegnen wird?“

„Sie weiß, daß sie lernen muß, und daß Erfahrung nur durch Mühe und eifriges Streben zu erreichen ist. Ich bin überzeugt, sie ist der Unterweisung wert, aber Ihr habt ihren Geist ja schon erfüllt und wisset das besser als ich. Auch wenn sie nicht würdig wäre, müßte man den Versuch unternehmen.“

„Das ist wahr,“ antwortete Arima. „Unterweisung ist auch nicht das Wesentliche, denn es gibt keine Lehre, über die hier zu sprechen wäre, und Worte sind ohnehin wirkungslos. Aber sie muß arbeiten. Schickt sie mit unserer Nichte aufs Feld!“

Einen Augenblick durchfuhr Ito der Gedanke an zwei Hände, so rosig und zart wie die Blüte des Mandelbaums. Nun, umso notwendiger war es, daß nutzlose Schönheit die erste Regel erlernte: ohne Arbeit kein Essen! Sie konnte das Unternehmen ja aufgeben, wenn sie es müde wurde, und doch, er wußte, sie würde fest bleiben. Immer wenn er an sie dachte, fiel ihm ein: „Kühner Mut und stählerner Wille“.

Während Ito mit Arima sprach, stand Yasoma am Tor und spähte in den Garten. Shima hatte sie begleitet und war dann schnell wieder den Hügel hinuntergelaufen. Ihr Atem stockte, als sie Ito ansichtig wurde. Er schaute

nicht in der Richtung des Tors, aber seine Gedanken waren bei ihr.

Dann sah er sie und eilte ihr entgegen. Er erhaschte einen Ausdruck in ihren Augen, den noch niemand an ihr bemerkt hatte — den hoffnungslos flehenden Ausdruck eines erschreckten Kindes. „Hilf mir!“ sagte ihr Blick, während sie sich in tapferer Selbstbeherrschung, ein unmerkliches Lächeln auf den Lippen, an ihm vorbei auf dem frisch aufgegrabenen Wege Arima zuwandte. Ihre Füße versanken in der feuchten Erde. Ihr Kleid, so einfach es auch war, paßte in seiner kostbaren Schlichtheit nicht hierher. Ito war traurig. Würde sie je begreifen?

Sie aber dachte nicht mehr an Ito, denn ihre ganze Aufmerksamkeit gehörte dem machtvollen Mann, der in seinen Grassandalen an den nackten bronzefarbenen Füßen vor ihr stand. Er stach seinen Spaten ein und verneigte sich tief, ohne jedoch zur Begrüßung auf sie zuzugehen oder zur Seite zu treten. Ito stellte sie vor, und er verneigte sich nochmals. So standen sie einander einen langen Augenblick in schweigender Betrachtung gegenüber.

Die Minute erschien ihr so lang wie ihr ganzes Leben. Trotz ihrer Unwissenheit begriff sie, daß es keine gewöhnliche Prüfung war. Es war das Auge der Weisheit, das hinabstieß zur Tiefe ihres Wesens. Frei von Zweifel und Vorurteil musterte er sie in durchdringender Einsicht. Seine Augen bannten die ihren. Diese Augen wußten um alle Gefahren der Jugend und

Schönheit. Als sich der Bann seines Blickes löste, sagte er ohne weitere Begrüßung:

„Sie sind hierher gekommen, um Jiu-Jitsu zu lernen,“ es klang mehr als Feststellung denn als Frage. Sie antwortete so einfach wie ein Kind:

„Ja, ich bin gekommen.“

„Dann schauen Sie um sich und sagen Sie mir, was Sie sehen.“

Sie antwortete verlegen und unruhig: „Das ist eine sonderbare Frage, was soll ich denn sehen?“

„Was Sie können.“

Er stand da, den Fuß auf seinem Spaten, bereit, die Arbeit wieder aufzunehmen. Mit einem schwachen Versuch zu lächeln sagte sie: „Wollen Sie meine Augen prüfen, Arima sama?“

„Gewiß. Auch deshalb, weil Sie asiatisches Blut haben. Ich denke, es wird Ihnen helfen.“

„Kommt es darauf an?“ Der Ton ihrer Frage zitterte vor Erregung und verriet Empfindlichkeit. Sie warf einen raschen Blick zu Scott hinüber und dann zu Ito, aber beide schauten gespannt zu Arima hinüber. Ihr eigener Blick folgte dem der beiden und heftete sich auf ihn.

Er ragte vor ihr auf; der Herr des Gartens war kein gewöhnlicher Mensch, sondern, wie sie ihn in ihrer Vision geschaut hatte, reine Kraft. Er hielt sie im Bann, als habe er ihre Hände ergriffen und sie an sich gezogen. Plötzlich hatte sie die andern ganz vergessen. Sie waren weg. Nun war auch Arima verschwunden. Allein ging sie im Sonnenschein durch den Garten. Da-

mals war der Garten versunken im Schnee, jetzt sausten die Frühlingswinde durch die Kiefern, große Ranken von Glyzinien hingen am Hause herab und hüllten es ein. Wie still war es, und wie scharf klang der Vogelruf aus den Wäldern! Pfeilschnell schossen die Schwalben umher am blauen Himmel! Eine weiße Taube schwang sich zu einer Wolke empor, licht und anmutig, und Worte fluteten durch Yasomas Traum wie schlummernde Lotosblüten auf einem Teich.

„Über den Kiefernainen von Mio,

Weit über den schwimmenden Eilanden,

Flicht sie dahin durch schweres Gewölk.“

Aber es waren keine anderen Wolken da als die eine; sie schwamm in unendlichem Blau.

„Über den Bergen von Ashitaka,

Über dem ragenden Gipfel des Fuji,

Wie zart ist ihr Umriß.

Sie löst sich auf in den Dünsten des Himmels,

Schon entschwand sie dem Auge.“

Mit der Wolke schwang ihr Herz sich auf weißem Fittich himmelwärts. Wie köstlich, einsam zu sein in dieser Stille! Sie schritt weiter auf den gepflasterten Pfaden und gelangte zu der kleinen Brücke über den im Sonnenschein glitzernden Bach. Glyzinien umwandten die beiden kleinen Pfeiler an ihrem Eingang und senkten sich in langen weißen Ranken hinab zu dem plätschernden Geriesel des Wassers. Über diese Brücke mußte sie gehen, wollte sie den Pfad zwischen den kleinen Felsen weiterverfolgen, die die zerklüftete Majestät der Berge umrahmten.

Aber als sie den Fuß auf die Brücke setzen wollte, befiel sie Furcht. Die Brücke schwamm im Nebel. Sollte sie es wagen, sie zu betreten? Sie versuchte zu lachen. So ein winziges Brückchen; ein kleines Kind konnte hinüberkrabbeln, und wenn man fiel, so war es ein Sturz von wenigen Zoll. Und doch? . . . Sie wollte sich nicht einschüchtern lassen. Sie setzte ihren Fuß darauf, und kaum war das geschehen, so war es eine hohe Brücke über einen mächtigen, dumpf tosenden Strom. Gegenüber wand sich ein Hohlweg zwischen gewaltigen Felsengipfeln empor, bekront von Wolken und Schnee. Sie wandte sich um, dem Schreckbild zu entfliehen, aber kein Garten war mehr da, sie zu schützen. Nur ein wildes einsames Ufer, gleichlaufend mit dem jenseitigen, lag vor ihrem Blick, als habe die pfeilschnelle Flut des Stroms den Berg in dunkler Vorzeit gespalten.

Mechanisch ging sie weiter, denn es gab keine Wahl. Die Verzweigung ihres Herzens war lauter als das donnernde Brausen des Stroms.

Auf dem von Felsen verdeckten Weg kam ihr ein Japaner entgegen. Er schaute zu Boden und ging schnell wie in eiligem Auftrag. Wie eine helle Flamme sprang Hoffnung in ihrem Herzen auf. Es war ein alter Mann mit dem schönen, von Runzeln der Weisheit gefurchten Gesicht Altjapans. Er wollte hastig an ihr vorbei, aber im letzten Augenblick erhaschte sie die wehende Schärpe seines Kimonos. Sie tat es in Verzweiflung.

„Wohin führt dieser Weg? Ich habe mich verirrt. Ich war in einem Garten, und jetzt habe ich mich verirrt.“

Er schaute sie ruhig und freundlich an und antwortete ihr in ihrer Sprache.

„Ein Garten? Was für ein Garten?“

„Der Garten des Arima sama. Wissen Sie den Weg? Um Gottes willen zeigen Sie ihn mir!“

„Den Garten sollte ich kennen. Aber es ist leichter hinein zu kommen als heraus. Wie kamen Sie heraus?“

„Ich kam gar nicht heraus. Ich überschritt nur eine winzige Brücke, die auf einen Pfad zwischen großen Steinen hinführte, und jetzt bin ich hier.“ Ihre Stimme bebte vor Furcht. Nie zuvor hatte sie solche Angst gehabt. Er antwortete mit Bestimmtheit:

„Wenn Sie den Garten nie verlassen haben, dann sind Sie auch jetzt noch darin. Gehen Sie weiter, aber schauen Sie nicht zurück. Dort oben ist ein Mann, der Sie einst erschlagen hat. Sie dürfen ihn nicht treffen. Hüten Sie sich.“

Er wies auf Nebelfetzen, die wie Schleier des Todes die Gipfel der Berge umhüllten. „Denken Sie daran oder Sie sind verloren . . . Die Nebel sinken tiefer.“

Sie nahmen seltsame schreckliche Formen an, in fließender Wandlung wie Wolken im Sturm. Bald war es eine zinnengekrönte Stadt, bevölkert von schweigend dahineilenden Menschenmassen. Dann wieder schimmerten die Berge hindurch, und Männer und Frauen kämpften im Schnee und auf dem Eise großer luftiger Seen. Undeutlich sah sie Maxwell in einem Getümmel von Gesichtern auf sich zukommen. Sie kannte die Stadt, die Seen, die Berge. Es waren Orte, wo sie gelebt hatte, auf der Suche nach Freude, die immer wie-

der schal wurde. Maxwells Gesicht war ein unaussprechliches Grauen. Zitternd vom Scheitel bis zur Zehe wandte sie sich nach ihrem Führer. Er war fort. Der Weg war leer. Worte rangen sich in ihr empor aus dem Abgrund ihrer gequälten Brust.

„Ich habe keine Eltern; Himmel und Erde sind meine Eltern.

Ich habe keine magische Macht; Wahrheit sei meine magische Macht.

Ich kann keine Wunder tun. Das Eine Gesetz sei mein Wunder.

Das Gesetz besteht und was ich mein Ich nenne ist ein Nichts.“

Als sie diese Worte aussprach, durchströmte sie ein stürmisches Gefühl unbesiegbarer Kraft und eine tiefe Einsicht, die nicht in Worten auszudrücken war. Sie stand im Garten des Arima, und er stand vor ihr, an der Stelle, wo zuvor der alte Mann gestanden hatte, allein, mit wachsamen Augen. Scheinbar hatte er etwas gesagt und sprach gerade einen Satz zu Ende.

„... und der einzige von allen Lehrern sind Sie selbst. Die Einsicht liegt auf dem Grunde Ihrer eigenen Seele. Finden Sie sie!“

Er hatte nicht gefragt, und so bedurfte es auch keiner Antwort. Als sie sich ein wenig gefaßt hatte, wies sie auf die kleine Brücke zwischen den Felsen und tat selbst eine Frage.

„Wenn ich noch einmal hinüberginge, würde ich dann das gleiche erleben?“

„Sie würden so lange das gleiche erleben, bis Sie heimisch sind im Garten der Erleuchtung. Einmal werden Sie hinübergehen und ihn erkennen, wie er wirklich ist.“

„Sind Sie selbst hinübergegangen? Wissen Sie, was er wirklich ist?“

„Ich gehe hinüber und herüber,“ antwortete er, „aber darauf kommt es nicht an, denn dieser Garten birgt alles für den, der Augen hat zu schauen. Er ist das Tor zur Welt, so gut wie das Land, aus dem Sie kamen. Freuen Sie sich, daß Sie gekommen sind?“

„Ja, ich freue mich. Darf ich jetzt gehen? Ich möchte nachdenken.“

„Sie können gehen, wohin Sie wollen. Der Garten gehört Ihnen.“

Und während er seine Arbeit wieder aufnahm, fügte er hinzu: „Aber nicht alle Wege sind sicher. Seien Sie vorsichtig.“

Sie setzte sich auf einen kleinen Felsblock und starrte hinüber zur Brücke, im Kampf mit dem Rätsel. Die Brücke führte auf einen Pfad, dem Flüschen zu, das den kleinen Bach in sich aufnahm, und das Flüschen war durchaus nicht der donnernde winterliche Strom ihres Traumgesichts, sondern floß sacht und gemächlich im schimmernden Sonnenlicht dahin.

Ihr war, als sei der ganze Garten nur ein Sinnbild: die Brücke ein Symbol des Übergangs von der einen Welt zu jener anderen, die in gefahrvollem Dunkel hinter ihr verborgen lag; die Bäume waren Gedanken, die himmelwärts aufstrebten, die Blumen Bitt- und Dank-

gebete. Aber nein, das Rätsel war mehr als eine bloße Allegorie. Es senkte seine lebendigen Wurzeln tief in den Urgrund der Dinge, in das, was wahrhaft Wirklichkeit ist.

„Wäre ich nicht erschrocken, wäre ich weitergegangen, hätte mich der Weg im Kreis wieder zurückgeführt. Und ich wäre frei gewesen. Ein Feigling war ich. Ich konnte den Anblick der Vergangenheit nicht ertragen. Sie wird nie vergehen, bevor ich es kann.“

Scott kam den Garten herab, sie stand eilig auf und ging ihm entgegen. Vielleicht wußte er eine Erklärung.

„Haben Sie etwas Zeit für mich?“

„So viel Sie wollen.“ Er setzte sich auf einen Felsblock neben sie. „Heute Nachmittag gibt es etwas Interessantes. Professor Kitesato ist auf der Durchreise in Naniwa und wird über ein sehr seltsames No-Spiel sprechen. Es handelt von der Wirklichkeit, die hinter der Welt unserer Sinne liegt, und er will die Beziehungen zwischen dieser Anschauung und der westlichen Wissenschaft behandeln. Wenn Sie ihn hören wollen, könnte ich Ihnen Ihr Frühstück hier heraus bringen, und Sie und Sayoko kommen dann nachher zu uns in die Halle. Oder wollen Sie lieber zu Hause frühstücken? Dann begleite ich Sie hinunter.“

„Danke! Ich weiß jetzt den Weg. Shima brachte mich herauf. Aber ich möchte Sie etwas fragen. Ist dieser Garten ein gewöhnlicher, alltäglicher Ort, oder bin ich verrückt geworden und habe einen tollen Traum gehabt? Wollen Sie mir als Freund etwas sagen? Was be-

deutet der Garten? Was geschah, als ich mit Arima sprach?“

Er sah sie etwas unsicher an, schaute ihr aber gerade in die Augen.

„Ich kann es Ihnen unmöglich sagen. Auf Ehre, ich weiß es nicht. Aber ich kann Ihnen sagen, was ich sah. Sie fragten ihn, ob er Ihre Augen prüfen wolle. Er bejahte. Dann schlossen Sie Ihre Augen, als wollten Sie sich sammeln, und er winkte uns zu gehen. Wir waren noch nicht zehn Schritte gegangen, da sprachen Sie wieder mit ihm, und dann kamen Sie hierher.“

Sie sah ihn tief erstaunt an.

„Sie meinen also wirklich, daß das alles vor ein oder zwei Minuten geschah?“

„Gewiß, länger war es nicht. Aber eine Minute kann eine Ewigkeit bedeuten, wissen Sie; Minute ist nur einer unserer Namen für Ewigkeit. Keine Uhr vermag Gefühle zu messen.“

Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie:

„Ich ging über diese Brücke in — nein, ich weiß nicht wohin! Mich schaudert, wenn ich daran denke.“

„Ich tat einst dasselbe — und ich gelangte . . .“

Sie ergriff seine Hand und hielt sie fest.

„Erzählen Sie! Ich sah einen alten Japaner. Sein Gesicht war so schön —“

Scotts Gesicht leuchtete auf in einem Lächeln:

„Ach, haben Sie ihn auch gesehen? Dann sind Sie frei vom Zauber des Gartens. Er hat ihn angelegt und auch den Weg, der über die Brücke führt.“

„In den Garten? Nein, es war der Weg hinaus.“

„Es ist der Weg hinein, in das, was der Garten eigentlich bedeutet. Er war ein großer Brückenbauer. Er hat diesen Garten geschaffen. Ein Heiliger und ein Held.“

„Lebt er nicht mehr?“

„Er lebt, lebendiger als irgend einer, den ich kenne, lebendiger als selbst Arima, aber er geht hin und wieder, wie es ihm beliebt, und seine Welt ist sehr viel reicher als Ihr Traumbild jenseits der Brücke. Manchmal beneide ich ihn und weiß doch, daß ich noch warten muß.“

Sein starkes Gefühl teilte sich ihr mit. Sie ließ ihre Hand aus der seinen gleiten und sagte mit erstickter Stimme:

„Sie dürfen mir nichts sagen, solange Sie nicht sicher sind, daß ich es begreife; ich glaube, ich kann es jetzt noch nicht. Es ist mir nur, als hätte ich meinem ganzen früheren Leben wie einem Schattenspiel zugeschaut, als finge die Wirklichkeit jetzt erst an. Haben Sie Geduld mit mir. Ich will tun was ich kann.“

Eine neue Art von Kameradschaft war zwischen ihnen entstanden. Eine lange Reise, dunkel und schwierig, führte über wilde Ströme und gähnende Abgründe; vielleicht war er so weit voraus, daß ihr Hilferuf ihn kaum mehr erreichte. Deutlicher als alle Worte sagten ihre flehenden traurigen Augen: „Ich bedarf deiner, hilf mir!“

Wieder Schweigen. Dann kam seine Antwort, beinahe wie im Selbstgespräch:

„Ich werde für Sie tun, was ich vermag. Aber Sie wer-

den erleben, daß Sie selber Ihr Führer sein können. Auf allen Wegen!“

Es war der Weg des Kriegers, durch Selbstzucht neu zu werden. Ein Weg voll Blut und Tränen. Und sie? Ein Mädchen? Aber er sagte nichts. In dem Lande, das jenseits der Brücke liegt, ist Kraft und Körperkraft nicht dasselbe.

Sie wandten sich und gingen durch den Garten, hinauf dem Hause zu. Sayoko kam ihnen trippelnd entgegen, sie lachte und klatschte in die Hände. Dann blieb sie stehen und machte drei zeremonielle Verbeugungen, bevor sie sprach — zuerst auf japanisch:

„Mein ehrenwerter Onkel sagt, daß Sie zum Essen in unser Häuschen kommen werden, Soma sama. Und dann wollen wir alle Professor Kitesato hören. Wollen Sie gütigst belieben, damit einverstanden zu sein?“ Sie verneigte sich tief vor Scott, ergriff fröhlich Yasomas Hand und führte sie durch eine Seitentür aus dem Garten heraus, einen lieblichen Heckenweg hinab zu dem kleinen Haus, in dem sie mit ihrer Mutter lebte.

DIE HERZLICHKEIT IHRER GASTGEBER brachte Yasoma wieder auf die Erde zurück.

„Es ist sehr schlicht bei uns,“ meinte Sayoko nach dem Essen mit höflicher japanischer Bescheidenheit, „aber Sie können sich hier nach Belieben zurückziehen, wir werden Sie nie stören, und Bridget kann Ihnen Gesellschaft leisten und ihren Tee bei uns trinken, — ja, mit Zucker und Milch!“ Sie rümpfte ihr Näschen beim Gedanken an eine so schreckliche Mischung. „Aber jetzt müssen wir zur Halle gehen,“ sagte sie.

Auf gewundenem Pfade stiegen sie über das stumpfe Rot weicher Kiefernadeln aufwärts unter Bäumen, die im Glanz der Nachmittagssonne erglühten. Unterwegs hatte Yasoma das sonderbare Gefühl, als rede sie selber in einer neuen Sprache und vernähme neue Töne mit neuem Ohr.

„Ist es Täuschung oder wispern hier die Bäume einander wirklich ihre Gedanken zu, so daß man sie verstehen kann, wenn man den Wald betritt? Hat das Schweigen der Bäume eine Stimme?“

„Mein Onkel sagt, es ist so,“ antwortete Sayoko flüsternd. Ihre Stimme war so leise wie die Stille selbst. „Er sagt, daß, wer auf der Brücke den Strom überschritt, die Natur in ihren Selbstgesprächen belauschen kann, und daß die Menschen, die hinübergingen, anders hören und sprechen, auch anders ausschauen.“

Yasoma staunte. Hatte sie nicht heute morgen selber die Brücke überschritten?

„Ob er die Brücke in diesem Garten meint?“ zweifelte Sayoko. „Manchmal habe ich es gedacht . . . Aber nein! Alle Japaner lieben die Natur und verstehen ihre Sprache.“

„Sie sind sicher schon oft über die Brücke gegangen, Sayoko!“

Sie lachte ein wenig in sich hinein.

„Nein, noch nie. Ich war hier nur einmal als Kind, und jetzt sagt mein Onkel: Warte! Es ist ganz leicht über das Fließchen zu springen, dann braucht man die Brücke nicht. Aber Sie gingen heute früh hinüber.“

„Woher wissen Sie das?“ Yasoma blieb stehen und schaute sie starr vor Staunen an.

„Weil Menschen, die hinübergingen, nachher anders sprechen und aussehen. Ito sama ist hinübergegangen. Scott sama auch. Sind sie nicht anders als die Männer dort unten? Und Sie sind auch schon anders!“

Yasoma ging schweigend weiter. Sie wagte nicht mehr zu fragen.

Sie traten in die Halle. Sie war noch leer, nur ein Mann war da, der die letzten Vorbereitungen für den Vortrag traf. Draußen lag Sonnenschein über Bäumen

und Wiesen, nur wenige goldene Pfeile drangen in den Schatten der Halle und füllten sie mit spielenden Sonnenstäubchen. Die hohe gewölbte Decke aus dunklem Holz war das einzige Zeichen, daß hier der Geist regierte. Alles andere war äußerst schlicht — ein matenbedeckter Fußboden und eine Art Katheder für den Vortragstext des Redners.

„Aber wie soll ich denn verstehen?“ fragte Yasoma mit erschrockenem Flüstern. Sayoko lächelte.

„Alle verstehen hier englisch. Da gibt es keine Schwierigkeit.“

In der Halle war es so still, daß man schon einen vorbeifliegenden Vogel draußen hören konnte. Sie ließen sich im Hintergrund der Halle nieder, Sayoko im zierlichen japanischen Sitz mit untergeschlagenen Füßen, mit dem Rücken gegen die Wand. Geist und Körper entspannten sich in ruhevoller Erwartung.

Dann näherten sich Stimmen, und die Männer zogen ein. Arima war nicht dabei. Der Ton seines Spatens war in der Ferne zu hören. Ito leitete den Zug mit Kitesato, legte das Manuskript auf das Pult und nahm dann seinen Sitz ein. Alle saßen nach japanischer Sitte auf dem Fußboden.

Ohne weitere Einleitung, nur mit einer kurzen Verneigung gegen die Anwesenden, kam Kitesato unmittelbar zu seinem Thema. Sein englisch war so tadellos wie das Itos, bis auf den Akzent und eine etwas überfeinerte Wahl der Worte. Die Hörer griffen zu ihren Notizbüchern.

„Das No-Spiel ist eine der schönsten Blüten japanischer Kunst. Man kann es von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten. Heute möchte ich es von der Seite her behandeln, die Ihren Studien hier am nächsten ist, ich meine die Beziehungen zwischen innerer Erleuchtung und westlicher Wissenschaft. Im Hinblick darauf wähle ich zwei wohlbekanntere Worte als Wegweiser für die Straße, die ich einschlagen möchte. Das erste lautet:

„Bevor ein Mensch Zen studiert, sind Berge für ihn Berge und Wasser ist Wasser. Hat er bei einem guten Meister Unterweisung in der Wahrheit des Zen empfangen, so sind Berge für ihn keine Berge und Wasser ist kein Wasser. Dann aber, wenn er den Ort des Friedens erreicht hat, sind Berge wieder Berge und Wasser ist wieder Wasser.“

Sehr wahr! In der ersten Phase sieht er die Außenwelt, wie sie erscheint, als unbestimmte Realität; er sieht den Stoff, aus dem die Welt besteht, in einer ihrer großartigsten Ausdrucksformen. In der zweiten Phase, nach der ersten Unterweisung, hält er die Außenwelt für reine Illusion, für eine Täuschung seiner Sinne. Dann aber, im dritten Stadium, wenn er „Satori“, das ist Erleuchtung, erlangt hat, sieht er Berge und Wasser so, wie sie in Wahrheit sind. Jetzt erst hat er das Universum dem innersten Wesen nach als Geist verstanden. Jetzt erst ist er ein Meister.

Mein zweites Wort führt in eine andere Richtung. Es hängt mit dem ersten zusammen und ist ebenso wertvoll. Es stammt von dem Chinesen Yu-li-chih-pao:

„Die Hölle, in der die Totenrichter regieren, ist nichts anderes als die Hölle in eurem eigenen Herzen. Gäbe es keine Hölle in eurem eigenen Herzen, nie hielten die Richter der Toten im Jenseits eine Hölle für euch bereit.“

Diese beiden Worte können als Grundlage der dramatischen Spiele betrachtet werden, die dazu beigetragen haben, den Geist der Mystik und Ritterlichkeit Japans zu formen. Ob es wahr ist, daß diese Grundlage wankt? Ich glaube es nicht. Auch die westliche Ritterschaft hatte einst ein geistiges Ideal. Ritter sein hieß „dienen“, ohne Rücksicht auf irdischen Lohn. Lebt der Samuraigeist noch, der das No-Spiel schuf, oder ist er der Verwestlichung unseres Landes zum Opfer gefallen? Jedenfalls ist es der Mühe wert, sich hin und wieder der Quellen zu entsinnen, aus denen dieser Geist hervorging. Die erste Frage, die ich aufwerfe und beantworten möchte, lautet: Ist große Kunst für das Leben einer Nation bedeutsam?

Ja. Wenn wir verstehen wollen warum, so bedarf es des Hinweises auf einen Zusammenhang, dessen sich China und Japan immer bewußt geblieben sind: daß nämlich ein Kunstwerk niemals von seinem Schöpfer allein vollendet wurde. Zu seiner wahrhaften Vollendung sind Betrachter, Leser oder Hörer unbedingt erforderlich. Ein Kunstwerk ist erst dann vollendet, wenn ein Bewußtsein es empfängt. Der es aufnimmt, hat ein ästhetisches Erlebnis, und dieses Erlebnis ist rein, unteilbar, spontan — ein Zwillingsbruder der mystischen Erfahrung. Wer wahrhaft zu schauen weiß,

ist eins mit dem Künstler, der das Kunstwerk schuf. Die moderne Wissenschaft bestätigt diese Einsicht durch ihre Lehre von der Einheit des Bewußtseins. Kunst als Einheit von Schöpfung und Betrachtung ist dasselbe wie Erleuchtung und weicht nur dem Grade nach von ihr ab. Daher ist eine Nation, die echte Kunst besitzt, dem absoluten Bewußtsein nahe. Eine Nation aber, die sich der Schönheit verschließt, ist tot und in Verwesung.

Durch das Tor der No-Spiele kann der schlichteste japanische Mensch in die Welt der Wahrheit eintreten, denn in ihnen lebt die heiße ursprüngliche Liebe zur Natur, die innige Verwandtschaft mit ihr, die ein Charakterzug unserer Nation ist.

Das tiefste Geheimnis der No-Spiele — jenes Geheimnis, das sie für uns durchsichtig, dem Durchschnittsfremden aber unzugänglich macht, — ist Yugen, ein Wort, das der japanischen Sprache eigentümlich ist.

Es ist aus dem Geist des Zen hervorgegangen und meint: „das, was unter der Oberfläche liegt, das, was sich hinter dem Sichtbaren verbirgt.“ Yugen verlieh der großen chinesischen und japanischen Landschafts- und Porträtmalerei, den Tier- und Blumenbildnissen ihren geheimnisvollen Zauber. Für die alten Meister war alles eine Einheit. Jeder Gegenstand enthüllt das All, das sich sphinxartig hinter dem Sichtbaren verbirgt und doch sein Rätsel jedem freimütig enthüllt, dem das Dritte Auge, das Auge der Erleuchtung aufging. Oft ist das Sinnbild für Yugen ein weißer Vogel mit einer Blume im Schnabel. Etwas Beschwingtes also,

mit der schlichtesten und edelsten Form irdischer Schönheit als Attribut. Wenn ein Mensch um die tiefste Wahrheit dieser Blume wüßte, so wäre er Herr des Weltgeheimnisses, denn Yugen ist der Anruf des Weltgrundes an die Wahrheit im Menschen.

Vertiefen Sie sich in die Anmut eines Kunstwerkes, das Sie, die im Geist des Zen Erzogenen, bezaubert, sei es in der Literatur, in der Musik oder in einer anderen Kunst. Yugen ist der geheimnisvolle Sinn Ihres eigenen Selbst und verschmilzt mit dem, was Sie entzückt. Es entzückt Sie, weil es Ihr Selbst ist, das Sie bewegt. Schöpfer und Betrachter haben Teil an dem gemeinsamen Sakrament, denn es ist auch ihr eigenes wahres Selbst, der tiefste Urgrund der Allmacht, die es symbolisch vertritt. Im All ist kein Raum für Zweiheit.

„Es pochte einer an des Ehrwürdigen Tor, und von drinnen kam die Frage: „Wer ist draußen?“ Der Pochende erwiderte: „Ich bins.“ Und erhielt zur Antwort: „Hier ist kein Raum für zwei.“ Immer wieder fragte die Stimme: „Wer ist da?“, und als Antwort erklang endlich der leidenschaftliche Ruf: „Du bist!“ Und das Tor ward aufgetan.“ Nie bleibt solcher Antwort das Tor verschlossen.

Yugen ist wahrscheinlich die Grundlage jeder echten Kultur, weil es die einzige echte Religion ist, das Band, das den Kosmos zusammenhält. Selig der, der weiß und nach seinem Wissen lebt. Er folgt der Bahn der Gestirne in den innersten Urgrund, den weder das leibliche Auge ermessen noch das leibliche Ohr durchdringen kann. Sammelt euren Geist in Yugen. Yugen

selbst ist Sammlung. Es ist die Schau und das Geschaute, das Tor und der Weg.

Was aber ist Zen? Ein System buddhistischer Philosophie und Religion. Gewiß, aber es ist noch viel mehr. Diese Frage taucht auf in einem No-Spiel, das dem Geist des Zen entsprungen ist; das Spiel heißt Hokazo. Die Antwort lautet: „Also ist der Sinn —

Drinne: Ergründe die Meerestiefe des Geheimnisses.

Draußen: Tritt ein durch die Pforte der Sammlung.“

Was könnte wahrer sein? Wie könnte ein Mensch zur Schau der Wahrheit erwachen, es sei denn in tiefer innerer Stille und nach außen in der Übung des Yoga? Auf welchem anderen Weg vermöchten sich Leib und Geist so hoch zu entwickeln, daß der Gegensatz zwischen beiden sich auflöst und der Schüler Einsicht und Kraft zugleich erringt?

In dem genannten No-Spiel wird noch eine andere Frage gestellt:

„Was bedeutet die Lehre, daß Buddha (Erleuchtung) in jedem von uns ist?“

Die Antwort folgt augenblicklich, wie die Harmonie dem angeschlagenen Ton:

„Ungesehen lauert in uns der goldene Drache (die Sonne), wenn er hervorschießt hinter den Wolken.“ Weiter unten finden wir folgenden Ausdruck für die höchste Wahrheit, die alle Werte in sich begreift:

„Im Winde der Berge, im Sang der Tiefe,
Im Schleier der Nacht, im Nebel des Morgens,

Erschallt der Ruf, daß Geist allein
War, ist und ewig sein wird.'

Und eine einzelne Stimme setzt fort mit den erhabenen Worten: ‚Wie Wolken den Mond verhüllen, so verhüllt Materie‘ — eine Pause, und dann fällt der Chor vollendend ein mit den Worten: ‚—das Antlitz des Geistes.‘

Ja, das ist Wahrheit, vollkommene Wahrheit. Das Universum ist Geist, ist Bewußtsein. Die Gelehrten Europas haben sich auf völlig anderem Weg zu der gleichen Auffassung herangearbeitet. Hier das Wort eines der neuesten und berühmtesten aus der Schar der Anhänger Einsteins. Er schreibt folgendes:

‚Ich möchte mich so klar fassen wie irgend möglich im Hinblick auf den Schimmer der Wirklichkeit, den wir erhascht zu haben glauben... Die jüngste Richtung der Naturwissenschaft ermöglicht uns, so meine ich, in die Tiefen der Philosophie hinabzuschauen. Der Schluß, den wir ziehen müssen, ist, kurz gesagt: — Das Wesen der Welt ist gedanklicher Art. Wir dürfen uns die Natur des Universums nicht anders vorstellen als die Natur unseres Bewußtseins.‘

Schon vor Tausenden von Jahren hat Asien erklärt, daß wir nur so und nicht anders denken dürfen.

Lassen Sie uns jetzt ein weniger bekanntes und besonders charakteristisches No-Spiel betrachten. Es heißt: ‚Yamauba‘. Ich will seinen Inhalt als Erzählung wiedergeben, doch wäre es ebenso gut in mathematischen Formeln darzustellen.

Der Name ist schön. Er ist in vier Silben auszusprechen: Ya-ma-u-ba. Wie in den meisten No-Spielen treten nur wenige Personen auf. In diesem Spiel sind es deren nur drei. Die eine ist die große Sängerin Hyakuma Yamauba; sie hat den höchsten Ruhm geerntet, den die Welt zu vergeben hat, aber sie ist erfüllt von Unrast, seit tiefere Einsicht erstmals in ihrem Herzen aufgeleuchtet ist. Sie heißt Yamauba, obgleich ihr eigentlicher Name Hyakuma ist, weil ihr großer Tanzgesang, der die Welt am meisten entzückte, von einem geheimnisvollen hochbetagten Geist handelt, der in einsamen Bergeshöhen haust, über Hügel und Täler dahinwandelt und den Mantel reinsten Schnees im Winter, den himmlischen Teppich der Blüten im Frühling und Sommer um sich breitet. Der Name des Geistes ist Yamauba, „Herrin der Berge“.

Yamauba, die Sängerin, entsagt also der Welt und macht sich mit ihrer treuen Amme auf, um einen Zen-Tempel in Shinano zu suchen, wo sie im ‚gesegneten Schatten des Lichts‘ verweilen will. Selbst das Licht der höchsten irdischen Weisheit ist nur ein Schatten der Wahrheit. Sie reisen in Sänften, sie wandern umher und fragen nach dem Weg. Es ist eine Pilgerreise. Die Hauptstadt liegt weit und längst vergessen hinter ihnen, während sie den schönen und allezeit steigenden Pfad zu den Bergen aufwärts verfolgen.

Nun wissen sie nicht mehr weiter. Schließlich erinnert sich Hyakuma-Yamauba, daß sie einmal gehört hat, der Paß über den Ageroberg sei der einzige gerade Weg zu dem kleinen Zen-Tempel, und wer hinüber-

gelangt, sei im reinen westlichen Paradies, eine Trillion Meilen weit entfernt. Das verspricht eine lange Pilgerfahrt zu werden, aber Pilger schauen nie zurück, denn der lang gestaute Eifer des Entdeckers lebt in ihnen weiter, auch wenn der Weg, wie das oft geschieht, immer rauher wird, je höher er steigt. Jetzt müssen sie ihre Sänften zurücklassen und zu Fuß weiterwandern. Das Dunkel sinkt immer tiefer, eine geisterhafte Finsternis, die früher einbricht als sonst. Der Pfad wird immer schlechter und führt sie in ein gefährliches einsames Bergland. Diese Einsamkeit kommt oft in den No-Spielen vor: sie ist das Zwielficht, das zwischen dem gewöhnlichen Bewußtsein und dem Zustand vollkommener Erleuchtung liegt.

Da kommt eine Bergfrau durch die Finsternis gegangen. Die Würde und der Stolz ihrer Haltung, das Geheimnis, das sie umgibt, machen tiefen Eindruck auf die Sängerin und ihre Magd. Wer mag sie sein?

Das Weib fragt:

„Suchet ihr Obdach, so kommt in meine Hütte. Ich will das Lied hören, das ihr gesungen habt. Es spricht nicht die Wahrheit. Was wisset ihr von der Wahrheit? Wenn aber der Mond über diesen Bäumen aufsteigt, so will ich euch nahen in der wahren Gestalt, in der mich die wilden Berggipfel kennen. Ich werde vor euch tanzen. Und dann werdet ihr Einsicht empfangen. Jetzt aber müßt ihr warten.“

Eine Weile verbirgt sie der Nebel.

Verstehen Sie diesen Aufschub? Er bedeutet eine große seelische Spannung für die Zuschauer. Als ich das Spiel

zum ersten Mal sah, rannen mir kalte Schauer bis in die Fingerspitzen. Denn, Sie verstehen, die wirkliche Yamauba ist die Natur selber — geheimnisvoll, so lange Zen unser inneres Auge noch nicht geöffnet hat, verborgen in undurchdringlicher Einsamkeit, schwer zu begreifen in ihren zahllosen Wandlungen, in ihren Rätseln, in Mondlicht und Sonnenschein, in Sommer und Winter.

Hyakuma und ihre Magd harren erwartungsvoll. Endlich geht der Mond langsam am mitternächtigen Himmel über den Bäumen auf, und Yamauba erscheint wieder vor den bebenden Frauen. Sie ist uralt, das Alter selbst. Ihr weißes Haar weht im Winde. Hager ist sie wie ein Gerippe.

„O geisterhafte Mitternacht! Erfüllt von gespenstigem Leben! Schauerlich, was ich da sehe! In diesem toten Walde schlägt ein vom Wahnsinn ergriffener Geist voll Schrecken seinen eigenen todeskalten Leichnam, seine Tränen strömen darüber wie eine Quelle, Tränen der Reue für Sünden, in denen dieser Leib einst sein Gefährte war. Schauerlich! Bleibt ihm fern! Aber nicht alles ist schauerlich, auch Freude ist da. Hier, in einem tiefen, mondlichtüberflossenen Bergtal kniet ein freudvoller Geist vor seinem abgeworfenen Gewand, seinem Leibe, und reicht ihm die Blumen des Paradieses dar, denn sein Leben leuchtete kristallklar, solange er die trügerische Bahn auf Erden wandelte. Was ist der Sinn? Sind Gut und Böse ein und dasselbe und nur verzerrt im Spiegel des Lebens? Sind Reue und Freude vielleicht nur die zwei Seiten des selben Schildes? Nun

werde ich vor euch tanzen, den Tanz der Natur.
Und aus der Hülle ihrer Verpuppung schwang sich die
befreite Seele empor.

Es war ein wunderbarer Tanz, aus dem Dunkel ins
Licht, aus Gewitterwolken in Sonnenschein, aus der
Nacht in den Tag. Die beiden Pilgerinnen schauten wie
gebannt, denn dieser Tanz ist weder himmlisch noch
irdisch. Er reicht hinab zur Hölle und schwingt sich
sonnenwärts auf ins Unbekannte.

Die beiden Frauen bedrückt die stumme Frage nach
der Lösung des Rätsels. Wohin führt der Weg? Was
sollen wir tun? Und die seltsame Tänzerin, Göttin des
Lebens und Zwillingsschwester des Todes, — denn
Leben und Tod sind eins — gibt zur Antwort:

„Die Natur hütet ihr Geheimnis. Denn nicht ist sie der
Schleier des Göttlichen, sondern das Göttliche selbst.
Sie weiß dem Menschen sein eigenes göttliches Wesen
zu deuten. Wie kannst du mein Lied singen, solange
Täuschung dich noch blendet? Lausche der Natur die
wahre Einsicht ab, denn Natur ist Wahrheit. Warum
bedürfen der Einsamkeit, die den Geist suchen? Weil
die Gottheit nur in der Einsamkeit ihre Zauberschleier
webt. Zerrissen von wilden Felsen schäumt der Was-
serfall hinab zu Tal. Berge türmen sich hinter Bergen.
Welcher Bildner hat diese Blöcke grünlichen Granits
geschnitten, die der Schleier der tosenden Wasser ver-
hüllt? Wessen Hand hat die blaue Ferne des Him-
mels gefärbt?“

So singt und tanzt in glühender Leidenschaft die Her-
rin der Berge. Schrecklich ist ihr düsteres Antlitz, stolz

und wild wie der Sturm. Die Sängerin erbebt vor dem
wilden Geist, den der Zauber ihrer eigenen Stimme
heraufbeschwor. Aber der Geist ruft laut zu ihr her-
über:

„Singe! Singe! Ich lehrte es dich. Bald fällt der Schleier.
Der Frühling birgt in sich selbst die wunderbarste Er-
leuchtung — sie steht dir bevor. Singe! Unschätzbar ist
der Augenblick — er ist göttlich und ewig. Darum
singe! Heute Nacht entströmt allen Blumen der Duft
der Musik. Ein Schatten geht über den Mond. Singe!
O versäume nicht die himmlische Stunde des Früh-
lings! Ein Orchester ist zur Hand. Gemessen dröhnt
der Rhythmus des Wasserfalls, er ist die Trommel.
Horch, wie er donnert! Der Wind, der in den Kronen
der Kiefern flüstert, ist deine Flöte. Dunkel wandert
der Geist in den dunklen Bergen. Singe! Singe! Die
Stunde ist da!“

Die Schülerin erhebt sich, um vor der Meisterin zu
singen.

Sie sehen die einende Macht vollkommener Weisheit
am Werk, denn hier spricht die Wahrheit durch den
Mund der Schönheit. Im Westen wäre dieser Geist eine
junge Schöne gewesen, im Osten ist sie der Geist des
ewigen Alters, der im Kreislauf zur ewigen Jugend
zurückkehrt. Die Zuschauer beben, denn sie stehen an
der Schwelle der Klarheit. Vielleicht spüren Sie das
auch durch meine nüchternen Worte hindurch. Ich will
Ihnen ein Bruchstück des Gesangs vortragen: Für mich
ist er die Stimme der Natur selbst, aber ich bin nicht
sicher, ob andere ihn ebenso empfinden. Welcher Sang

vom Leben würde nicht von jedem Hörer neu gestaltet?

„Nur ein Körnlein Staub — schon wächst daraus ein mächtiger Berg empor und schwimmt im wolkigen Meer des Himmels.

„Der Mond, friedvoll strahlend, nistet dem Vogel gleich im machtvollen Herzen des Meeres.

„Auf den Zauberschwingen des Windes erwächst aus träumenden Kiefernwäldern das Trugbild des Lebens.

„Hier im hohen Bergtal ist die Luft so dünn. Hier herrscht das Schweigen. Lebendige Saaten von Licht schwirren Leuchtkäfern gleich umher.

„Kein Widerhall birgt sich unter den Bäumen. Nichts wissen die Vögel von Furcht. Auch sie nehmen teil am Gesang.

„Und was ist Wahrheit? Sie lebt in uns selbst. Unsere Sehnsucht, die den Berg von Hosho-no-Mine umschwebt, ist die Sehnsucht nach dem schneeigen Gipfel des Friedens. Die unergründlichen Tiefen des Bergtals mahnen uns, klagend der dunklen Tiefen trügender Täuschung im menschlichen Leben zu gedenken.

„Singe! Singe! Ach wer bin ich? Wer sind die andern alle? Ich bin das Leben, das sich heimsehnt, rastlos getrieben von menschlicher Täuschung.

„Wer ist Buddha — was ist der Mensch? Er ist Geist. Der Mensch, dem Erleuchtung nicht zuteil ward, ist ein blinder Wanderer im Nebel. Und wo finden wir einen Halt in diesem Dunkel? Singe! Singe! Versenke dich in die Natur, traue ihrem Gesetz, dem Lauf ihrer Jahreszeiten! Nie läßt sie sich stören durch den trü-

genden Reigen von Gut und Böse; mit friedvollen Augen schaut sie empor zur Ewigkeit. Ihre Weisheit ist frei von Kummer, sie ist die Seele alles Sichtbaren. Wir aber, die wir blind sind, erfüllen sie mit unserem Schmerz. Wir, die wir töricht sind, vernehmen unseren eigenen Jammer aus dem unsterblichen Munde der Freude.

„Singe und freue dich! Sieh wie die Weide grünt! Wie die Rose des Frühlings heiter erblüht! Ich aber, der Geist des Menschen, ich ruheloser Sklave der menschlichen Täuschung, muß wandern durch alle Jahreszeiten, ich stürme empor zu den Felsen, ich fliehe hinab in den Grund der Täler, suchend in Tiefen, die Höhen erklimmend — ewig allein.

„Fort und fort über Hügel und Täler,
Eine Weile gewahren sie unsere Augen,
Aber schon schwand sie hin über die Berge,
Sie schwand hinweg, wir wissen nicht wohin!“

Die Frauen bleiben allein angesichts des Lebens, das sie schauen durften als stürmenden Wind, als brüllende See, als Seele des Göttlichen, das die Wahrheit ist und die Schönheit zugleich.

„Sie haben die Dichtung gehört. Ich will sie Ihnen jetzt in die Sprache der Wissenschaft übersetzen, die den westlichen Geist geformt hat. Die Naturwissenschaft ist der jüngste der Engel, noch stammelt sie ihre Worte, die einmal als voller harmonischer Chor erklingen werden. Unser Weg ist sicherer, gerader, wir

finden unsern Weg wie die Vögel den ihren. Wir sind am Ziel, aber auch sie muß gehört werden, denn so rauh und ernst ihre Stimme auch sein mag, sie ist das Echo der Wahrheit. Wiederum zitiere ich einen Meister ihrer Schule.

„In der Erkenntnis, daß die Welt des Physischen vollkommen abstrakt und, gelöst von ihrer Beziehung zum Bewußtsein, unwirklich ist, geben wir dem Bewußtsein seine entscheidende Rolle wieder zurück.“

„Alles, was die Wissenschaft vom Universum zu begreifen vermag auch im Hinblick auf die offensichtlich un belebten Teile dieses Universums, ist Bewußtsein, verbunden mit dem Bewußtsein unseres Selbst. Je weiter unser Bewußtsein entwickelt ist, umso deutlicher werden wir dieser Wahrheit inne.“ Auch dieser Denker gibt zu, daß unter der Schwelle der geistigen Tätigkeit, die wir Bewußtsein nennen, das ganze Reich des Unbewußten liegt, ja er sagt darüber hinaus: „Wir müssen etwas Unbegrenztes, aber doch mit unserer eigenen geistigen Natur Verbundenes, als Wesen der Welt betrachten.“

Darüber können wir, die wir erlebt und geschaut haben und nicht an Formeln gebunden sind, sehr viel mehr aussagen. Aber wir freuen uns, daß die Naturwissenschaft sich aus ihren Fesseln zu lösen beginnt. Aus der abschließenden Bemerkung dieses Denkers geht das besonders klar hervor.

Was ist nun das Yugen der Schönheit? Wie wäre es möglich, etwas schön zu nennen, ehe wir ein intuitives Verständnis von Yugen erreicht haben, das durchaus

wirklich ist und dem täuschenden Schleier der Welt zugrunde liegt? Deshalb sprach ein großer Chinese, Lin-Chi, einst die Wahrheit aus:

„Über diesen Klumpen rötlichen Fleisches (den menschlichen Leib) regiert ein wirklicher Mensch, der keinen Namen hat; er geht ein und aus durch eure Sinne. Vermögt ihr das auch jetzt noch nicht zu begreifen, so schaut! . . . Schaut!“

Ja, schaut! Einige von Ihnen haben schon geschaut. Sie haben Erleuchtung erlangt. Sie haben ihr eigenes Selbst erkannt, und wäre es auch nur wie ein leuchtender Blitz in der Finsternis, sie haben erkannt.

Nun, dieses No-Spiel offenbart in seiner sinnbildhaften Schönheit unser aller Yugen. Die Sängerin, verstrickt in ihr kleines Ich, hat Yugen noch nicht entdeckt, hat noch nicht genug Einsicht, die Wahrheit in sich selbst zu erschauen, die doch durch die Pforten ihrer Sinne in ihr ein und aus geht. Geblendet durch die ziehenden Wolken vergaß sie den Goldenen Drachen, der hinter ihnen leuchtet. Ihr Herz war verloren in der Düsternis fallenden Schnees, der Goldene Drache blieb ihr verborgen, weil sie so völlig in ihr Ich versunken war. Nun aber vollzieht sich das geistige Erwachen, Satori — wie Zen es nennt — „Die Öffnung des Dritten Auges“. Hinfort wird sie eine Stimme sein, die der ganzen Menschheit die Wahrheit verkündet, denn es gibt keine höchste Kunst ohne Satori. Wir wollen jetzt Abschied von ihr nehmen. Wenn Sie dieses Spiel sehen, so werden Sie es nicht genau so sehen, wie ich es Ihnen hier geschildert habe.

Aber Ihre Auffassung wird trotzdem genau so richtig sein wie die meine.

Und jetzt, da die Stunde unserer Betrachtung zu Ende ist, erweist sich, daß das Sinnbild verwelkt ist und tot. Es hat seine Aufgabe erfüllt. Lassen Sie es uns abtun und weiter wandern. So lehrt uns Zen.

„... wie ziehende Wolken, wie der schwindende Mond, wie Schiffe auf dem Meere, wie Küsten, die im Dunst versinken“ — lauter Sinnbilder endlosen Wandels. Die Erleuchtung aber ist ihrem Wesen nach wandellos und ewig.

Das Sinnbild dieser Erleuchtung ist uns der Vollendete, denn jedes Gesetz hat in Ihm seinen klar verständlichen Mittelpunkt. So erkennen wir Yugen als die Wahrheit, die sich unter der sichtbaren Oberfläche der Welt unserer Sinne verbirgt. Und all das, wovon wir erlöst werden, wird zu Traum, zu Schatten eines Schattens. Hat es je wirklich existiert? Niemals. Wir träumten es nur, und jetzt sind wir erwacht.“

Yasoma folgte dem Vortrag nicht länger. Die Stimme des Redners wurde ihr zu leiser Musik, die sich in ferne Harmonien von unirdischer Schönheit auflöste. Dann aber mußte sie wieder zur Erde hinab, mußte an ihr eigenes Schicksal denken, und an die Notwendigkeit, den eigenen Weg zum Licht im Osten zu finden, mochte dieser Weg auch noch so bescheiden sein. Sie sah, wie Sayoko neben ihr gebannt an den Lippen des Redners hing; dann aber vergaß sie auch das und stand zum ersten Mal an den Pforten der Klarheit.

Als die letzten Worte der Rede verklungen waren und die Hörer die Halle verließen, schritt sie langsam zwischen blühenden Hecken den Hügel hinab; die Sonne versank im Westen, und der zunehmende Mond, eine zarte silberbleiche Sichel, ertrank in der Glorie des Abendrotes. Yasoma erschien dieser Mond als ein Sinnbild ihres Selbst, bleich und erfüllt von Offenbarung. Als sie bei der bronzenen Glocke ankam, erglänzte der Mond schon kräftig, und die Dunkelheit breitete ihre tauigen Schleier über die Erde.

AM NÄCHSTEN MORGEN KAM SAYOKO durch den Garten und machte im Vorbeigehen einen höflichen Knicks vor O-tera san, dem Priester, der in seiner weißen Soutane zwischen den Teebüschen wandelte und sein Gesicht mit einem Fächer gegen die jugendheißen Sonnenstrahlen schützte. Als Yasoma sich zu ihr gesellte, lächelte er den beiden Mädchen freundlich zu.

„Kommen Sie jetzt, Soma sama, wir wollen zum Jiu-Jitsu gehen. Es wird uns sehr gut tun, aber zuerst wollen wir nachschauen, ob von den Männern der eine oder der andere hingeht und ob mein ehrenwerter Onkel ihm Unterricht gibt. Sie wissen doch, er ist ein Jiu-Jitsu-Mann siebenten Grades. Für ihn ist Jiu-Jitsu Zazen, einer der Wege zur Weisheit. Nie verliert ein Judomeister seine Ruhe, auch nicht, wenn Kanonen um ihn her donnern oder ein großes Erdbeben ausbricht. Unsere Krieger wußten um dieses Geheimnis. Jetzt kommen Sie schnell mit.“

Bridget hatte ihre Handarbeit mit herausgenommen und sich unter einer Gruppe hoher japanischer Zedern

niedergelassen. Der Friede des Gartens erfreute sie, und die Nähe des Priesters regte geistliche Fragen in ihr an, auf die Bunyans „Pilgrim“ zwanglos Antwort zu geben wußte. Sie war völlig zufrieden, als die beiden Mädchen den Weg nach oben antraten. Eine himmlische Brise umfächelte die beiden und spielte mit dem Saum ihrer Kleider. Zuerst herrschte Schweigen, dann sprudelte Sayoko über:

„Mein Onkel ist doch ein herrlicher Mann. Was er alles weiß! Mehr als jeder Priester oder Lehrer. Und es kommen Männer hier herauf, die so bedeutend sind, daß niemand ihren Namen erfahren darf, und alle fragen ihn um Rat. Darin sind sie alle einig, daß die große Weisheit in unserem Lande nie aussterben darf. Sie wissen auch, daß diese Weisheit die Quelle des Ehrgefühls und der Seelenstärke unserer männlichen Jugend ist. Mein Onkel könnte sofort einen Lehrstuhl an einer großen Universität haben, wenn er in die Städte herunterkäme. Aber er will nicht.“

Dagegen soll Scott sama nach Indien und dann nach dem Westen gehen, wenn er die Männer hier im Englischen ausgebildet hat. Vielleicht werden dort einige auf ihn hören, wenn er vom Zen berichtet.“

„Ich hoffe, er wird noch nicht so bald fortgehen. Er ist so nett und gut. Ich würde ihn sehr vermissen.“

„Alle würden ihn vermissen, aber Scott sama will fort, sobald mein Onkel einen anderen Engländer findet.“ Der Gedanke an diesen Abschied erfüllte Yasoma mitten in der glücklichen Sorglosigkeit dieses Morgens mit Bestürzung. Niemand blieb länger in Naniwa, als not-

wendig war. Immer waren Wartende im voraus angemeldet; zudem war Scott nur heraufgekommen, um mit Arima zu beraten und vorübergehend englischen Unterricht zu geben. Daher konnte es wohl sein, daß er ohne viel Aufhebens plötzlich abreiste. Warum sollte er es ihr auch vorher ankündigen? Dann aber blieb sie allein.

Allein mit Menschen einer anderen Rasse. Menschen, die zu Füßen eines anderen Meisters gesessen hatten, die nur deshalb gut zu ihr waren, weil ihr Glaube es ihnen so vorschrieb. Sie verstand nicht einmal das Wesen der kleinen Sayoko: die lebte, schon aus ihrem Rassegefühl heraus, in einem völlig anderen Rhythmus. Gab es da eine Hoffnung, Arimas Sympathie zu erwecken? Wohl hatte sie gestern das Wunder der Schönheit ergriffen; aber das ganze Erlebnis war merkwürdig unpersönlich und ohne Beziehung zu ihrem Ich, so wie Sonnenschein oder Regen, der auf Gerechte und Ungerechte fällt. Scott aber verstand sie in ihren Schwierigkeiten. Damals an der Brücke hatte sie es gespürt. Er konnte mit ihr leiden und sich mit ihr freuen. Sie schaute hinab auf die liebliche Landschaft zu ihren Füßen. Der schmale helle Pfad wand sich wie ein Bach den Hügel hinab und verbarg sich in unbekanntem, unergründlichen Wäldern, bevor er viel weiter unten wieder zum Vorschein kam. Dort drunten leuchtete das satte Grün der stufenförmig angebauten Reisfelder, dazwischen die weitzerstreuten Dächer der Dörfer. Nicht einen Augenblick war diese Aussicht mit einer europäischen Landschaft zu verwechseln. Schön

war alles, gewiß, aber von einer fremdartigen Schönheit, aus unbekanntem Ursprung. Sie war wie in unverständlichen chinesischen Schriftzeichen geschrieben. Ob sie sie je zu entziffern vermochte?

Sie kämpfte mit einem plötzlich erwachten Widerstand. Was hatte sie hier zu suchen? Der gestrige Tag hatte ihr durchaus keinen dauernden Frieden geschenkt, wie sie gehofft, sondern nur Wolken ungelöster Rätsel und ein verblüffendes Erlebnis, das wahrscheinlich rein hypnotischer Natur war. Sie mußte denken, daß sie nie bis hierher durchgehalten hätte, wäre Scott nicht in Colombo an Bord gekommen. Sie hätte die übliche Reise durch Japan gemacht und wäre wieder nach Hause gefahren, einerlei, was Eleanor Ascham dazu sagte. Nur Scott hatte sie den Schlüssel zum Verständnis Itos zu danken. War Scott gegangen und Ito hinter den Schleiern dieses geheimnisvollen Gartens verschwunden, wie sollte sie dann noch weiter durchhalten? Das Unpersönliche entglitt ihr, wie schon früher immer; sie konnte nur in der Sprache von Lust und Unlust denken. Aber warum die Aufregung? Arima war unberechenbar, er konnte beschließen, daß Scott auf unbestimmte Zeit hier bleiben sollte; und ging er wirklich, so blieb ihr immer noch die Möglichkeit abzureisen. Da stieg Itos Gesicht vor ihr auf: dunkel und geliebt; in seinen Händen ruhte das Geheimnis ihres Schicksals, und mit einem plötzlichen Schreck begriff sie, wie sehr sie seines Haltes bedurfte, wie sehr sie an ihm hing, so ausschließlich, wie nur je eine Frau im finstersten Mittelalter an einem Mann gehangen hatte.

„Zu deinen Füßen fand ich Zuflucht, mein Geliebter. Wenn ich dein Angesicht nicht sehe, so findet mein Herz keinen Frieden, lichtlos und dunkel ist alles ohne dich, alle meine Gebete gehören dir. Wie könnte ich je deiner Augen vergessen? Und doch ist kein Hauch von Begehren in meinem Herzen.“

Das Blut schoß ihr in die Wangen. Wenn es sich so verhielt, dann mußte sie fort, um jeden Preis. In ihrer bisherigen Beziehung fanden solche Gedanken keinen Zugang. Aber warum sich sorgen; begann sie doch zu verstehen, daß eine Frau in hundert Gefahren eines Mannes Gefährtin sein kann, ohne eine körperliche Vereinigung mit ihm zu begehren. War nicht Erfüllung aller Wünsche zugleich eine Gefahr für das weiße Licht des inneren Friedens? Das aber bedeutete Tage, Jahre der Einsamkeit. Denn Ito, das wußte sie, würde eher unübersteigliche Schranken zwischen ihnen aufbauen, als ihre geheime Sehnsucht nach Zärtlichkeit und Freundschaft erfüllen. Plötzlich sagte sie laut:

„Sayoko, Ihr Land ist schön, aber es ist nicht das meine.“

„Aber warum, Soma sama? Die Schönheit kennt keine Landesgrenzen. Alles ist eines; was unsere Augen sehen, gehört uns zu eigen . . . O, ich habe etwas vergessen! Wie dumm von mir! Mein ehrenwerter Onkel händigte mir diese Briefe für Sie ein. Sie kamen gestern abend. Einmal in der Woche kommt die Post. Entschuldigen Sie meine Nachlässigkeit!“ Sie überreichte Yasoma vier Briefe und sagte: „Hier am Bach ist ein

großer Stein — belieben Sie, sich zu setzen und zu lesen.“

Es waren Briefe aus England, von Cook in Ceylon nachgeschickt. Wie ein Blitz schlug diese Post in den friedvollen Sonnenschein der Bergeshöhe. Abscheu überkam sie, gemischt mit Entsetzen. Natürlich konnten die Menschen an ihre Bank schreiben und hundert andere Wege ausfindig machen, sie aufzuspüren; aber sie hatte sich trotzdem in der Hoffnung gewiegt, daß niemand sich diese Mühe nehmen würde. Nun waren sie schon auf der Jagd nach ihr. Sie kam sich vor wie ein Fuchs, dem die Hunde auf den Fersen sind. Gestern war sie nahe daran, sich selbst zu vergessen. Heute war die Erinnerung wieder laut.

Sie riß den ersten Brief auf, er war von einer guten Bekannten, Anita Sterling. Nichts als leeres Geschwätz in einer großspurigen ausfahrenden Handschrift. Sie stopfte den Brief voll Wut in ihr Täschchen und schaute nach den andern beiden Briefen — beide in Maschinenschrift und wahrscheinlich geschäftlich. Die hatten Zeit. Der vierte war von Eleanor Ascham. Nach dem griff sie gierig wie ein Verdurstender in der Wüste nach einem kühlen Trunk.

„Liebe Soma!

Deinen Brief über das No-Spiel habe ich mit solcher Freude gelesen, daß ich beinahe von Woge zu Woge geglitten und gleich einer Möwe über die Schaumkronen geflogen wäre, um zu Dir zu kommen und noch mehr davon zu hören. Als ich zum ersten Mal eines sah, dachte ich, es wäre eine Reise zum Mars wert;

jetzt geht es Dir ähnlich. Es war ein Herbsttag in Kioto, der Kamofluß floß wie ein stummer Gedanke in seinem breiten Bett dahin, und der graue Himmel stand über den Bergen rings um die Stadt.“

Sie hörte Schritte und schaute schnell auf. Hinter der Wegbiegung, wo die Farnkräuter am dichtesten wuchsen, erschien Scott in Hemd und Hose, die Pfeife im Mund, ohne Hut, offenbar auf einer Wanderung begriffen. Keine Sonne der Welt hätte seine Haut brauner färben können. Yasoma steckte die Briefe hastig in die Tasche. Er sah eher aus wie ein Athlet als wie ein Klosterschüler, das Meer blaute noch in seinen Augen. „Ich wünsche Ihnen den allerschönsten Morgen,“ rief er schon von weitem. „Hier oben ist alles am schönsten und am besten und viel frischer und klarer als drunten im Tal. Gehen Sie jetzt hinauf zum Jiu-Jitsu?“

„Ich tue, was mir geheißen wurde,“ sagte sie und versuchte dabei tapfer auszusehen. „Aber ich bin gespannt, ob überhaupt irgend etwas dabei herauskommt. Rosen wachsen nicht auf Steinen, und ich fürchte, ich bin ein sehr steiniger Boden. Gestern abend dachte ich, ich könnte auf den Mond fliegen. Und heute bin ich so mutlos, daß ich an England denken mußte. Schleichende, feige Fluchtgedanken!“

Er lachte ihr ins Gesicht.

„Aber so ist es doch immer am Anfang. Mutlos und müde ist man. Jeder muß da durch, bevor er begreift. Nachher wird man nie wieder mutlos. Es mögen auch dann noch dunkle Nächte und Tage kommen, aber

man macht sich nichts mehr daraus. Lassen Sie den Mut nicht sinken! Es wäre töricht.“

„Ich habe einen sehr guten Grund, hier durchzuhalten,“ sagte sie bitter, „und zwar, weil ich sonst nirgends hin kann. Ihr hier seid meine einzige Hoffnung, und wenn ich nachgäbe und nach Hause führe, so würde Eleanor Ascham mich erschießen. Und meine anderen Freunde,“ sie schnippte mit der leeren Hand in die Luft.

„Ist es denen ganz einerlei?“ fragte Scott erstaunt. Er hatte sie sich irgendwie anders vorgestellt.

„Im Gegenteil! Sie wollen, daß ich zurückkomme.“ „Nun, und Sie selbst?“ Er war betroffen, aber ihr Ausdruck erlaubte ihm nicht, weiter zu fragen.

„Wohin gehen Sie?“ fragte sie unvermittelt.

„Ich gehe mit einer Botschaft von Arima zum Kloster Naniwa. Es ist ein prachtvoller Weg, zwanzig Kilometer hin und zurück. Sie müssen auch einmal hin. Ich komme bald wieder. Demnächst erhalte ich meine Reiseinstruktionen und muß vorher noch den Abt sprechen.“

Zu seinem größten Erstaunen stand sie wie versteinert. Er schaute sich nach Sayoko um; die aber war, leise vor sich hinsummend, weitergegangen. Sie waren allein.

„Soll ich sie rufen? Es geht Ihnen nicht gut.“

„Nein, nein.“

Sie konnte nichts mehr sagen, nicht einmal ihr Gesicht vor ihm verbergen. Ihre Lippen zitterten, und sie kämpfte um Haltung. Als die Spannung in ihrem Gesicht sich löste, schimmerten Tränen in ihren Augen.

Er war beunruhigt:

„Hören Sie! Sie haben schlechte Nachrichten bekommen. Diese Briefe da —“

Es lohnte sich nicht mehr, Mut vorzutäuschen. Jetzt galt es nur, jeden Verdacht abzulenken und dankbar zu sein, daß Scott und nicht Ito sie in diesem Zustand überrascht hatte.

„Ja, schlechte Nachrichten. Wahrscheinlich wäre es besser gewesen, ich wäre gar nicht hergekommen. Und wie soll ich hier allein weiterleben, wenn Sie fort sind?“

Nach Männerart verstand er sie falsch.

„Aber was hab denn ich damit zu tun? Sie kamen doch . . .“

„Ja, ich kam wohl hierher, aber wie oft war es eine Beruhigung für mich, Sie hier zu wissen. Die anderen sind sehr nett zu mir, aber doch fremd! Ihnen erscheint es natürlich und leicht, Sie sind schon lange hier, aber ich bin ja nur eine Anfängerin. Manchmal weiß ich nicht einmal, ob mein Hiersein überhaupt einen Sinn hat und was ich an diesem sonderbaren Ort eigentlich soll. Dann hilft es mir immer, daß Sie mein Landsmann sind.“

Es traf ihn wie ein Stich ins Herz. Natürlich mußte es schwierig für sie sein, mehr als schwierig; er hätte sich viel mehr um sie kümmern sollen. Wurde er als Landsmann angerufen, so blieb er niemals taub, auch wenn er sich nicht persönlich gemeint fühlte. Seine guten blauen Augen forschten besorgt in den ihren.

„Verzeihen Sie mir. Ich hätte Ihnen gleich am Anfang

sagen sollen, daß ich selbstverständlich zu jeder Stunde für Sie da bin. Seien Sie tapfer! Ich bin zwar kein Prophet, aber das eine sage ich Ihnen, alles, was Sie je aufgegeben haben und noch aufgeben müssen: das Ziel ist es tausendmal wert.

Und dann will ich Ihnen noch etwas sagen. Ich glaube, Sie sind seelisch erschöpft, überlastet. Regelmäßiges Jiu-Jitsu wird Ihnen ausgezeichnet bekommen. „Und arbeiten, bis alles ausgeschwitzt ist,“ diesen Rat sollte man nicht vergessen. Es ist die beste und sicherste Kur gegen seelische Schwäche.“

Die Worte eines großen Inders fielen ihm ein: „Jeder Lebenskreis hat vier Viertel. Stumpfheit, Aufpeitschung, Erschöpfung, Erlöschen.“ Sicher ging das allen Frauen so, bevor sie leben gelernt hatten. Yasoma war offensichtlich im dritten Viertel, er betrachtete sie teilnehmend. „Seien Sie vernünftig, und machen Sie nicht zu schnell,“ sagte er in dem herzlichen Ton eines älteren Bruders. „Jetzt begleite ich Sie zu Ito, und dann mache ich mich auf meinen Weg. Klar, daß Sie immer auf mich rechnen können.“

Aber sie wollte nicht mit ihm gehen. Sie mußte jetzt mit sich selber allein sein. Nachdem er ein kleines Stück von ihr weg war, begann er zu singen — und sein fröhliches Lied verklang mit dem Wind in den Bäumen.

Sie setzte sich am Wegrande nieder, immer noch mit dem Wunsch, allein zu sein. Unklare Gedanken hielten sie eine Weile gefangen; dann holte sie Eleanors Brief wieder hervor:

Dann hätte sie weiter kämpfen können. Sollte sie den Brief unbeantwortet lassen oder telegrafieren, daß es zwischen ihnen aus sei? In beiden Fällen konnte eine entsetzliche Katastrophe entstehen. Natürlich mußte sie sofort nach Colombo kablen, daß ihre Adresse an niemand weitergegeben werden durfte. Denn hatte Maxwell ihren Zufluchtsort einmal entdeckt, so konnte er von dieser Kenntnis schlimmsten Gebrauch machen. Sie sprang auf und schritt eilig den Hügel hinan.

SECHZEHNTE KAPITEL

SIE BETRAT DEN GARTEN DES ARIMA. Er selbst war nicht da, aber Ito stand an der Brücke, als warte er auf jemand. Kaum hatte sie ihn erblickt, so sah alles wieder besser aus. Im Herzen ihm nahe zu sein, mit ihm zu arbeiten, ihm zu dienen, von ihm zu lernen, das war Rettung. Konnte sie als Frau aus dem Westen wirklich so empfinden oder folgte sie nur der großen Linie asiatischer Tradition? Mit dem Verstande war diese Frage nicht zu lösen. Nur eines wußte sie: daß ihr ganzes Wesen ihm gehörte. Mochte alles andere Mittel im Leben sein, er aber war das Leben selbst. Sehnsüchtig mühte sich ihr Herz, den Weg zu seiner Seele zu finden.

„Können Sie mir sagen, Ito sama, ob ich von hier ein Telegramm abschicken kann?“

„Aber natürlich! Schreiben Sie es gleich, und ich lasse es sofort hinunter bringen. Hier sind Feder und Papier.“

Sie schrieb auf einem Buch, das er ihr als Unterlage hinhielt:

„Cook, Colombo. Meine Adresse niemand weitergeben!“

Er rief einen jungen Mann und schickte ihn auf der Stelle mit der Depesche weg, dann wandte er sich ihr wieder zu.

„Ich habe auf Sie gewartet. Ich arbeitete auf dem Felde und wußte plötzlich, daß Sie mich brauchen: daher kam ich zurück, um zu hören, was ich für Sie tun kann. Arima sama selbst hat mich ersucht, Ihnen nach jeder Richtung behilflich zu sein. Er meinte, Sie hätten Hilfe nötig.“

„Ich bin von ganzem Herzen dankbar.“ Einen Augenblick konnte sie kein Wort mehr hervorbringen. Er geleitete sie zur Weide und bog die hängenden Zweige des Baumes nach beiden Seiten zurück. Dann folgte er ihr zu einer kleinen Bank, die Scott hier errichtet hatte.

Es war ein Ort vollkommenen Friedens. Der zarte grüne Vorhang bewegte sich bei jedem Windhauch. Leise murmelnd floß der Bach an der Weide vorbei, als flüsterte er seinem Zwillingbruder heimlich ins Ohr, was die törichten Menschen nicht hören durften, ein Gewirk fließender Musik, aus hauchzarten Gedanken, nicht aus Tönen gesponnen. Ito verstummte angesichts dieser reinen Harmonie aus Ton und Farbe, und sie wagte nicht, in seine Gedanken einzubrechen. Endlich wandte er sich ihr zu.

„Sie haben schlechte Nachrichten bekommen und sind in Not?“

Es fiel ihr schwer, den Drang nach unverhohlenem

Geständnis zu unterdrücken. Ihr innerster Instinkt hielt sie davor zurück. Mit einem Schluchzen in der Stimme sagte sie:

„Ja — — aber alles wird gut werden, wenn Sie mit mir sprechen; ändern läßt sich nichts, denn das ist ja unmöglich, aber vielleicht lerne ich, wie ich davon frei werden und aus dem Schatten ins Licht gelangen kann. Muß eine Tat, die einmal geschah, das ganze Leben eines Menschen verdüstern?“

Er schaute sie an, und seine dunklen Augen strahlten mit durchdringendem Licht in ihr innerstes Herz.

„Nicht einen Tag länger darf diese Finsternis dauern. Aus Ihren eigenen Gedanken und aus denen der andern, die die Tat betroffen hat, entstehen Folgen. Das ist der Schatten. Aber wenn Ihr Bewußtsein eine höhere Ebene erklimmt, so ändert sich das Gefüge Ihrer Erinnerung. Ich sage „Gefüge“, weil Ihr Bewußtsein Ihr Urteil über sich selbst bestimmt. Hat Ihr Leib in irgend einem Sinn Anteil an der Tat, so vergessen Sie nicht, daß dieser Leib keine wirkliche Existenz hat. Er ist nur ein ständig sich wandelndes Werkzeug, dessen das Bewußtsein sich für eine Weile bedient, Erleuchtung vermag ihn neu zu machen. Das ist das tiefe Geheimnis der Heilung durch den Glauben. Sie haben noch nie ein klares Beispiel solcher Heilung erlebt. Einmal wird Ihnen ein solches begegnen. Aber auch nach der Lehre der gewöhnlichen Welt hat jede Zelle Ihres Körpers in einem Zeitraum von sieben Jahren eine völlige Wandlung erfahren. Lohnt es sich überhaupt, sich so sehr um den Leib zu kümmern? Das einzige,

was not tut, ist, ihn zu einem gehorsamen Diener des Bewußtseins zu erziehen.“

„Aber da ist doch immer wieder das Gedächtnis. Der Geist der Vergangenheit begleitet uns auf Schritt und Tritt.“

„Ja. Gedächtnis ist ein sonderbares Ding, es ist der Faden, auf dem die Erinnerungen sich aufreihen wie die Perlen auf einer Perlenschnur. Und doch ist auch das Gedächtnis abhängig vom Bewußtsein. Frieden oder Wirrnis der Erinnerung sind Werk unseres Bewußtseins.“

„Nie werde ich Frieden finden, solange ich Ich bin,“ sagte sie mit vor Verzweiflung erstickter Stimme. Seine Augen ruhten in den ihren.

„Sie sind gar nicht Sie. Sie waren niemals Sie. Was Sie ‚ICH‘ nennen, ist nur ein Teilchen des Allbewußtseins, das sich vom Ganzen gelöst hat und nun seinen kleinen dunklen selbst gegrabenen Dachsbau ‚Ich‘ nennt. Aber auch Sonne und Wind sind ‚Sie‘ und können Sie rein und hell machen. Jede Heldentat ist auch die Ihre. Erkennen Sie die Wahrheit, dann sind Sie frei, wie auch Ihre Heilige Schrift es verkündet. Haben Sie jemals ganz erfaßt, was Vergebung der Sünden in Wirklichkeit bedeutet?“

„Ich habe nie daran geglaubt. Es ist unlogisch und unsinnig. Was geschehen ist, ist geschehen.“

„Und kann doch ungeschehen gemacht werden, wenn Sie Ihre Grundbeziehung zum Leben ändern; genau das lehrt Zen. Leben Sie einmal in der Wirklichkeit, was will dann das flüchtige Schattenbild des Daseins

besagen? Die Naturwissenschaft glaubt nicht mehr an die Realität dieses Bildes; warum sollten Sie es dann tun? Übrigens ist die Seele in Ihnen, die die Tat getan hat, nicht mehr die Ihre, seit Sie die Tat verabscheuen. Weshalb wollen Sie sich an einen Leichnam ketten, wo Sie an der Schwelle einer neuen Welt stehen? Leben Sie in dieser neuen Welt, und nie werden die Folgen Ihrer Taten Sie quälen oder lähmen können. Ich sage Ihnen die schlichte Wahrheit, und wenn Sie nicht im Zwielficht zwischen zwei Welten wandelten, so müßten Sie dieser Wahrheit inne werden. In jedem Menschen sind beide Welten. Sie fangen erst jetzt an zu verstehen, daß es einen Gegensatz zwischen den beiden Welten gibt. Beide Welten kämpfen in Ihnen, die wirkliche und die unwirkliche.“

Voll Bitterkeit erwiderte sie: „Nicht einmal Gott im Himmel kann ungeschehen machen, was geschehen ist.“ Er lachte: „Wollen Sie behaupten, daß ein Traum in Wirklichkeit existiert? Er existiert, während Sie ihn träumen. Wachen Sie auf, so ist der Traum zu Ende. Genau im gleichen Sinne hört eine Tat auf zu existieren, wenn Sie aus der Täuschung erwachen, in der Sie die Tat getan haben.“

„Aber ich erinnere mich der Tat.“

„Erinnern Sie sich nicht auch Ihrer Träume? Ich hatte in der letzten Nacht einen Traum, eine Vorahnung dessen, was Sie ‚Tat‘ nennen würden. Alle Tat ist Traum und in gewissem Sinn im Traum schon getan. Es gibt Träume, die die Welt bewegen. Manchmal

muß ich denken, daß überhaupt nur Träume die Welt zu bewegen vermögen.“

Seufzend sagte sie: „O wäre das alles nur wahr!“

„Es ist wahr. Die Welt ist geistiger Natur. Vergebung der Sünden — übrigens ein sehr mißverständlicher Ausdruck — will nur besagen, daß man Vergangenes bewältigen kann, indem man es in Neues wandelt. Niemand kann das für Sie tun, aber die um die Wahrheit wissen, können Sie dazu begeistern, und Begeisterung ist nur eine andere Form von Kraft.“

„Werde ich jemals begreifen?“

„Ja . . . Hinter all dem erkennbaren Wunder dieser Welt liegt das Unerkennbare, und da der Buddha, das Absolute, in Ihnen lebt als Wurzel Ihrer eigenen Natur, so wird die Wahrnehmung der Wirklichkeit sich ganz gewiß in Ihnen entfalten. Sie sind jetzt sozusagen im Inkubationsstadium und werden unter einem Meister wie Arima nicht gar zu lange warten müssen.“

Sie schaute gespannt auf. „Warum bedeutet Persönlichkeit eigentlich so viel? Daß es so ist, weiß ich, aber warum?“

„Weil Persönlichkeit eine Form von Kraft ist. Ihr Tennyson sagt: ‚Wir sind nur Strahlen Deines großen Lichts‘, was wahr ist, wenn er darunter das Absolute versteht. Manche Menschen sind Fixsterne, um die die andern kreisen, und Arima sama ist ein solcher Fixstern, obgleich das weder sinnfällig zu beweisen noch eigentlich in Worten auszudrücken ist. Er entbindet Kraft in andern. Unter Ihren Augen wird sich wandeln, was Sie Vergangenheit nennen, und dann erst

werden Sie verstehen, was alle Gläubigen verkünden: die Seligkeit des Weibes, dem seine Sünden vergeben sind.“

Erst später wurde in ihr die Frage wach, ob er dieses Gleichnis nur wegen seiner Schönheit gewählt hatte, oder ob er in den tiefsten Grund ihrer Seele zu schauen vermöchte. Für den Augenblick war das unwichtig. Sie schaute zu ihm auf mit der Hoffnung eines Menschen, der am Verdursten ist und zu schwach, die Hand nach dem dargebotenen Trank auszustrecken.

„Laß mich trinken. Ich selbst kann es nicht!“ — sagte ihr Blick. Er schaute sie an und verstand.

„Das alles ist nicht leicht zu verstehen, auch wenn Sie Physik studiert haben, denn für den westlichen Geist stehen Philosophie und Physik erst in den Anfängen ihrer Verschmelzung. Für uns Asiaten ist es viel einfacher, denn das alles ist schon Gedankengut unserer Vorzeit. Übung wird Ihnen den Weg bereiten zu dem, was wir Erleuchtung nennen. Ein großes Licht, und dann werden Sie sehend und wissend sein.“

„Ich kann nicht alles begreifen, was Sie sagen, aber wenn ich Sie recht verstehe, glauben Sie an ein Gesetz, wonach es dem Menschen möglich ist, sich selber neu zu schaffen, statt darauf zu warten, daß andere es für ihn tun.“

Er lächelte.

„Ganz richtig. Dante nannte es das Gesetz, das die Welt und alle Sterne bewegt. Da nun Ihr Bewußtsein ein winziges Teilchen des Allbewußtseins ist, so können auch Sie zu einem wirkenden Teil dieses All-

bewußtseins werden, sobald Sie dazu bereit sind. Dann aber ist Ihre Kraft unbegrenzt, denn Ihre Kraft ist die des Universums. Was könnte Sie dann noch quälen oder fesseln?“

Sie rang die Hände und stellte die uralte Frage:

„Was soll ich tun, daß ich frei werde?“

„Folgen Sie den Regeln. Deshalb sind Sie hergekommen. Üben Sie Ihren Körper und Ihren Geist so lange, bis beide miteinander zu einer einzigen Kraft verschmelzen. Sie sollten mit Sayoko Feldarbeit tun, Sie sind beide auf der Reise etwas verweichlicht, ebenso wie Scott und ich. Sie sollten leben wie wir, nur pflanzliche Kost zu sich nehmen, kein Fleisch. Essen müssen Sie reichlich, aber keinen grünen Tee trinken, auch nicht rauchen. Scott ist der einzige, der hier oben raucht, und auch er gibt es jetzt auf. Sie können hier weder Betäubung noch Aufpeitschung brauchen, also weder Alkohol noch Tabak. Arbeiten Sie fleißig Jiu-Jitsu, zuerst mit Sayoko und dann auch mit andern. Darf ich ihr auftragen, daß sie mit Ihnen nur japanisch spricht? Hier wird so viel englisch gesprochen, daß Sie sonst nie japanisch lernen werden. Wenden Sie Ihren Geist ab von allen ängstlichen oder beschämenden Bildern. Bekämpfen Sie solche Bilder mit dem Jiu-Jitsu des Geistes. Es existiert, und das ist auch der Grund, weswegen wir solchen Wert darauf legen, das physische Judo zu erlernen. Noch etwas sehr Wichtiges: Umgeben Sie Ihren Geist mit Schönheit. Schönheit ist Wahrheit, wie einer Ihrer Dichter gesagt hat. Arima sama nennt die Schönheit die Rose der Welt,

die Rosa mystica, und sagt von ihr, sie erblühe am schönsten aus der Schlichtheit. Besuchen Sie alle Vorträge in der Halle. Wenn Sie etwas Schönes denken oder schreiben, so teilen Sie es uns mit. Wollen Sie morgen mit der Arbeit beginnen? Sayoko möchte es auch.“

Er stand auf, wie um die Unterhaltung zu beenden, und fügte hinzu:

„Nur noch eines. Lassen Sie sich nicht abschrecken, wenn es anfangs schwer ist und Sie sich niedergeschlagen fühlen. Das geht zu Beginn jedem so. Nicht wahr, Sie werden morgen anfangen zu arbeiten?“

Sie hatte nur noch Zeit zu antworten: „Gern“, dann verneigte er sich und war mit schnellen Schritten durch den Garten verschwunden. Sie hatten gewiß kaum fünf Minuten miteinander gesprochen, und doch war der Ausblick völlig verändert, und der Stern der Hoffnung war am mitternächtlichen Himmel aufgegangen.

„Angst? Kann man die Angst denn besiegen?“ dachte sie, und weiter: „Wenn man auch die Liebe besiegen könnte! Sie verwirrt alles. Ich weiß nicht, ob ich ihm glaube, weil er die Wahrheit sagt, oder weil ich ihn liebe, mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele und mit all meinen Kräften. Er ist, wozu ihn mein Glaube macht. Ist das die Wirkung echten Glaubens?“

Nachdenklich blieb sie sitzen und überdachte jedes seiner Worte. Dante! — er hatte den herrlichen Schlußvers des Paradiso zitiert, der die große Dichtung so glanzvoll abschließt:

„Die Liebe ist's, die Welt und Sterne lenkt.“

Hatte er mit Absicht gerade dieses Verses gedacht? Ist nicht Liebe das Gesetz, in welchem das Weltall schwingt? Dann wäre Liebe nicht nur ein Gefühl, sondern eine Urkraft. Und war es so, wer könnte sie dann je besiegen? Weder Zeit, noch Tod, noch alles Wasser der Erde.

All die neuen Gedanken, die in den leeren Garten ihrer Seele einströmten, erfüllten sie mit einem großen Staunen. Arima hatte seinen Garten. Er umgab sie mit wunderbarer Schönheit und füllte die Phantasie mit der Unendlichkeit von Raum und Sonnenhelle. „Aber ich habe auch meinen Garten,“ dachte sie. „Und wenn die Schaffung seines Gartens Zeit gebraucht hat, so wird der meine noch viel mehr Zeit brauchen.“

Wiederum fiel ihr Maxwells Brief ein. Ganz gewiß war es Torheit, die brennende Scham immer mit sich herumzutragen und nie aus dem Zwiespalt herauszukommen. Sie riß den Brief mitten durch, zerknüllte die Fetzen und wollte sie in den Bach werfen; aber nein, warum die lautere Strömung verunzieren. Sie zündete ein Streichholz ein, breitete den Brief wieder aus und ließ ihn von der Flamme verzehren; dann streute sie die Asche in den Wind.

Am nächsten Tag begann ein neues Leben, und es war ein mühseliges Leben. Sie entbehrte das Rauchen schrecklich; ihre Stimmung war gereizt, wenn sie es auch nicht einmal Bridget eingestand. Auch vermißte sie den grünen Tee, den ihr die Sträucher des Gartens mehrmals am Tage so frisch und erquickend gespendet hatten. Aber sie hielt aus und fand ihren herben Lohn

in dem Gedanken, daß sie damit Itos Wünschen nachkam. Oft lag sie nachts wach und sehnte sich nach ein paar Zigaretten, um schlafen zu können. Es wurde ihr erst leichter, wenn sie aufstand und in das geheimnisvolle Mondlicht des Gartens hinaustrat, um den Stimmen der Nacht zu lauschen.

Sagte dann Bridget am nächsten Morgen besorgt: „Wie siehst du wieder aus, mein Lämmchen! Warum bleibst du nicht liegen und schläfst noch ein bißchen, statt schon wieder davonzulaufen und mit Fräulein Sayoko zu fechten? Du schwindest dahin wie ein Nebelschleier in den Bäumen,“ — dann war es leicht sie auszulachen. „Ich war viel zu dick, Bridget. Du weißt doch, daß du mir auf der Seereise meine Kleider weiter machen mußt. Jetzt muß ich gehen.“

Jeden Morgen in der Frühe ging sie durch Arimas Garten hinauf zum Jiu-Jitsu-Raum, der um diese Stunde Sayoko und ihr zur Verfügung stand. Oft traf sie Arima im Garten. Immer war er bei seiner Arbeit, immer verneigte er sich vor ihr, wenn er sie sah, aber er sprach nie ein Wort. Ihr gegenüber war er wie von Stein, und von dem verborgenen Feuer seines Wesens war nichts zu spüren. Trotzdem konnte sie den ersten Tag im Garten nicht vergessen, die zwingende Gewalt seiner seltsam leisen Stimme und seiner schweren Augen. Einmal war sie Zeuge, wie er sich plötzlich umwandte und einen seiner Schüler anschaute, der eine Frage nachlässig beantwortet hatte. Es ward kein Wort gewechselt, aber der Mann wurde totenblaß und stand so lange starr da, bis Arimas Blick ihn losließ.

Sie begriff nur das eine, daß dieser Meister nicht sichtbar und hörbar lehrte, sondern nur durch seine Gegenwart wirkte. Deutete sie solche Gedanken schüchtern Ito gegenüber an, so lächelte er und schwieg.

Manchmal, so kam es ihr vor, nahm seine japanische Zurückhaltung unter Arimas Einfluß immer noch zu, und doch war er der einzige, mit dem Arima nach getaner Arbeit zu sprechen pflegte. Oft saßen sie miteinander unter der Weide, und im Vorübergehen spürte sie etwas von der Glut und dem Feuer ihres Gesprächs und sehnte sich danach, verstehen zu dürfen.

Stattdessen war Arbeit — und widerwärtige Arbeit — ihr Teil. Nach dem Jiu-Jitsu begab sie sich mit Sayoko täglich zu dem ihnen zugewiesenen Acker, wo für den Bedarf des Klosters Gemüse gezogen wurde. Die Arbeit war vorsorglich für sie ausgesucht, gerade genug, ihre Kraft zu entwickeln, aber nicht über ihre Kraft. Trotzdem haßte Yasoma diese Arbeit; sie erschien ihr sinnlos trotz ihrer wirtschaftlichen Nützlichkeit. Sie war auf geheimnisvolle Offenbarungen gefaßt gewesen und tat statt dessen Feldarbeit.

Abgesehen von dem ersten seltsamen Erlebnis, das längst zu einem Traum geworden war, lernte sie bewußt eigentlich gar nichts, es sei denn das, was Ito die „Wissenschaft vom Schönen“ in Dichtung und Kunst nannte. Gemeint war Yugen, die absolute Schönheit hinter den Dingen, im Vergleich zu welcher unsere irdischen Vorstellungen von Schönheit nur schattenhafte Spiegelungen sind.

Arima besaß eine beschränkte aber ausgezeichnete

Sammlung von Familienschätzen; Stichblätter, Weihrauchgefäße, Schreibschälchen und herrliche alte Netsukos (kunstvoll gearbeitete Knöpfe aus Elfenbein und Holz), auch einige köstliche Arbeiten aus altkoreanischer Jade. Gelegentlich wurden diese Dinge oder eine kleine Sammlung von Bildern und farbigen Drucken, die Ito und Arima gehörten, am späten Nachmittag in die Meditationshalle gebracht. Dann saß Arima schweigend neben Ito, der kunstgeschichtliche Erläuterungen gab und die Gegenstände in ihrer Beziehung zum Geist Chinas und Japans erklärte. Solche Stunden waren bezaubernd, nicht zum wenigsten durch Arimas seltsame Gegenwart und sein dunkles Schweigen.

„Marmornes Ebenbild ruhlosen Menschengestes,
Einsamer Fährmann auf dem Meer der Gedanken.“

Itos klare Sprechweise war im Vergleich zu der von Arima wie das Spiel zuckender Blitze unter einer getürmten Gewitterwolke. Oft überdachte Yasoma mit Unruhe ihr Gefühl gegenüber Arima. Mit Neigung oder Abneigung hatte es gar nichts zu tun, und doch ging von ihm stets ein erschütternder Einfluß aus. Auch wenn Ito anwesend war, ließ sich Arimas Gegenwart nie übersehen oder vergessen. Man erwog ständig, wie er aufnehmen mochte, was gesprochen wurde, und hoffte insgeheim, er werde sein Schweigen brechen. Aber bei solchen Gelegenheiten tat er es nie. Bei jeder Begegnung mit ihm mußte sie an ihren ersten Eindruck von den mächtigen Ramses-Statuen denken, die hoch über dem Nilstrom auf ihren Steinthronen sitzen, die großen Hände auf den breiten Knien ruhend. Diese

Ähnlichkeit hatte sie von jeher verfolgt — die schweren Augenbrauen, die waagerechten Augen, die vollgeschwungenen mächtigen Lippen — nie war ein lebender Mensch weniger geschaffen für den trügerischen Nektar schwärmerischer Träume! Seine kalte Bergnatur barg geheimes Feuer, und der bloße Gedanke, daß dieses Feuer einmal losbrechen könnte, war schrecklich.

Aber was hatte sie eigentlich von ihm? Schon nach jenem ersten Gespräch mit Ito war es ihr klar geworden, daß auch Arima kein freundlich um sie bekümmert Beschützer sein werde, der sie an der Hand nahm, um sie zum Ziel zu führen. Er sprach nur selten mit ihr, und auch dann fast immer nur, wenn andere zugegen waren. Es war die Methode, die allen Neulingen gegenüber angewandt wurde; nur durch indirekte Pflege auf die besten geistigen Kräfte zu wirken. Yasoma, die mit den westlichen Lehrmethoden vertraut war, mußte allmählich zugeben, daß der Weg hier der bessere war, weil er die selbständige Entwicklung förderte. Aber trotzdem klagte sie im Stillen, daß sie keine persönlichen Erlebnisse hatte. Immer wieder las sie Eleanors Briefe, um ihre Hoffnung zu beleben; sie ließ sich Bücher über Zen-Buddhismus aus Tokio kommen und gewann mit ihrer Universitätsroutine bald eine genaue Übersicht über die geschichtlichen Fakten der Zen-Schule. Nur eines fehlte ihr: das lebendige Erlebnis. Sie schrieb eine Abhandlung über die Lehre von der Erleuchtung und übergab sie Ito mit geheimem Stolz. Er gab den Aufsatz Arima

weiter, während sie draußen erhobenen Hauptes auf und ab ging. Ito kam zurück und brachte ihr die Arbeit; Arima hatte sie quer durchgestrichen und dazu geschrieben: „Führt uns das in irgend einem Sinn weiter?“ Es war eine Empfehlung beigelegt, weniger Zeit mit Lektüre und mehr Zeit mit Meditation zu verbringen. Offenbar hielt man ihren Aufsatz für eine Art von Papageienarbeit, was er in der Tat ja auch war. In Oxford hätte sie besser abgeschnitten! Sie riß ihn mitten durch und machte keinen ähnlichen Versuch mehr. Immer wieder bemühte sie sich um die Meditation, aber sie konnte ihre Gedanken nicht zwei Minuten lang sammeln.

„Ich kann es einfach nicht!“ sagte sie ermattet zu Ito. „Es macht mich todmüde. Möglich, daß ich eine originelle Arbeit schreiben könnte, hätte ich nur die Zeit dazu. Aber drei Stunden Feldarbeit schneiden den Tag in zwei Teile, und nachher ist man zu nichts mehr fähig. Ich hasse die Feldarbeit.“

Er antwortete nur:

„Ohne geistige Originalität kann man leben, aber ohne Nahrung nicht. Außerdem haben Sie noch Zeit genug vor sich. Praktische Arbeit und Meditation sind die beiden Grundlagen des Zen. Wenn Sie sich gegen diese Voraussetzungen auflehnen wollen, können Sie hier nicht bleiben. Es wäre sinnlos.“

Sie wandte sich weg, bitter enttäuscht, und nicht nur durch seine Worte. Hätte er ihr bei den geistigen Übungen geholfen, ihre Fortschritte überwacht und anerkannt, wieviel leichter wäre dann alles! Aber der-

gleichen kam überhaupt nicht in Frage. Sie war ganz auf sich selbst angewiesen. Immerhin mußte sie zugeben, daß das fressende Elend aus ihrer Beziehung zu Maxwell wie ein sterbendes Feuer immer mehr in Asche sank, und daß die Tage häufiger wurden, an denen sie überhaupt nicht mehr an ihn dachte.

Abscheuliche Arbeit: Jäten! Hie und da kam Ito wohl einmal vorbei und stand eine Minute lang neben ihnen, deutete auf das Glitzern des Meeres weit drunten in fernster Ferne, ein bläulich schimmerndes Tor zwischen den Hügeln in der Tiefe, oder er wies auf das undurchdringliche satte Grün der Kiefern, die mit ihren zart gezackten, gefiederten Zweigen unbeweglich vor dem kristallblauen Himmel standen. Alles Schöne, diese Überzeugung festigte sich bei jeder solchen Begegnung mehr, war die Bilderschrift der rastlos schaffenden Natur, die zugleich auf dem Grunde der eigenen Seele ruhte. Aber wie ließ sich das in Worte fassen? Einmal zitierte Ito drei Verszeilen, ebenso kurz wie berühmt:

„Es war das Licht des jungen Mondes,
Seither hab ich geharret und gewacht.

Und nun — die Nacht!“

„Klingt das dem Fremden dürftig?“ fragte er. „Und doch ist es der Maßstab Ihres Verständnisses für Yugen. Wissen Sie um die Stille, bevor der Mond seine letzten Hüllen abwirft und in vollem Glanze erstrahlt? Sie müßten es innerlich spüren, obgleich — oder weil — die Stimme des Dichters gerade hier verstummt. Wenn Sie es noch nicht verstehen, so müssen Sie diese

Kunst der Verdichtung kennen lernen. Die Hälfte ist mehr als das Ganze. Die Griechen haben das gesagt. Wir in Japan aber haben immer danach gehandelt. Und warum? Weil wir wissen, daß Yugen im Menschen mit Yugen in der Natur verschmolzen ist — die Tiefe ruft die Tiefe.“

Mit seinem leichten beschwingten Schritt ging er davon, und Sayoko sah ihm mit ehrerbietigem Blick nach. „Er kümmert sich nicht darum, ob wir alles verstehen,“ sagte sie, „wir sollen es erleben, nicht verstehen. Aber er hat sicher recht. Die Tiere haben auch Yugen. Sie haben mehr Freude an der Natur als viele von uns Menschen.“

Sie schaute von unten empor aus ihrem ländlichen blauen Kopftuch, das sie sich verständigerweise rund um ihr Köpfchen gebunden hatte. Yasoma rannen die Schweißtropfen von der Stirn in die Augen. Ärgerlich wischte sie sie weg.

„Warum habe ich nicht auch an ein Kopftuch gedacht? Morgen will ich mir eins umbinden. Eine widerwärtige Arbeit für Frauen! Ich kam hierher um zu lernen, nicht um zu jäten und zu hacken. Ich hasse diese Feldarbeit so sehr, daß ich sie bald nicht mehr mitmachen werde.“ Sayoko zwinkerte schelmisch mit ihren schrägen Lidern.

„Sind Sie müde oder eigensinnig, Soma sama? Ich mußte heute Morgen denken, daß Ihr Körper beim Jiu-Jitsu schon viel kräftiger geworden ist; und ich glaube, mein ehrenwerter Onkel würde keinen Wert darauf legen, schwächlichen Leute ein Schwert in die

Hand zu drücken. Waren Sie in London auch schon so kräftig?“

Yasoma mußte nachdenken. Nein. In London war sie wohl ein gesundes junges Mädchen gewesen und sie war stolz darauf. Aber bestimmt hätte sie nie schwere Wassereimer über lockere Erde heben und stundenlang in gebückter Haltung jäten und Steine auslesen können. Zuerst hatte sie versucht, in Handschuhen zu arbeiten, um die Haut ihrer Hände und ihre schönen rosigen Nägel zu schonen. Aber Handschuhe störten, und außerdem dachte in Naniwa kein Mensch daran, die Schönheit einer Hand zu besingen. Die Hand war einfach ein nützliches Werkzeug; das war die einzige Schönheit, die hier galt. Sie ließ die Hacke sinken und betrachtete ärgerlich ihre Hände. Sie waren noch immer schmal und schön geformt, aber es klebte Erde an ihnen, sie waren von der Sonne goldfarben gegerbt, ebenso wie ihre nackten Arme, ihr Gesicht und der Halsausschnitt ihres lockeren Kleides.

„Jetzt sind Sie so kräftig geworden,“ fuhr Sayoko fort, „wie die brokatwebende Göttin, die durch die Wälder eilt, um die Blätter des Herbstes zu malen. Könnte eine Kiefer ihr Yugen in eine Frau verwandeln, so würde es Ihnen gleichen — dunkel und schlank und golden. Jetzt lassen Sie mich noch weiter sprechen — ja, ich muß es Ihnen sagen! Mein ehrenwerter Onkel und Ito sama sagten mir am Anfang, ich solle zart mit Ihnen umgehen, ich dürfe Sie nicht ermüden bei unseren vielen Gängen, solle nachsichtig und gefällig im Jiu-Jitsu mit Ihnen sein. Jetzt aber — betrachten

Sie einmal Ihre Arme! Sie sind so kräftig wie meine, und jeden Morgen muß ich ein gehöriges Maß von Kraft und Geschicklichkeit aufbringen, wenn wir miteinander üben. Sie sind heute so geschmeidig wie die Jägerinnen, die in den griechischen Wäldern hinter der Göttin herliefen — ihren Namen habe ich vergessen.“

„Sie wollen also behaupten, ich sei einigermaßen leidlich im Jiu-Jitsu!“ sagte Yasoma mit halb erstickter Wut. Diese kleine Japanerin war also ihre Gouvernante, geruhte, mit ihr zu üben. Ihr Ärger nahm eine rücksichtslosere Tonart an. „O ich glaube, ich bin ein Esel. Ja, es ist schön, kräftig zu sein und die Anerkennung überlegener Leute zu ernten. Aber was hat es denn für einen Sinn, wenn niemand es sieht? In London . . .“

Diese sehr unvorsichtigen Worte lieferten sie vollends der Gegnerin aus. Die Antwort war, daß Sayoko sich plötzlich in strengste japanische Zurückhaltung hüllte. Es bedeutete den sofortigen Abbruch der Unterhaltung.

„Ich wußte nicht, daß eine englische Dame irgend etwas tut, um dabei gesehen zu werden. Wir tun das hier nicht,“ sagte sie und fing wieder an, Steine auszulesen. „Nun haben wir wieder englisch gesprochen und nicht japanisch, wie es uns angewiesen ist. Jetzt wollen wir gar nicht mehr sprechen.“

Und sie war wieder die kleine schweigende Maske.

FAST EIN GANZER MONAT VERSTRICH ohne besondere äußere Ereignisse. Nur das sattere Grün auf den Höhen verriet die wachsende Macht des Frühlings. Unbegreiflicherweise blieb Scott abwesend; sein Fernsein verdoppelte Ito's Arbeitslast, so daß sie jetzt einen Tag schon glücklich nannte, wenn er einmal schnell mit einem freundlichen Lächeln an ihr vorbei ging oder ihr unterwegs zuwinkte. Sie fand das grausam von Arima in mehr als einem Sinn. Warum hatte er versprochen, Ito werde ihr Lehrer sein, wenn er nie einen Augenblick für sie Zeit fand? Warum sprach er selber nie ein hilfreiches Wort? Ihr Aufenthalt in Naniwa erschien ihr mehr und mehr als reiner Zeitverlust.

Eines Tages ging sie wieder durch den Garten hinab. In ihrem dunkelblauen Baumwollkleid, mit nackten Armen und unbedecktem Kopf, Erde im Gesicht und an den Händen, sah sie aus wie ein Bauernmädchen, wäre nicht jener Hauch von zarter Kraft und Beschwingtheit um sie gewesen. Diesmal unterbrach Arima seine Arbeit und ging ihr entgegen. Er musterte sie

scharf, aber sie steckte so tief in unzufriedenen Gedanken, daß sie seiner Gegenwart gar nicht gewahr wurde, auch nicht merkte, wie er sie mit schweigender Aufmerksamkeit prüfte. Allen, die nicht verstehen, muß solche Unpersönlichkeit des Zen grausam erscheinen. Für Arima war sie weder Frau noch schön, sondern einfach unwissend, vielleicht aber fähig, Erkenntnis zu erlangen. Daher stand er ihr ohne einen Hauch von persönlicher Neigung gegenüber, mochte auch das heimliche Feuer der Liebe seine Gedanken erfüllen. Daß sie die „Öffnung der Blüte des Geistes“ erleben möge, war sein einziges Ziel. Aber er konnte warten. Ihre Zukunft lag wie ihre Vergangenheit und ihre Gegenwart offen vor seinen Augen.

Er hatte sie so oft lediglich mit einer Verneigung an sich vorübergehen lassen, daß sie auch diesmal nichts anderes erwartete und weiterging. Die Hoffnung auf Anteilnahme und Weisungen von ihm hatte sie aufgegeben; nur der eine Gedanke erfüllte sie, sich bei ihm über die Feldarbeit zu beschweren.

„Sie mögen sie nicht?“ fragte er unvermittelt. Sie blieb stehen und antwortete ebenso unvermittelt:

„Nein, ich mag sie nicht.“

Er schaute sie an, auf seinen Spaten gelehnt. „Glauben Sie, daß die Arbeit Ihrer Gesundheit schadet?“

„Nein, das nicht. Aber ich kann sie einfach nicht leiden.“

Einen Augenblick herrschte Schweigen. Es war eine kleine Steinbank in der Nähe, aber er forderte sie nicht auf, Platz zu nehmen.

„Ich habe Ihnen etwas zu sagen. Sie wären nicht hier, hätten Sie nicht den Wunsch, die Antwort auf die Frage zu erfahren, welchen Sinn die Welt hat und Sie in ihr. Noch haben Sie nicht das Innerste Ihres Wesens geschaut. Sie sehen sich selbst wie ein Kind, das an einem schäumenden Wasserfall sitzt. Es hört das Wasser brausen und begreift nichts davon. Aber das Ganze hat einen Sinn, und solange Sie diesen Sinn nicht verstehen, sind Sie hilflos. Ist das nicht wahr?“

„Es ist wahr.“

„Gut also! Was sagt Bodhidarma? ‚Hast du dein Selbst noch nicht klar verstanden, so wende dich an einen weisen Lehrer und erlange bei ihm eine durchdringende Einsicht in den Ursprung von Geburt und Tod. Solange ein Mensch darum nicht weiß, ist er ein Tor, dem man weder sein eigenes Schicksal noch das anderer anvertrauen darf.‘“

Er betrachtete sie mit einem harten herausfordernden Blick, offensichtlich dazu angetan, sie zu reizen. Das erreichte er, sie wurde rot vor Ärger.

„Lehren? Was für eine Lehre wird mir hier zuteil? Ich habe hier noch nichts gefunden, was dazu beitragen könnte, mich innerlich zu entwickeln. Sie sprechen von Erleuchtung, aber woher soll diese Erleuchtung kommen? Ich könnte hier warten und arbeiten mein Leben lang, ohne es zu erfahren. Ich weiß, Sie können mich nicht leiden, und daher tun Sie nichts für mich.“

Er schaute ihr fest ins Gesicht.

„Erleuchtung — und das ist wahre Einsicht — liegt überall für Sie bereit, Sie brauchen nur zuzugreifen.“

Aber Sie müssen wachsen, bis Sie der Einsicht fähig sind. Solange Sie den Einblick in Ihre eigene Natur noch nicht gewonnen haben, nützt Ihnen weder die Lektüre heiliger Schriften noch das Einhalten sämtlicher Gebote. Gewiß wird solches Tun Früchte tragen. Der Verstand wird heller, Taten der Nächstenliebe machen glücklich. Aber all das bedeutet nur ein Verweilen im Vorhof. Es ist noch nicht der Eintritt ins Schloß. Taten gehören zu dieser trügerischen Welt und sind selbst trügerisch. Sagte nicht Paulus: ‚Und ließe ich meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze?‘ Die wirkliche Welt ist einzig und allein Liebe, Seligkeit und Weisheit, die Dreieinigkeit, wie sie symbolisch in allen Glaubenslehren wiederkehrt. Wenn Sie das erfahren haben, nicht auf dem Wege des Verstandes, sondern durch Erlebnis, so haben Sie Satori erlangt; Erleuchtung und alle Macht der wirklichen Welt gehören dann Ihnen. Denn Sie wissen dann, daß auch Sie nichts anderes sind als Liebe, Seligkeit und Weisheit, — und was in der Welt könnte dem widerstehen? Was sollte ich für Sie ‚tun‘? Wenn Sie Ihre Lampe nicht selber anzünden können, so bleiben Sie ewig eine Wolke der Dunkelheit im Ozean des Lichtes.“

Wieder Schweigen. In ihrer Erregung war es ihr, als hänge er über ihr wie eine finstere Wolke, die sich in einem Gewitter entladen will. Undeutlich und trübe erfaßte sie den Sinn seiner Worte. Sie sollte einen neuen Blickpunkt gegenüber Welt und Leben gewinnen. Aber wie — wie? Bebend sagte sie:

„Einmal beging ich eine schlechte Tat — ich brauche Ihnen nichts darüber zu erzählen. Aber nach dieser Tat leuchtete es in mir auf wie ein Blitz. Ich weiß nicht, was es war, aber es riß mich heraus aus meinem bisherigen Leben. Könnte ich verstehen, was dieser Blitz bedeutet, so wüßte ich wohl um die Wahrheit meines Selbst.“

„Sie wüßten noch mehr. Sie sind nicht der erste, der einen schlimmen Gedanken zu segnen hat, weil dieser Gedanke ihm die Umkehr brachte. Gehen Sie ein in die Welt der Liebe, der Seligkeit und der Weisheit, und Ihre Tat kann Ihnen dorthin nicht folgen. Sie bleibt ein Traum, der sich in der dunklen Hülle der sogenannten Erde auflöst. Nun möchte ich Ihnen das sagen: wie Schneeflocken sich auf Schneeflocken häufen und schließlich zur donnernden Lawine werden, so schreitet Ihre Entwicklung voran. Sie spüren nicht, wie Ihre körperliche Kraft zunimmt, aber Sie können eines Tages Leistungen vollbringen, an denen Sie früher zerbrochen wären. Genau so ist es auch mit dem Geist. Und wenn Sie das Leben der Zucht und Übung weiter führen, so wird die Wahrheit Sie finden.“

Er hielt den Blick weiter scharf auf sie gerichtet, als wolle er ihr die Antwort aus dem Herzen reißen. Die dunkle Macht seiner Augen war zwingend, ohne doch Verstand und Willen zu unterdrücken. Endlich sagte sie:

„Ich nehme das an. Ich will arbeiten und Geduld ha-

ben. Sie meinen, daß meine Taten nicht mehr die meinen sind, wenn ich Erleuchtung erlangt habe?“

„Richtig! ‚Wirklich‘ sind unsere Taten erst dann, wenn wir volle Erkenntnis besitzen. Dann erst werden Sie inne werden, daß die Welt der Wirklichkeit und die Welt der Erscheinung in Wahrheit nicht von einander verschieden sind, sondern nur verschiedene Aspekte. Aber das werden Sie erst verstehen, wenn Sie die Wahrheit erlebt haben. Betrachten Sie das, was ich Ihnen sagte, und suchen Sie nach dem Sinn. Sitzen Sie heute eine Weile allein. Atmen Sie tief — und denken Sie nach.“

„Ich will es tun,“ sagte sie langsam, „aber Sie sprechen von Paulus von Tarsus, von der Weisheit aus uralten Zeiten. Warum geschieht dergleichen heute nicht mehr?“

„Es geschieht ununterbrochen, aber man spricht nicht davon. Wenn Sie die Einsicht erlangt haben, so werden auch Sie keinen Artikel darüber in die Zeitung setzen. Gestern kam einer unserer Männer zu mir. Er sagte: ‚In der vergangenen Nacht hat mich ein Blitz erleuchtet. Ich meditierte über die Frage, die Ihr mir vor Monatsfrist vorgelegt habt. — ‚Wer bewegt diesen deinen leblosen Leichnam?‘ — und plötzlich wußte ich. Es war mir, als ob ein grenzenloser Raum in Stücke zerbrochen wäre, und als ob die Erde weggehoben sei. Ich vergaß meiner selbst. Ich vergaß die Welt; es war als ob ein Spiegel in einem andern widerstrahlte. Nicht mehr unterlag ich der Täuschung über das wunderbare Wesen jenseitiger Weisheit. Darf ich jetzt meiner

Wege gehen und arbeiten?' In einer Stunde war er fort. ‚Ich brauche jetzt niemand anderen mehr‘, sagte er, als er Abschied nahm und voll Fröhlichkeit den Berg hinunterstieg.“

Einen Augenblick war ihr, als ob etwas Riesiges, Unbestimmbares sie wie ein Wirbel umhülle und verschlingen wolle. Dann fühlte sie sich plötzlich erschöpft. Ihre Kniee zitterten.

„Ich glaube, ich bin heute zu müde, um alles zu verstehen; ich werde es wieder versuchen, Arima sama. Wann kommt Scott zurück?“

Sie wunderte sich selber, daß sie gerade diese Frage an einen Mann richtete, vor dem sie solche Furcht empfand, der ihr am wenigsten Freundlichkeit erwiesen hatte, und auf den die Schwachheit der Frau keinerlei Eindruck machte. Warum sollte er sich um ihre Einsamkeit kümmern, um ihre Sehnsucht nach einem freundlichen Gesicht? Und trotzdem tat sie die Frage. Arima griff zu seinem Spaten und schaute sie an.

„Warum müssen Sie das wissen? Sie sollten jetzt ausruhen, und wenn Sie gegessen haben, so meditieren Sie über die Frage, die ich Ihnen aufgab.“

Tief beschämt über diese Art von Entlassung und grollend mit sich selbst ging sie langsam davon. Aber Arima rief sie zurück.

„Wollen Sie sich eine Weile in dem Zimmer ausruhen, wo ich zu meditieren pflege? Treten sie ruhig durch die offene Tür ein. Kein Mensch wird Sie stören.“

Es lag etwas wie Befehl in seiner Stimme, und obgleich sie lieber abgelehnt hätte, ging sie doch auf das

kleine Haus zu, legte ihre erdigen Schuhe am Eingang ab und trat ruhig in das Zimmer ein.

Es war groß; die Papierwände waren zurückgeschoben, so daß das ganze Haus einen einzigen Raum bildete; das hintere Fenster ging auf den dunklen Kiefernwald und die Dächer der Meditationshalle hinaus, das Hauptfenster auf den Garten. So stand die Aussicht auf beide Bereiche offen: Meditation und körperliche Arbeit. Seltsamerweise atmete der Raum den tiefen Frieden der Beschaulichkeit, obgleich doch sein Bewohner, der draußen arbeitete, tatkräftig und energisch wirkte wie ein Tagelöhner. Er arbeitete ohne jede Pause, außer wenn er sich gerade von Ito berichten ließ. Sein Haus aber erweckte einen völlig anderen Eindruck von ihm.

Sie suchte nach einem Schlüssel zum Verständnis seiner mächtigen und geheimnisvollen Persönlichkeit. Überall herrschte strahlende Sauberkeit und eine Schlichtheit, die auch für japanische Begriffe herb, fast karg anmutete. Die Sitzkissen auf den Matten waren mit einem einfachen Stoff bezogen, aber dieser Stoff war purpurrot, geschmackvoll in Farbe und Muster, die kleinen Tischchen waren von feinsten Lackarbeit, gewiß alter Familienbesitz. Die Wände versanken wie ein Traum vor dem edlen Bild, das an der Hauptwand hing; ein einziges Bild nur, obgleich drei lange schmale Hülsen in einer kleinen Nische darauf hingen, daß er die Bilder von Zeit zu Zeit auswechselte. Auf einem Regal standen japanische, englische und chinesische Bücher. Je länger sie Umschau hielt,

desto mehr erfüllte sich ihr Herz mit der erhabenen Schönheit des Raumes. Das Bild schlug den Grundton an, und alle Schwingungen des Zimmers antworteten ihm gehorsam.

Es war ein einfarbiges Bild: ein langer ungewöhnlich breiter Seidenstreifen, der an einer Rolle mit Elfenbeinspitzen hing. Es erheischte lange und ernsthafte Betrachtung. Sie schob ein Kissen davor und ließ sich darauf nieder. Nicht einmal in der Sammlung ihres Vaters befand sich ein so herrliches Bild.

Es war ein Ausschnitt aus der unbekanntem Welt der Schönheit im Herzen Chinas: ein Wald, der an Bergwänden emporkletterte, bis er erschöpft vor aufragenden Felswänden halt machte. Zwei einsame Kiefern waren ihren Schwestern ehrgeizig entflohen und erglühten in der Glorie der Einsamkeit. Drachenähnliche Wolken hingen am Himmel, Vögel flogen in vollem Flug zu großen Höhen empor, und einige wenige menschliche Figuren, dem Wald entronnen, arbeiteten sich kriechend an den riesigen Felsschroffen des Berges aufwärts, über schäumende Gießbäche und unergründliche Klüfte und Abhänge. Ein einzelner Berggipfel, im Dunst verdämmernd, zog ihren Blick besonders an, er erschien ihr als Sinn und Mittelpunkt des Bildes.

Sie versank in Betrachtung. Wie durch Dufthauch, den ein leiser Wind daherträgt, stieg in ihr die Erinnerung an das No-Spiel von Yamauba auf, der Sängerin, die zugleich der uralte und ewig junge Geist des Lebens ist. Da waren die Wälder, die sternbegrönten Felsgipfel, die schrecklichen Einöden, die sie durchwan-

dern mußte, um die Antwort der Natur auf die ewige Frage zu finden. Das Lied formte sich von selbst in ihrem Ohr — es schwang wie der Wind des Geistes durch die verschlossenen Räume ihres Herzens. Aus einer geheimen Wurzel ihres tiefsten Bewußtseins wuchs eine Geschichte empor. Sie war in dem Augenblick da, als sie das Bild zu betrachten begann.

Vor vielen, vielen Jahrhunderten erhielt der größte Maler Chinas, Wu tao-tsu, einen Auftrag vom Kaiser, dem Sohn des Himmels. Kein bestimmter Gegenstand war ihm vorgeschrieben. „Male mir Schönheit!“ So lautete der einzige Befehl. Eine Wand des Palastes wurde dem Künstler eingeräumt für sein Bild, in dessen Betrachtung der Geist des Kaisers sich frei sollte ergehen können, wenn er sich von den Staatsgeschäften erholen wollte. Eines Tages empfing der Sohn des Himmels zugleich mit den untertänigsten Huldigungen von Wu Tao-tsu die Botschaft, das Werk sei vollendet. Es war ein großer Augenblick, als der Kaiser mit seinem ganzen Hofstaat den Raum betrat und sich feierlich niederließ. Ein Vorhang verhüllte das Bild, und man wußte nur das eine, daß das Gemälde des kaiserlichen Auftraggebers würdig sei.

Da zog Wu Tao-tsu den Vorhang weg, und ein unendlicher Raum tat sich auf, so groß wie die Bergwelt selber. Der erste Lohn, den der Künstler erntete, war das tiefe Schweigen der Beschauer, die versunken waren in die Betrachtung eines geheimnisvollen Wunders. Der Kaiser stützte sein Kinn in die Hand und schaute

gebannt in die Bergwelt hinein. Die Zeit verstrich, endlich sagte Wu Tao-tsu langsam:

„Schaut, in der Höhle am Fuße dieses Berges haust ein Geist.“

Er klatschte einmal in die Hände, und ein Tor öffnete sich am Fuße der Felsen.

„Was darinnen ist, ist über alle Beschreibung herrlich. Genehmigen Eure Majestät, daß ich den Weg weise.“ Mit diesen Worten schritt er vor den Augen der Zuschauer hinein in das Bild und durch das offene Tor. Langsam schloß es sich hinter ihm. Der Hof sprang zornig auf, ihm seine Ungebührlichkeit zu verweisen, aber er blieb verschwunden, und während der Kaiser in Schweigen verharrte, das Kinn in die Hand vergraben, verblaßte das Bild langsam vor ihm wie eine Landschaft, die im herannahenden Nebel allmählich Farbe und Form verliert, und schließlich war nichts mehr übrig als die leere Wand. So verliert sich ein Mensch in ein Traumgesicht — aber das Geheimnis der Schöpfung wird ihm nicht erschlossen. Es entschwindet mit seinem Schöpfer.

Das Bild hier war ein Versuch, das Verlorene wiederzugeben. Ja, es war noch mehr. Es erzählte auf seltsame Weise von neuem die Geschichte von Wu Tao-tsus Auftauchen und Verschwinden. „Wie es mit kostbaren und seltenen Dingen geschieht, so schwand es plötzlich dahin,“ aber sein Geist wirkte weiter auf dieses Mädchen von anderer Rasse, das vor dem Bilde saß.

Unmerklich strömte Ruhe in sie ein, eine tiefe Ruhe, die ihr ganzes Wesen erfüllte. Das Bild flammte auf, wurde leuchtend und gewann Leben. Nicht mehr länger war es das Bild, in das Wu Tao-tsu leise hineingeschritten war; dafür verblaßte das Zimmer hinter ihr zum Bilde.

Es war ihr, als sei sie schon einmal hier gewesen. Sie überschritt den schäumenden Bergstrom auf einer kleinen geschwungenen Brücke und stand auf einem rauhen Pfad, der zwischen wilden Felsstürzen bergauf führte, aber es war später geworden, als sie gedacht, denn ein goldener Nebel am Himmel kündete den Aufgang des Mondes. Wo aber war die Höhle, in welcher der Geist hauste? Unter jedem der wirt verstreuten Felsen konnte sie sein, konnte das verschlossene Tor sich auftun. Nicht mehr wie einst verdunkelte Furcht ihr Gemüt, als sie die Brücke in Arimas Garten überschritt. Gesammelt und ruhevoll überlegte sie, welcher Weg einzuschlagen sei, und gedachte dabei voll Selbstvertrauen ihres Körpers, der durch Arbeit so kräftig geworden war, daß er auch den steilen Anstieg nicht zu scheuen brauchte. „Denn alle Straßen führen zum Gipfel. Und alle Wanderer treffen sich droben,“ so dachte sie und folgte tapfer dem Oberlauf des Bergstroms.

Als sie einen Felsblock umschritt, sah sie plötzlich einen Mann vor sich sitzen, der in eine chinesische Handschrift vertieft war. Er legte das Blatt weg und erhob sich zu ihrer Begrüßung. Es war ein uralter Mann mit einem Gesicht von höchster japanischer Vor-

nehmheit, aus dem ihr herrliche wolkenlose Augen entgegenleuchteten.

„Sei willkommen,“ sagte er. „Die Kraft deines Geistes ist so gewachsen, daß der Trug schwindet und du der Wahrheit inne wirst. Deshalb hast du die Schranken überschreiten können. Mein Bild ist ein Tor zur Schönheit.“

Sie hörte sich selber denken: „Aber die Höhle? Das Tor zur Schönheit? Ist es hier?“

Er verstand sie.

„Das wird sich allmählich finden. Heute noch nicht. Klettere noch ein wenig höher und genieße droben die weite Fernsicht. Du bist jetzt frei von der Brücke und kannst wiederkehren, wann es dir beliebt.“

Sie fragte: „Wer aber wird mich führen?“

„Der Bergstrom wird dein Führer sein. Ich bin der Wächter des Tores, der diesen Weg hütet. Täglich kommen und gehen hier Menschen. Ich brauche ihnen nichts zu erklären; denn Einsicht ist Werk — nicht Wort. Du bedarfst keines Führers.“

Am Ufer des Bergstroms klomm sie aufwärts. Die Stimme des Wassers wurde vernehmbares Wort in ihrem Ohr. Eigentlich war es keine Sprache, sondern Musik, die auf leiser Schwinge den Weg zu ihrem Herzen fand. Der Strom sang sein Lied von der Höhe, von der göttlichen Kraft reinen Schnees und hellglitzernder Sterne. Wem diene die Kraft? Den Reichen und Armen die Kessel zu füllen, die Räder der Mühlen zu treiben, die das Mehl für Millionen mahlen, Energien zu entbinden für das Leben im Tiefland, auf

daß das Brot, das die Menschen essen, der Wein, den sie trinken, zu heiligem Segen werden, zum Kelch der Weisheit, zum Brot des ewigen Lebens. Immer höher führte der Weg hinan, bis sie zuletzt an ein Nest von Felsen gelangte. Der Fluß bildete hier in jäher Wendung wiederum einen Wasserfall, der vor Freude jauchzend hinab in den Abgrund stürzte. Sie sank auf einen Sitz von Moos nieder, Ruhe durchströmte ihren Leib; der feuchte Hauch des Wassers streifte über ihre Brauen, und es schwindelte ihr bei dem unaufhörlichen Brausen. Es war das Brausen der Urkraft, die sich nach fröhlichem Wirken drunten im Tale sehnte.

Und doch war das Rauschen des Wassers auch Frieden. Feuchtes Moos glitzerte zu ihren Füßen; die Felsen lagen in steinernem Schweigen, und darüber wölbte sich die stille Feste des Himmels. Sie faltete die Hände im Schoß und schaute beim Licht des aufsteigenden Mondes weit hinaus ins Land.

Berge und Täler lagen vor ihrem Blick. Dazwischen weite Ebenen mit kleinen Dörfern und großen rauchverhüllten Städten, durchzittert von Lichtpünktchen, wie weit oder wie nah, ließ sich nicht ermessen.

„Wie wunderbar ist mein Leben! Bin ich das wirklich selbst? Ich schöpfe Wasser, und ich schleppe Brennholz!“

Aber das also geschöpfte Wasser ist Wasser aus dem Strom des Lebens, und das Brennholz nährt das Feuer, in welchem Welten versinken und neu erstehen.

Sie wußte nicht, wie lange sie so dagesessen, ob sie selber es war, die aufstand und im Mondlicht, im kalten

Hauch des schäumenden Wassers atmete. Aber etwas in ihrem Innern war geschehen und rief:

„Das Herz des Herzens jeder Arbeit ist Friede und Erleuchtung. Dann erst wird dein Werk erfüllt von der Urkraft der Welt; dann erst ist es ein wahres Werk. Sie kletterte durch die Felsen zurück und dann den mühseligen Pfad hinab. Unten stand der alte Jiu-Jitsu-Lehrer bei seiner Arbeit. Sonst war niemand zu sehen. Als sie auf den Meister zutrat, sagte er lächelnd:

„Der Schatten des Bambus fegt über die Stufen,
Aber kein Staub steigt auf.
Still ist die Luft und klar.

Tief in das dunkle Wasser des Teiches versinkt
das Morgenlicht,

Aber keine Spur bleibt im Wasser zurück.“

Sie verstand ihn. Taten an sich hinterlassen keine Spuren von Gut oder Böse. Das Denken und nicht das Tun ist die wirkliche Quelle der Energie. Nur das Motiv einer Tat zählt. Der Weg zu dieser Erkenntnis führt in die Freiheit. Es ist der steile Pfad empor zum Berg der Erleuchtung, die stumme Ruhe am Springquell der Weisheit. Sie grüßte mit einem Lächeln, überschritt die Brücke leichten Fußes und stand staunend wieder vor dem Bilde des Wu Tao-tsu.

Nach solchem Erlebnis der Freiheit ist jede Rückkehr ins eigene Ich zugleich Rückkehr in das alte Gefängnis. Aber nie mehr ist es wieder so fest verschlossen und verriegelt, wenn dem Häftling einmal der Ausbruch in die Freiheit gelang. Durchs offene Fenster lächelt

die Freude und bringt, einer Schwalbe gleich, den Frühling auf ihren Schwingen mit.

Eine Weile saß Yasoma noch auf ihrem Polster, die Augen auf den gemalten Berg gerichtet. Dann erhob sie sich und ging zu Arima, der gerade einen neuen Abschnitt seines Pfades anlegte.

„Sicher wird das eine große Verbesserung sein,“ sagte er zu ihr, als sie auf ihn zukam. „Wir müssen einen Schuppen bauen für unsere Zimmermannswerkzeuge. Was meinen Sie dazu?“

Sie verstand sofort. Sie sollte nicht über mystische Erlebnisse reden. Erleuchtung ließ sich nicht in Worte auflösen, war nicht dasselbe wie leere Träumerei. Allein an ihren Früchten war sie zu erkennen.

„Ich sehe, daß ich viele Stunden Feldarbeit versäumt habe. Nicht ich war der Herr des Feldes, sondern das Feld war mein Herr. So habe ich beschlossen, in Zukunft an jedem müßig verbrachten Tag zu fasten. Warum sollte ich essen? Ich bin das Essen nicht wert!“ Zum ersten Mal betrachtete Arima sie mit gespanntem Interesse.

„Ein wertvoller Gedanke“, sagte er, „echtes Zazen (Zen-Übung), und überdies wird Ihnen ein Fastrag ab und zu sehr gut tun. Nur so verwandelt sich ein von allen verachteter Köter in einen goldmähnigen Löwen, von dessen Brüllen die Welt ertönt. Was dachten Sie noch?“

„Ich dachte, ich könnte das Essen für die Männer in der Halle kochen, wenn meine Arbeit auf dem Felde getan ist. Sie hätten dann mehr Zeit für ihre eigene Ar-

beit. Ihre Zeit ist wertvoller, denn sie bauen die Nahrung, die wir essen.“

„Jetzt haben Sie unrecht,“ sagte Arima. „Alle Arbeit ist gleich wertvoll, die Ihre so gut wie die der andern. Aber ich will Ihnen keinen Zwang antun. Finden Sie selber den rechten Weg! Noch etwas?“

„Noch eines. Ich habe gedacht, daß Meditation nur gut ist in Verbindung mit harter Arbeit.“

„Ausgezeichnet! Mit fortschreitender Einsicht werden Sie erkennen, daß beide ein und dasselbe sind. Aber Ihr Gedanke ist gut. Nun — jetzt verschwenden wir die Zeit. Wollen Sie noch etwas sagen?“

„Eine Frage: welches ist der Weg?“

„Diese Frage ist Ihrer nicht würdig! Wie kann ich Ihnen das sagen? Ich kenne Ihren Weg nicht. Gehen Sie geradeaus.“

Die Kürze der Antwort entmutigte sie nicht. Es war das erste Mal, daß sie in einem Gespräch mit Arima zu verstehen begann. Seine trockene Art war wie ein kalter Nordostwind, der alle Lebensgeister anregt und entwickelt.

Sie dachte: „Er verhilft mir dazu, mir selbst zu helfen. Bisher konnte er das nicht. Jetzt bin ich auf dem Wege und darf mich einen Schritt weiter vorwagen.“

Dann sagte sie:

„Nicht wahr, Sie würden mir nie erlauben, Geld für das Werk zu geben, an dem Sie und Ito sama arbeiten?“

„Niemals. Ich habe noch nie von einem Glauben gehört, dem Gaben reicher Leute nicht zum Verhängnis

geworden wären. Warum überhaupt dergleichen denken?“

Sie sagte geduldig:

„Darf ich zu Ende sprechen? Mein Vater besaß eine wundervolle Sammlung alter chinesischer und japanischer Bilder. Er liebte diese Bilder leidenschaftlich, allerdings ohne zu wissen warum —“

Arima stach seinen Spaten in die Erde und schaute sie gespannt an.

„Auch ich liebe diese Bilder,“ sagte sie. „Ich besitze einige Werke von Chao Chang, in denen die Seele des Flusses zum Beschauer spricht, auch den berühmten

„Fallenden Fluß“ von Wu Tao-tsu. Ein Bild kam mir gerade heute wie eine göttliche Botschaft wieder in Erinnerung, als ich in Ihrem Zimmer saß. Es ist das Lautenbildnis von Lu Chü. Es sind noch viele andere in der Sammlung. Darf ich alle diese Bilder hierherbringen lassen, damit alle, die hierher kommen, sie sehen können? Ich bitte mit diesem Vorschlag um eine Vergünstigung, ohne damit zu sagen, ich hätte sie verdient.“

Seine Augen suchten die ihren.

„Sind Sie sich klar über den Wert dieser Bilder?“

Jetzt war eine Spur von Erregung in ihrer Stimme.

„Gewiß. Sie sind das Tor zur Schönheit, die Brücke zur Weisheit. Sie sind Eingebung und Erfüllung zugleich. Gerade weil ich ihren Wert so gut kenne, möchte ich sie gern hergeben.“

Ein langes Schweigen entstand, und da sie daraus nur

Ablehnung entnahm, wandte sie sich zum Gehen. Er rief sie zurück.

„Weil Sie wissen, welchen Wert Ihre große Gabe hat, werde ich sie annehmen, und Sie werden sie dadurch nicht verlieren. Wir werden Urkunden aufsetzen, in denen Sie als Eigentümerin der Bilder geführt sind, während uns nur die Nutznießung zufällt. Ich danke Ihnen im Namen aller, die hier leben. Die Hand, die Schönheit und Weisheit schenkt, wird dieser Güter nie entraten.“

Er machte eine Pause und fügte, als sie sich schon zum Gehen wandte, hinzu:

„Im Zimmer werden Sie Brot und Milch finden. Nehmen Sie davon, setzen Sie sich ans Flußufer und essen Sie; Sie haben Ihr Essen verdient. Ruhen Sie sich eine Stunde aus, und dann will ich sehen, was Sie im Jiu-Jitsu können.“

Sie lief durch den Garten und holte sich das Essen, dann fand sie einen stillen Platz unter den Felsen bei der Weide und aß das Brot und trank die Milch mit Genuß. Eine Art düsterer Freude erfüllte ihr Herz, weil Arima jetzt endlich mit ihr gesprochen hatte. Jetzt brauchte sie sich nie mehr vor ihm zu fürchten, und seine sparsamen, fast rauen Ermutigungsworte erklangen in ihr wie Musik.

An diesem Nachmittag erschien Arima zum ersten Mal, um sich einen Kampf zwischen ihr und Sayoko anzuschauen. Ito kam auch mit ihm. Sayoko war fast während der ganzen Kampfzeit überlegen, mußte aber ihre ganze Kraft und Geschicklichkeit anwenden, so

daß Yasoma sich ihrer eigenen Leistung nicht zu schämen brauchte. Und doch wartete sie voll Unruhe auf das Urteil. Zunächst wurden die vorgefallenen Fehler eingehend besprochen. Dann sagte Arima:

„Wenn ich sage, daß eure Arbeit gut war, so will ich damit die zahlreichen Fehler nicht beschönigen. Wenn ich sage, daß ihr beide auf dem Weg seid, es noch unvergleichlich besser zu machen als heute, so sage ich die Wahrheit. Geht tapfer weiter auf dem Weg.“

An diesem Abend schlug Yasoma das Herz höher, als sie den gewohnten Pfad hinabschritt. Tags darauf flog eine Depesche nach England, und nach einer Woche waren die Bilder unter kundiger Bewachung unterwegs.

AUS DEM GESPRACH MIT ARIMA schöpfte Yasoma neuen Mut und die Kraft, Itos Schweigen zu ertragen. Sie bedurfte dieser Kraft, denn jede trennende Schranke zwischen ihm und ihr bedeutete seelischen Tod für sie. Hier wich ihre Überzeugung von Arimas Ansicht ab. Nie würde sie Erleuchtung erlangen, es sei denn durch ihn. Trotzdem arbeitete sie weiter wie ein Blinder, der sich vorwärts tastet auf seinem Wege durch eine dunkle Welt. So gingen die Wochen hin. Sie hatte es gemeinsam mit Sayoko übernommen, die Kleider der Männer in Ordnung zu halten, und Bridget half ihr bei dieser Arbeit. „Das weiß nur der liebe Gott im Himmel, wie sie bisher ohne uns ausgekommen sind; ich weiß es nicht,“ rief sie aus, während sie vor einem Haufen von Kleidern saß, die so armselig und abgetragen waren, daß nur das Auge des Glaubens und die Hand der Erfüllung eine Wiederauferstehung dieses Zeugens bewirken konnten. Unwillkürlich fragte sich Yasoma, ob sie es wagen dürfe, aus ihren Mitteln bessere Kleider zu stif-

ten. Sie besprach den Gedanken mit Bridget, dem einzigen Menschen, den sie in solchen Dingen um Rat fragen konnte. Bridget widerriet ganz energisch.

„Ich weiß, du hast den guten Willen, mein Lämmchen, aber das genügt in diesem Fall nicht. Das Geld ist ein merkwürdiges Ding. Du kannst einen Menschen einen Hügel hinaufziehen oder ihm deinen Mantel schenken, ist es aber bloß Geld, was du ihm gibst, so ist es von den beiden Menschen, die in dir leben, gewöhnlich der schlechtere, von dem es stammt. Nein, nein, sie arbeiten für uns, und wir wollen für sie arbeiten, das ist das einzige, was wir tun können.“

In diesen Worten lag sicher der Keim der Wahrheit. Sie fragte nachdenklich:

„Aber du hast mir doch oft erlaubt, dir Geld für arme Leute zu geben. Soll ich dir nie wieder etwas geben dürfen?“

„Freilich! Aber damals hattest du doch noch keine Ahnung, Soma, welches dein Weg sei, dieser oder der andere, und kümmerst dich auch kein bißchen darum. Die armen Leute aber konnten doch nicht auf ihr Essen warten, bis dir ein Licht aufgegangen war! Jetzt aber, wo du anfängst, deine Augen aufzutun, solltest du nicht eher an Geld denken, bis du selber genau weißt, was das Richtige ist.“

„Und du meinst, ich weiß es vorläufig noch nicht genau? Nun, da hast du ganz recht!“

So endete die Unterhaltung. Bridget saß und nähte tagaus tagein im Tempelgarten und hatte lange Unterhaltungen mit dem Priestergehilfen, der genau so wie

die Stewardess an Bord der „Hana Maru“ für alles Englische begeistert und daher immer bereit war, ihr Neuigkeiten zu erzählen.

Arima war mehr denn je in seine Arbeit vertieft und merkte oft gar nicht, wenn sie an ihm vorüberging. Sie schwankte zwischen zwei Ansichten; entweder hatte er ihre Existenz vollständig vergessen oder aber sie mit Absicht der Einsamkeit und dem Schweigen ausgesetzt, hatte deshalb wohl auch Ito untersagt, mit ihr zu sprechen. Wie dem auch war, man mußte es ertragen. Aber ihr Herz erwachte zu fieberhafter Freude, als sie eines Abends beim Hinaustreten aus dem Hause Ito sah, der auf sie zukam.

„Heute war ein schwerer Tag, und ich freue mich auf einen stillen Spaziergang mit Ihnen.“

Sie lächelte ihm zu, als sie zusammen den Berg hinuntergingen. Zuerst sprachen sie von Unwichtigem, dann wagte sie schließlich eine Frage:

„Arima sama ist ein großer Lehrer, und ich weiß, daß er wie alle bedeutenden Menschen an sein Werk glaubt. Warum steht er dann nicht an der Spitze eines großen Klosters, wie zum Beispiel Daikokuji? Keiner könnte sich dem Zauber und der seltsamen Schwingung dieser Atmosphäre entziehen. Tausende würden kommen. Die ganze Welt würde aufhorchen.“

Er wandte sich ihr lächelnd zu.

„Und was würde dann wohl aus Arima sama selber werden? Über dergleichen ist er längst hinausgewachsen. Er hat das Wesen erkannt, und niemand kann

dann noch zu Kindereien zurückkehren. Wie sagen sie in Indien?

„Bald als Nackte, bald als Tolle,

Als Gelehrte und als Narren,

Als Rebellen und als Heilige,

So erscheinen sie auf Erden,

Männer, die sich selbst befreien.“

Und was nun den Klostergedanken betrifft: Arima erzieht die Männer zum Leben in der Welt und weiß, warum er das tut. Sie kommen hierher wie Vögel, die sich nach Futter sehnen, und fliegen gestärkt davon. Aber ihr Wesen trägt hinfort seine Prägung. Ja, Arima sama backt gutes Brot! In jedem Kloster führt der Weg der Erziehung zur Weltflucht. Hier ist es umgekehrt. Und das ist sicher der bessere Weg.“

„Erzählen Sie mir ein wenig über die Klosterregeln. Wir leben ja außerhalb — Bridget und ich.“

„Gerne,“ sagte er freundlich. Sie gingen gemächlich den Hügel hinab, vor ihnen sank die Sonne nach einem langen Arbeitstag; er war barhäuptig, in abgetragenen Kleidern und Grassandalen; sie in ihrem dunkelblauen Baumwollkleid, das Hals und Knöchel frei ließ. Sie trug jetzt wie Sayoko ein ländliches Kopftuch, das ihr gute Dienste leistete. Unwillkürlich ging sie langsamer, um den kurzen Weg ein wenig zu dehnen.

„Nun, Männer jeden Alters können eintreten. Die erste Regel ist Arbeit — tägliche körperliche Arbeit für unseren Unterhalt. Der Unterhalt ist auch die einzige Form der Bezahlung. Sie haben es ja selbst gesehen — Fegen, Reinigen, Ackern, Anbau von Reis und Ge-

müse, Pflege der Teesträucher, wenn notwendig auch Betteln, aber das letztere war bisher nicht erforderlich, denn wir erzeugen genug für uns alle, und der kleine Überschuß, der uns bleibt, gibt uns die Möglichkeit, diejenigen auszustatten, die in die Welt hinausziehen. Die Regel heißt: ‚Ohne Arbeit kein Essen‘. Ihr Paulus von Tarsus sagte genau das gleiche. Nie müßig sein! Denn wir wissen, in welche Not Müßiggang führt, wo immer er gestattet wird, sei es auch im religiösen Gewande. Wir finden es entehrend, von anderer Leute Arbeit zu leben.“

„Auch für eine Frau?“ warf sie gespannt ein.

„Gewiß! Warum sollte eine Frau müßig sein? Sie ist zu Besserem geschaffen.“

Yasoma war froh, daß sie Bridgets Rat gefolgt war und ihr Geld für sich behalten hatte. Aber war es überhaupt *ihr* Geld? Keinen Groschen ihres ganzen Vermögens hatte sie durch eigene Arbeit verdient, ja sie wußte nicht einmal, wie dieses Vermögen entstanden war und aus welchen Quellen es stammte.

„Sie sehen,“ sagte Ito, „wir müssen auf unserem Wege den Leib und den Geist gemeinsam üben, bis Gedanken und Muskeln uns vollkommen gehorchen. Bevor der Körper stark und geübt ist, muß Meditation zu einem benebelnden Rauschgift werden, zu einem Narkotikum für den Willen. In Indien ist das oft der Fall gewesen. Wir haben kein Interesse an Visionen. Aber sagen Sie mir: wie hat die Arbeit auf Ihre Gesundheit gewirkt? Erzählen Sie mir das genau.“

„Nun, ganz ehrlich, ich bin sehr viel kräftiger geworden. Ich kann schwere Lasten tragen, weit gehen, kann rennen und mich bücken. Ja, mein Leben hat sich sehr verändert. Ich glaube, ich könnte heute, wie Ihre Frauen in Nagasaki, beim Kohlen eines Schiffes helfen.“

„Körperliche Arbeit ist sehr gesund, wenn man kräftig genug ist. Außerdem essen Sie hier viel einfacher. Bekommt Ihnen das?“

„Das stimmt allerdings,“ sagte sie lachend im Gedanken an London. — „Ja, es ist mir gut bekommen. Ich genieße es sogar. Und das Rauchen entbehre ich auch nicht mehr.“

„Das freut mich. Die Klosterregel ist, dreimal am Tage zu essen — am frühen Morgen, solange es noch dunkel ist, um zehn Uhr und um sieben Uhr abends. In Indien essen die buddhistischen Mönche nur einmal am Tage, kurz vor zwölf. Aber dieser Unterschied ist klimatisch begründet. Unser Morgenfrühstück besteht aus Reis und eingemachten Pflaumen. Um zehn Uhr gibt es Reis mit Gerstengrütze, Gemüsesuppe und eingemachte Pflaumen, auch Bohnenbrei, abends die Reste vom Mittagessen. Das ist Arimas Regel. Die Regel draußen in der Welt ist weniger streng.“

„Aber ich habe die ganze Zeit über Milch und Eier und alle möglichen guten Sachen bekommen, sowohl im Tempel wie auch in Sayokos Haus.“

„Warum auch nicht? Es ist an Ihnen, Ihre Kost zu wählen. Es gibt keinen Zwang. Sie wünschten vorhin, Arima sama solle das Haupt eines Zen-Klosters sein:

aber dann dürften Sie hier nicht lernen. Es wäre unmöglich. Seiner Meinung nach sind die Regeln für die Menschen da, und nicht die Menschen für die Regeln. Hören Sie nicht täglich das Gong vor unseren Mahlzeiten? Sie wissen doch, wie es bei uns zugeht. Wir ziehen mit unseren Schalen in die Halle ein; es sind deren drei oder vier, eine in der andern. Während des Essens herrscht Schweigen. Vorher wird eine Schriftstelle verlesen, in deren Inhalt wir uns versenken. Wollen wir ein zweites Mal zu essen haben, so falten wir die Hände, und der Bruder, der den Tischdienst hat, füllt die Schalen nach. Nichts darf nach dem Essen übrig bleiben — wir ehren die Reste. Dann wird heißes Wasser hereingebracht, jeder füllt seine größte Schale mit Wasser und reinigt darin seine Eßstäbchen und die anderen Schalen, die er benutzt hat. Dann sagt ein jeder von — aber möchten Sie noch mehr hören?“

„Sehr gern. Aber wie sonderbar muß Ihnen ein solches Leben nach der Londoner Zeit erscheinen, wo Sie doch so viele Bekannte hatten und in reichen Häusern verkehrten.“

„Eigentlich nicht sonderbar. Das Leben in London brachte mir keinen Schaden, denn mein Geist war allezeit hier zu Hause. Mag sein, daß ich eines Tages wieder nach England zurückkehre. Ich verdanke London sehr viel. Es hat mich gelehrt, was die Zivilisation wert ist, die wir in Japan so eifrig nachahmen.“

Nach dem Essen wird folgende Formel gesprochen:

„Ich habe jetzt mein Essen beendet, und mein Körper ist wohlgenährt. Meine Willenskraft kann alle zwölf

Viertel des Himmels erschüttern, sie beherrscht Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.“

„Wir wollen Wirkung und Ursache zum Besten aller Wesen wenden, dann wird uns unfehlbar die höchste Kraft zuteil.“

„Das ist schön,“ sagte sie. Und dann langsam: „Ich wollte, ich wäre ein Mann.“

„Das werden Sie sicher in einer späteren Verkörperung einmal werden. Vielleicht sind Sie früher schon einmal ein Mann gewesen. In unseren verschiedenen Leben wandern wir durch alle Lebensformen, jeweils mit unseren persönlichen Gaben und Schwächen, und jedes Leben ist eine Prüfung. Auch Vorlesungen gibt es, wie Sie ja wissen, und dann natürlich unsere geistigen Übungen in Meditation und Sammlung. Wir meditieren viel in der Nacht, auch zu bestimmten Tagesstunden, und während einiger Monate des Jahres ist jeweils eine ganze Woche der Meditation gewidmet.“

„Es ist ein hartes Leben, das Sie führen. Für viele zu hart.“

„Hart wohl, in gewissem Sinn. Aber einige Jahre solcher Zucht sind von unschätzbarem Wert. Sie wird immer seltener, auch im Osten, und ihr Verschwinden ist ein großer Verlust. Wo große Tugend entstehen soll, muß harte Zucht vorausgehen. Eine Löwin stößt ihre Jungen nach der Geburt einen Abhang hinab, um zu prüfen, ob sie selbst wieder zu ihr heraufklettern können. Die es nicht können, überläßt sie ihrem Schicksal. Das ist Zen.“

„Kehren manche ins weltliche Leben zurück?“

„Warum nicht? Hier tun es alle. Aber das Leben aller trägt die Prägung unserer Schule. Wenn Sie einmal nach Hause zurückkehren, werden Sie spüren, wie unvergeßlich die Zeit hier oben ist. ‚Du hast den Vorhang des Schweigens gelüftet und vom Lotos des Traumes gekostet.‘ Nie wieder wird die Welt für Sie dasselbe bedeuten wie einst.“

Sie fand keine Antwort. Er sagte die Wahrheit: wie groß war ihre eigene Wandlung in so kurzer Zeit. War sie auch noch nicht am Ziel, so hatte sie es doch schon geschaut. „Gesegnet diejenigen, die geschaut haben.“ Sie blieb einen Augenblick stehen und sah tief unten zwischen den Kiefern das Meer erschimmern — flüssiges Gold im Sonnenschein.

„O könnte ich es nur ganz verstehen!“ sagte sie endlich in leidenschaftlicher Erregung. „Wenn Sie es mir nur erklären könnten! Ich kann mir nicht vorstellen, wie das Erlebnis schließlich durchbricht, und möchte es doch so gerne wissen. Es ist mein heißester Wunsch. Arima sama — Sie — John Scott — was war es denn, was Ihre Welt verwandelt hat? Erklären Sie es mir doch!“

Er lächelte: „Wie sollte Ihr Verstand oder der irgend eines andern jemals das Unbegrenzte erfassen? Wie könnte die irdische Sprache Unirdisches ausdrücken? Schauen Sie, Sie pflücken eine Blume — können Sie das Geheimnis ihres Lebens aussprechen? Könnten Sie es, so gäbe es Ihnen den Schlüssel zum Weltall. Das Durchbrechen, wie Sie es nennen, ist mit dem Verstande niemals zu begreifen. Der Verstand ist an Ihr

Gehirn gebunden; er lebt und stirbt mit dem Gehirn. Ein Stoß, ein Sturz kann ihn lähmen. Hören Sie eine kleine Geschichte; sie stammt zwar von einem Moslem, aber alle Sehenden sind Brüder. Er sah ein Kind auf sich zukommen, das eine brennende Fackel in der Hand hielt, und fragte das Kind, woher das Licht gekommen sei. Das Kind blies die Fackel aus und sagte: ‚O Hassan, sag mir, wohin das Licht jetzt ging, dann will ich dir gerne sagen, von wannen es kam.‘ — Begreifen Sie?“

„Ja. Aber sagen Sie mir und seien Sie mir nicht böse wegen meiner Frage: Kam Ihnen dieses Erlebnis plötzlich? Oder in allmählicher Entwicklung?“

„Verzeihen Sie mir, wenn ich darauf nicht antworten kann. Eines Tages werden Sie verstehen, warum es unmöglich ist, über solche Dinge zu sprechen. Woher wissen Sie, daß mir dieses Erlebnis zuteil wurde? So werde auch ich wissen, wenn es Ihnen widerfahren ist, Sie aber werden nie darüber sprechen, noch werde ich Sie jemals danach fragen.“

Es trat ein Schweigen ein, doch war es nicht peinvoll. Seine Worte erschienen ihr wie ein vertrauensvolles Bekenntnis, obgleich es keine Antwort auf ihre Frage war.

„So, jetzt sind Sie zu Hause!“ sagte er. „Aber wenn Sie wünschen, kann ich Ihnen zum Schluß noch eine Geschichte aus unserer ältesten Zen-Überlieferung erzählen. Sie kennzeichnet den Weg der stummen Lehre. Ich habe die Erzählung in Verse gebracht, haben Sie Nachsicht mit den Fehlern:

„Der Hochgelobte saß mit seiner Schar
Auf einem Berg, der Geierberg genannt.
Da trat vor ihn mit leuchtendem Gesicht
Ein Mann und legte eine Himmelsblume,
Golden von Farbe, zu des Meisters Füßen
Und fleht' ihn an, daß er das Tor des Lichts,
Das einst sich unterm Bodhibaum ihm auftat,
Den wißbegier'gen Schülern auf tun möge.
Der Hochgelobte nahm die goldne Blume,
Hielt sie empor und saß in tiefer Stille
Und sprach kein Wort. Und alle um ihn sann
Was dies bedeute, keiner aber wußte
Um dieses Schweigens rätselvollen Sinn.
Kassapa nur erwacht aus tiefer Schau
Und lächelt still empor zum Hochgelobten.
Da sprach der Weltverehrte sanft zu ihm,
Dem Einzigen, dem sich der Sinn entschleiert:
Es birgt mein Herz den strahlenden Juwel,
Des Geistes Kern, die wunderbare Schau,
Allen verleiht, doch nicht in allen wach.
Kassapa nur, erwacht, vernahm und sah
Wortlos, und wortlos leuchtet ihm das Licht
Das keines Worts zu seinem Flug bedarf.“

„O sagen Sie es noch einmal, es ist so schön,“ sagte sie stehenbleibend. Er tat es und fügte hinzu:

„Erleuchtung ist die Krone und Vollendung einer Entwicklung, die sich weder beschleunigen noch aufhalten läßt. Haben Sie Geduld! Es gibt einen anderen Weg. Manche Zen-Meister stellen jene schwierigen Aufgaben, von denen Sie schon hörten. Sie bringen das

höhere Bewußtsein sozusagen plötzlich zur Entladung. Aber dieser Weg ist nicht der Ihre.“

„Wie wird es mir widerfahren?“ fragte sie gespannt. Er schaute sie an, sann einen Augenblick nach und antwortete:

„Durch Liebe.“

Eine heiße Röte stieg ihr ins Gesicht, ihre Lippen bewegten sich, aber sprechen konnte sie nicht. Er schien auf eine Antwort zu warten. Endlich sagte sie:

„Mir ahnt, daß ich hier noch einmal etwas Wunderbares erleben werde. O, wüßten Sie, was es mir bedeutet, und welcher Abgrund dieses Leben von meinem früheren trennt. Aber wird nicht schon das bisher Erlebte für immer seine Spuren in mir hinterlassen? Glauben Sie wirklich, eine Frau wie ich könnte jemals jene herrlichen und geheimnisvollen Wunder tun, von denen hier berichtet wird?“

„Wenn nicht, wozu wären Sie dann hier? Sie bereiten sich hier auf das große Wagnis vor. Wunder? Nun gewiß, es gibt Wunder. Aber wenn Sie soweit sind, daß Sie sie tun können, werden Ihnen diese Wunder nicht mehr wunderbar erscheinen, und Sie werden sie nur tun nach den ihnen innewohnenden Gesetzen.“

„Können auch Sie wunder tun?“ Ihr Herz pochte aufgeregter.

„Wir sprechen nicht über diese Dinge, wenn sie uns selbst betreffen,“ sagte er mit einem Hauch von kühler Zurückhaltung. „Sie werden verstehen, daß es unziemlich wäre, darüber zu reden. Im Westen haben die Mystiker viel zu ausführlich und mit zu wenig

Zurückhaltung über ihr Tun gesprochen. Sie sind uns geistesverwandt, aber etwas mehr Gleichmut wäre besser gewesen. Sie sprachen von Wundern. Möchten Sie denn so gern Wunder tun können? Und warum? Seien Sie aufrichtig!“

Sie dachte nach, bevor sie antwortete:

„Meine Vergangenheit möchte ich auslöschen können; ich hasse meine Vergangenheit, ich möchte sie vollkommen vergessen. Ich wollte, ich könnte an meinem eigenen Geist Wunder tun, erfüllt sein vom Bewußtsein meiner Kraft, der Macht über mich selbst und andere. Ich möchte in anderen den Glauben erwecken können.“

„Wollen wir doch Ihre Wünsche einmal der Reihe nach anschauen. Sie möchten Ihre Vergangenheit vergessen und auslöschen. Natürlich ist das unmöglich, ehe Sie in die Welt des Lichtes eingegangen sind; dann aber wird das Gewesene keine Gewalt mehr über Sie haben. Es wird dann vergessen sein wie ein Stein im Bachbett, der Ihren Fuß beim Gang über die Strömung stützte. Schauen Sie her!“

Er deutete auf eine Überfülle kleiner Sternblumen mit silbrigen Blättern, die am Bachufer wuchsen.

„Noch gar nicht lange ist es her, da waren diese Blumen eine Saat im dunklen Mutterschoß der Erde. Würmer krochen um sie her, und in der kalten unterirdischen Haft konnten sie nicht ahnen, welche lichte Zukunft ihnen bevorstand. Sie wußten überhaupt nichts. Lediglich ein blinder Trieb in ihrem Herzen rief nach dem Licht. Das gab ihnen Kraft, und in ihrer Schwäche

und Ahnungslosigkeit durchbrachen sie die Kruste der Erde. Aber jetzt, da der zarte Keim ans Licht gelangt ist, bricht der Schößling in einen Strahlenkranz von Blättern aus, treibt liebliche Blüten, deren Anmut selbst ernste Männer zwingt, stehen zu bleiben, sie zu betrachten und sich daran zu freuen. Und schon ist das Ufer des Baches ein Saum von Schönheit.“

Sie bückte sich und rührte mit dem Finger an ein Blütenblatt, das zart war wie ein Hauch.

„Gut, Sie haben auf die erste Frage geantwortet! Und die nächste?“

„Ich hoffe, Sie sehen ein, daß auch die Würmer ein sehr nützliches Völkchen sind,“ sagte er lachend. „Sie dürften auf keinen Fall fehlen. Nun, Sie wünschen sich die Macht, unmittelbar aus Ihrem eigenen Geist heraus Wunder zu tun, und andere Menschen auf den Weg des Friedens zu leiten. Gleichzeitig sind Sie halb hoffnungslos, halb enttäuscht, daß Sie warten müssen. Sie, ein junges Mädchen, das naturwissenschaftliche Werke liest und sogar ein wenig von Einstein versteht! Fragen Sie Arima sama, der ein durchgebildeter Mathematiker ist und Physik studiert hat, ob irgend etwas auf Erden eine Verwandlung erleben kann, es sei denn, es habe in streng gesetzmäßiger Entwicklung einen bestimmten Punkt erreicht. Das gilt für Sie selbst ebenso wie für die anderen, denen Sie plötzliche Erleuchtung wünschen.“

Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort:

„O nein, Sie können nicht zur Sonne werden, ehe Sie nicht eine lange Entwicklung durchlaufen haben. Zunächst müssen Sie sich damit begnügen, ein kleiner Pla-

net zu werden. Aber die Entwicklung geht weiter. Sie können sie nicht beschleunigen, ja nicht einmal aufhalten, auch wenn Sie es wollten; und eines Tages werden Sie wie einer dieser kleinen grünen Schößlinge die Erde durchbohren und — ich bin gespannt, wem die Blume gleichen wird!“ Er brach plötzlich ab, in einem Ton, der eine tiefe geheime Erregung verriet. — „Nun aber muß ich gehen. Es ist spät geworden.“

Die Dämmerung begann ihre geheimnisvolle allnächtliche Verwandlungsarbeit, die fernen Wälder versanken langsam im Dunst gleich der schwindenden Erinnerung an Form und Farbe. Die Stimme des Baches zur Seite des Pfades enthielt mehr Weisheit als die Worte des Weisen. Sie spürte deutlich, daß die Schönheit der Natur sich ihrem Verständnis immer klarer erschloß. Einstweilen war sie noch verhüllt, scheu und unzugänglich wie die Bergnymphe in tiefer Einsamkeit, die kühl und abwehrend, aber doch schon sichtbar geworden ist; der Augenblick der Klarheit mußte Seligkeit sein. Sie deutete etwas dergleichen an, und Ito erwiderte mit einigen Versen aus einem No-Spiel:

„Er fleht darum, des Frühlings grüner Traum
Mög jedes Baumes höchsten Wipfel schmücken,
Auf daß der Mensch empor sein Auge wende
Und seinen Weg zur Höhe nicht verfehle:
Er fleht darum, ertrinken mög der Mond
In goldnen Wogen bunten Herbstes
Zum Zeichen, daß er träger Herzen sich erbarmte
Sie zu erlösen aus dem Tal der Not.“

Jetzt waren sie bei der Wendung des kleinen Heckenweges dicht vor dem Tempel angelangt. Neben ihnen hing die Glocke mit der schönen grünen Patina auf glanzloser Bronze, schon beinahe versunken im Zwielicht. Sie vermeinte, die stumme Stimme der Glocke erklingen zu hören, leise wie der kühle Windhauch, der ihre Lippen streifte. Sie fragte ihn danach, und er antwortete:

„Die Stimme ist nicht stumm. Wenn Sie tonlose Musik vernehmen können, so werden Sie auch die Flöten des Pan und des Krishna hören und in manches Geheimnis eindringen. Aber jetzt ist Ihnen das alles noch verborgen. Ich muß jetzt gehen. Es war schön mit Ihnen zu plaudern, ich werde es nicht vergessen. Sayonara!“

Sie sah ihm nach, und erst als er schon außer Sicht war, merkte sie, daß nicht nur sein letztes Wort, sondern auch ihre ganze Unterhaltung japanisch gewesen war. Sonderbar! Sie war sich dessen während des Gesprächs gar nicht bewußt geworden.

Ein Hauch himmlischer Freude durchzog ihr Herz, wie die kleinen Wellen der steigenden Flut, die über trockenen weißen Sand hingleiten. Bald würde der leuchtende Schaum des Meeres den Strahl des Mondes und alle Sterne des Himmels spiegeln.

Spät in der Nacht, als Bridget schon längst im Schlaf lag, und auch aus der Wohnung des Priesters Otera san und seines Gehilfen kein Lichtschimmer mehr hervorbrang, schob sie die kleine Papierwand zur Seite, nahm ein Kissen vom Fußboden und ließ sich draußen im Mondschein nieder, mit dem Blick in die tiefen Schatten

des Gartens. Sie gedachte der Verse, die eine japanische Frau einst geschrieben hatte — heute der Schrei ihres eigenen verwirrten Herzens:

„Aus der Finsternis entsprungen
Finstern ist der Pfad des Lebens
Den ich wandeln muß.
Gönn mir Deinen fernen Schimmer,
Der Du hinterm Bergessaume
Langsam aufgehst, stiller Mond . . .“

Sie wollte gerade ins Haus zurückkehren, da hörte sie Schritte, noch weit weg, vom Berge her, Schritte, die schnell und leicht den Weg herabkamen. Sie bedurfte keiner Erklärung; sie hatte Gewißheit und lief quer durch den Garten und die tautrunkenen Blumen, durch den feuchten Duft, an der Glocke vorbei, zu dem dichten Gebüsch, das die Einmündung in den Heckenweg zum Tempel und in den Pfad draußen deckte.

Hinter den Sträuchern verborgen harnte sie und preßte zitternd den langen Ärmel ihres Kimonos auf ihren Mund, um nicht unwillkürlich einen Laut von sich zu geben.

Der Schritt kam näher, und Ito erschien. Sein Gesicht leuchtete im vollen Mondschein. Leidenschaftliche, kaum zu ertragende Freude sprang in ihr auf. Es drängte sie zu ihm hin, aber sie hielt sich zurück. Würde er vorbei gehen, ohne ihrer zu gedenken? Und wenn er vorüberging, wie war das zu ertragen?

Stumm stand er da, sie aber hielt den Atem an und wußte, daß es Wahnsinn war, ihn zu stören. Er schaute unbeweglich durch die Bäume zu dem kleinen Tempel

hin, und das strenge Dunkel seines Ausdrucks löste sich in eine unendlich teilnahmevolle Zärtlichkeit. Mit geschlossenen Augen streckte er seine Hände dem Tempel entgegen. Was mochte in ihm vorgehen? Welch geheimnisvolle Welle von Kraft und Liebe strömte von ihm herüber zu ihr? Halb ohnmächtig klammerte sie sich an den kleinen Baum und flehte um Kraft zum Stillesein. Nie wollte sie ihm ein Geständnis entreißen. Nach seinem Willen sollte er sprechen oder schweigen. Der göttliche Augenblick schwand. Er wandte sich und ging schnell den Berg wieder hinauf. Hinter ihm aber blieb die silberne Sternenspur der Freude zurück.

Sie wartete, bis kein Ton ihn mehr erreichen konnte, dann lief sie den Weg zum Tempel zurück, warf sich auf ein Kissen an der offenen Tür und preßte ihre Hände gegen ihr Herz, als müsse sie es in der Brust festhalten.

„O laß mein Leben tief in dir versinken,
Du stumme Flut, die unaufhaltsam schwillt:
Im Abgrund deiner Liebe will ertrinken
Was je mein Herz mit Leid und Lust erfüllt.
Entschwunden ist, was einst im Traum ich sah,
Das tiefe Glück nur blieb: Du bist mir nah.“

ALS DIE DÄMMERUNG ANBRACH, LAG Yasoma immer noch wach. Die blendende Helligkeit ihres Gefühls duldeten keinen Schlaf. Ihre ganze Hoffnung auf Erleuchtung ruhte nun auf Ito. Er war der erste Wegweiser auf dem richtigen Pfad gewesen; und ihre Liebe zu ihm war ihres inneren Feuers verborgene Nahrung.

Sie saß am Fenster und atmete mit Entzücken den frischen Wein der Morgenluft. Worte, die sie einst gelesen, stiegen aus ihrem Herzen empor und verliehen ihren innersten Gedanken Ausdruck:

„Fänd einen Mann ich, der im Glauben
An Niesgeschautes fest und aufrecht bliebe,
Er könnte meinem Schatten Blut verleihen.
Er schenkte mir die Kraft zu schauen und zu fühlen,
Und seines Geistes treuliche Gestalt,
Die Blume seiner Seele wär mein Leben.“

Das war die Wahrheit. Sie hatte klar erkannt, welcher Art die Kraft war, die ihr Herz erfüllte, und seitdem war keine Höhe ihr zu hoch, die Flamme des Glaubens teilnehmend anzufachen.

„Das also ist der Sinn jedweden Lebens! Es reißt den Menschen heraus aus seinem Ich und schleudert ihn in den Ozean, des fernen Ufer Freude ist.“

Mit dem Anstieg der Sonne zum Scheitel des Himmels wurde ihr das zarte Morgenrot seiner Liebe zu leuchtender Gewißheit. Und diese Gewißheit war umso fester gegründet, je tiefer er sein Gefühl hinter dem Panzer der Zurückhaltung verbarg. Sein unverwandter Blick im Mondlicht bedeutete Enthüllung: nie hätte sie das erlebt, nie die Wahrheit geahnt, wäre ein Gott in der vergangenen Nacht ihr nicht gnädig gewesen. Was kam, hing einzig und allein von seinem Willen und Ratschluß ab. Sie, die nie im Leben einem menschlichen Wesen gehorcht hatte, erfuhr nun die Wonne der Hingabe an den Geliebten und empfing damit zugleich das wunderbare Geschenk grenzenloser Geduld. „Warten!“ Schon im Klang dieses Wortes kündete sich die süße Frucht der Zukunft an, und ein Entzücken durchrann sie, das ihr fast den Atem benahm.

Bridget hatte ihr das Bad in den Garten gebracht, und die ersten Pfeile der Morgensonne funkelten in den Tropfen des kalten Bergwassers an ihrem Leib. Dann legte sie das blaue Baumwollkleid an, das frisch und duftend war vom Hauch des Nachtwindes. Um ihre dunklen Lockenwellen knüpfte sie das blaue Kopftuch und griff dann, rosig, eher vor Frische als vor Schlaf, zu ihrem bescheidenen Frühstück. Dann rief sie Bridget und bat sie, ein gleiches zu tun. So saßen sie zusammen im Spiel von Licht und Schatten, und Bridgets Gefühle wuchsen hinaus über ihre gewöhnliche behagliche Ruhe,

als sie im Golde dieses Morgens den Rosenschimmer auf Yasomas Wangen gewahrte. Gewiß sang an diesem glücklichen Morgen ein Vöglein im Herzen des Kindes! Zehn Minuten später wanderte Yasoma beschwingten Schrittes den Hügel hinauf. Was für ein herrlicher Morgen! Der Himmel goß seinen Glanz in den Keld der Erde, bis er überfloß vom Wein unsterblicher Jugend. Der kleine Bach zur Seite des Pfades glitzerte im Morgenlicht, und die Tautropfen, die auf den Blättern funkelten, „beschämten den Diamant in seinem silbernen Kerker“.

„So also ist reine Freude,“ dachte sie. „Nie zuvor habe ich sie erlebt. Es ist wie ein Wunder! Keine Angst, keine Scheu ist mehr in mir. Sähe ich ihn in dieser Minute, ich könnte ihm alles sagen, was ich fühle, und es wäre so natürlich, wie wenn ein Vogelweibchen seinem Gefährten von Liebe zwitschert. Die Tiere haben keine Scham, warum sollte ich mich schämen? Sagen die Leute hier nicht immer wieder, man solle von der Natur lernen? Nun, ich habe gelernt.“

Sie konnte nicht länger denken, nur erwartungsvoll hoffen. Sicher würde er kommen, sie zu sehen. Wie konnte er heute fern bleiben? Hätte sie bloß den Mut gehabt, in der vergangenen Nacht aus ihrem Versteck zu treten, seine Hand im Mondlicht zu suchen, in seine Augen zu schauen, so wäre heute alles gut. Und doch hätte sie dann diesen zaubervollen Augenblick der Hoffnung nicht erlebt. War die Hoffnung das Schönste von allem?

Aber niemand kam. Es gab Gründe genug. Vielleicht hatte Arima ihn festgehalten. Oder Scott war zurückgekommen. Sicher war er unverzüglich zur Feldarbeit gegangen, warum also so unvernünftig wünschen? Unwillkürlich beschleunigte sie den Schritt.

Aber auch in all den kleinen Gruppen blau gekleideter Männer auf den Feldern war er nicht zu erblicken. Erklang gelegentlich ein Ruf, so war es nicht der seine. Unruhige Fragen begannen sie zu bedrängen, eine angstvolle Vorahnung. Sie konnte einfach nicht länger warten, unmöglich! Sie mußte Sayoko fragen. Aber zunächst ganz achtlos und nebenbei, zwischen zwei weggeworfenen Steinen, vielleicht zuerst mit einem kleinen Gähnen. Sie spielte die kleine Komödie mit Sorgfalt und sagte dann:

„Ich bin gespannt, wann Scott sama zurückkommt. In dieser arbeitsreichen Zeit bedeutet seine Abwesenheit sicher eine große Belastung für Ito sama. Deshalb ist er wahrscheinlich auch heute nicht auf dem Feld.“

Sayoko schüttelte den Kopf:

„Nicht deshalb. Heute früh ist Ito zum Kloster gegangen, um mit Scott sama zusammenzutreffen. Ein grosser Plan ist in Vorbereitung. Und sie halten Rat miteinander. Er ging zu Fuß.“

„Und wann kommt er wieder?“ Es griff an die Wurzel all ihrer Freude, denn was mochte dieser Aufbruch bedeuten? Vielleicht einen plötzlichen Widerwillen, eine Abwendung von jedem Begehren?

In ihrem Herzen regte sich zum ersten Mal eine brennende Eifersucht, schlimmer als jede Eifersucht auf eine

Nebenbuhlerin, die Eifersucht auf seine Vergangenheit, von der sie nichts wußte, auf seine Zukunft, an der sie nie würde teilhaben dürfen, und ein plötzlicher Schrecken erfüllte sie, wenn sie an die grausame japanische Kälte dachte. Für eine Weile versank seine Gestalt in ihrer Angst; er war nur noch der Vertreter seiner Rasse, die ihr Geheimnis aller Neugier der Welt zum Trotz zu hüten wußte. Mittlerweile plauderte Sayoko ruhig weiter, dem lachenden Plätschern eines kleinen Bergbaches vergleichbar, und schließlich gelang es ihr auch, Yasomas trauriges Herz zu trösten, als wäre diese heitere kleine Stimme die Stimme der großen Natur.

„Sie Liebel!“ sagte Yasoma in einer Atempause, während sie zwischen ihren Unkrauthaufen saß. „Wissen Sie überhaupt, wie lieb Sie zu mir sind? Und ich habe Ihnen, glaube ich, noch niemals die Hand gedrückt, noch viel weniger Ihnen einen Kuß gegeben wie einem englischen Mädchen.“

Die andere zog sich unmerklich ein wenig zurück, lächelte aber, um ihrer Bewegung jede Abwehr zu nehmen.

„Wir mögen es nicht recht, wenn man uns berührt,“ sagte sie, „es handelt sich nicht um etwas Persönliches, Soma sama. Sicher ist es besser, man rührt einander gar nicht an, dann gibt es weder Unhöflichkeit noch Unglück. Von Ihnen würde niemals eine Verletzung oder ein Verstoß ausgehen. Und doch glaube ich, ist unsere Regel gut. In England und Japan habe ich Mädchen gesehen, die mit Männern tanzten — nun, ich möchte das nicht.“

„Und mit Frauen?“ fragte Yasoma.

„Mit Frauen ebenso wenig. Eine Berührung ist viel zu vertraulich. Verzeihen Sie mir.“

Sie verneigte sich mit vollkommener Höflichkeit und lachte, aber es blieb ein Abstand zwischen ihnen. Yasoma gab es einen Stich. So liebreizend Sayoko zu ihr war, immer war da dieser Abstand. Vielleicht spürte sie wie Ito die kühle Luft der Fremdheit zwischen Asien und Europa, die Schranke jeder herzlichen Beziehung?

„Ich glaube, ich bekomme heute Kopfschmerzen. Die Sonne ist so heiß,“ sagte sie nach einer kurzen Pause.

„Dann müssen Sie heimgehen und sich ausruhen. Oder kommen Sie zu uns nach Hause.“

Es war schwer, die Unterhaltung mit Sayoko wieder aufzunehmen, als sie eilends miteinander zurück zum Essen gingen, um den Vortrag Arimas nicht zu versäumen. Als sie zur Meditationshalle kamen und in ihre verborgene Ecke schlüpfen, waren die Männer noch nicht da. Dann zogen sie ein, an der Spitze Arima in seinem schlichten Kimono, den er genau wie bei seiner Arbeit am Gürtel gerafft trug. In der Hand hielt er einen großen eisernen Fächer (japanischer Schild). Offenbar kam er geradewegs von der Arbeit. Alle üblichen japanischen Höflichkeitsformeln beiseite lassend, verneigte er sich kaum und begann sofort und ohne irgend eine Einleitung in seiner bündigen und unmittelbaren Art auf japanisch zu reden. Trotz ihrer inneren Bewegung fesselten sie seine Worte, als spräche er nur zu ihr. Es fehlte ihr die Kraft, sich gegen diesen

Einbruch zu wehren. Nicht nur seine Worte nahmen sie gefangen, sondern seine Persönlichkeit selbst ergriff von ihr Besitz, und gerade die Leidenschaft, die sie zuvor verwundet hatte, weckte jetzt alle ihre Kräfte zu lebendigstem Erleben. Kein Manuskript half ihr zu besserem Verständnis, sie mußte ihre ganze Aufmerksamkeit anspannen, um hier und da ein Wort zu erhaschen, das den Schlüssel für den Zusammenhang enthielt. Die kraftvolle harte Stimme beherrschte den Raum.

„Einer der alten Zen-Meister hielt einmal eine Ansprache, die einzig und allein aus folgenden Worten bestand: ‚In dieser Zen-Schule bedarf es keiner Worte. Was ist also der letzte Sinn zenistischer Lehre?‘ Er hob seine Arme empor und verließ das Katheder.

Bedarf dieser Satz der Deutung? Heute werde ich das tun, was er vielleicht verurteilt haben würde, aber da ich meine eigene Meinung habe, so braucht mich das nicht zurückzuhalten. Als Text für meine Ansprache habe ich die Frage eines Mönches und die Antwort des Meisters auf diese Frage gewählt. Der Mönch fragte: ‚Wie kann ich der Fessel von Geburt und Tod entgehen?‘ Die Antwort war: ‚Wo bist Du?‘ Nun möge jeder von Ihnen daraus machen, was er will, und ich werde Ihnen berichten, was *mir* dazu eingefallen ist.

Wo bist Du? Nun, zunächst leben wir in einer Welt, mit der wir zu rechnen haben, ehe wir begreifen, daß sie kaum mehr ist als ein Traum, aus dem es aufzuwachen gilt. Ein Traum aber ist, wie alle Weisen wissen, für den Träumer Wahrheit. Daher ist der je-

weilige Stand der Entwicklung maßgebend für eine dauerhafte Beziehung zur Welt.

Sie können mit Recht fragen, wie eine solche Untersuchung vor sich gehen soll in einer Welt, die unsere Sinne so trügerisch spiegeln, daß sie uns zwangsweise irreführt. Die Antwort ist in unserem Text enthalten. Wir müssen unsere Sinne vollkommen in unsere Gewalt bringen, so daß sie uns gehorsamer sind als dem Durchschnittsmenschen, wir müssen unsere umherschwärmenden Gedanken so in Zucht nehmen, daß sie zur Ruhe kommen und eine Leerheit hinterlassen, die Raum bietet für das höhere Bewußtsein . . .

Sie kennen die Geschichte von dem König von Ceylon, der ein Traumgesicht hatte. Erwacht, bedachte er fragend das Verschwinden des Traumes.

‚Wer ist der Frager‘, fragte er einsichtig. ‚Was ist ihm erschienen? War es ein Traum oder ein Zauber?‘ Da kam ihm die Erkenntnis:

‚Alle Dinge sind eine Schöpfung unseres eigenen Geistes. Wenn der Geist am Weltengewebe wirkt, so erscheint die Vielfalt der Dinge. Wenn der Geist aber still ist, so vermag er in die Wahrheit des Weltgrundes zu schauen.‘

Kaum hatte er also gedacht, vernahm er eine Stimme, die sagte: ‚Wahr habt Ihr gedacht, o König! Handelt nach Eurer Einsicht.‘

So sollten auch Sie tun, meine Zuhörer. Sie wirken unbewußt so reichlich am Weltengewebe mit, daß Sie davon ablassen und das Weltall unbefangen betrachten sollten. Das Leben ist ein Entwurf. So wie es in

einem Wort von Christus heißt: ‚Diese Welt ist eine Brücke. Überschreitet sie, aber baut keine Häuser auf ihr. Haltet jedoch zugleich die Brücke in gutem Zustand.‘ Diese Weisheit meint, der Leib müsse so behandelt werden, daß er ein Bundesgenosse auf dem Wege zu klarer Einsicht werde. Ich bin gegen jede asketische Selbstquälerei in einem Leben voll Schmutz und Erschöpfung, und ich zitiere als Zeugen hierfür den Begründer unseres Glaubens. Er sagt:

‚Hingabe an das Vergnügen der Sinne ist ein schlechter Weg, peinvoll, unwürdig, wertlos, der Weg der Welt. Aber auch Hingabe an Selbstabtötung ist peinvoll, unwürdig, wertlos. Wer die Wahrheit gefunden hat, weiß um den mittleren Weg, der zur Erkenntnis führt. Erkenntnis aber bedeutet Stille, Einsicht, Erleuchtung.‘

Das ist, was wir suchen. Und daher essen wir, wenn wir hungrig sind, aber wir essen mäßig und schlicht. Wenn wir müde sind, so schlafen wir, aber der Schlaf soll ein Tor zur Erfahrung sein. Eifriges Studium der Schriften mag für den Anfänger gut sein. Wir brauchen einen Korb, um unsere Fische nach Hause zu tragen, und der Korb muß in gutem Zustand sein; aber wenn der Fisch gebraten ist, so ist der Korb nicht mehr nötig. Zen ist unser Alltagsleben, und daher beginnt es damit, Leib und Geist zu üben. Dann aber heißt es vertrauensvoll warten, bis der Tag erscheint, da Leib und Geist im Erlebnis der Erleuchtung eins werden. In Japan sollte jeder Mensch von Bildung wissen, daß er nicht in einer Welt zu leben braucht,

wie sie unsere Sinne trügerisch ausmalen. Wer das Spiel der trügenden Sinne vereiteln will, sollte sie mit ihren eigenen Waffen schlagen und den Körper so lange üben, bis er zum Helfer und nicht mehr zum Hindernis auf dem Wege zu seiner Überwindung wird. Fußend auf der chinesischen Tradition haben wir hier in Japan immer den größten Wert auf die körperliche Ertüchtigung gelegt, besonders auf Jiu-Jitsu, das nichts anderes ist als eine Kriegskunst. Aber nicht nur der Leib bedarf der Übung und Entwicklung, sondern auch Geist und Seele. Jedes Tun eines Menschen ist in tieferem Sinn geistig, und das Motiv ist es, das eine Tat adelt oder entwertet. In allen Künsten des Krieges — im Judo, Jiu-Jitsu, im Schwerterspiel, Fechten oder Bogenschießen — ist die esoterische Übung von höchstem Wert, weil sie der Körperkraft die geheime Kraft des Geistes verbündet, und vor allem, weil sie den Kampf selber auf geistiges Gebiet emporhebt. Ginge es nach mir, so müßten sich die Edelsten aus der Jugend unseres Landes in der esoterischen Kriegskunst unterrichten, Frauen so gut wie Männer, denn so allein wird weichliches Selbstmitleid überwunden. Nur so entsteht Kraft, die über den Durchschnitt hinausreicht.

Betrachten Sie diesen eisernen Kriegsfächer in meiner Hand. Er ist eine besondere Art von Waffe. Aber das ist nicht alles. Wollen wir annehmen, ein Krieger werde unbewaffnet von seinem Gegner überrascht. Ein Kriegsfächer, wir können aber ebenso gut sagen ein Papierfächer, liegt neben ihm. Er greift ihn auf, atmet

machtvoll und siehe! der Feind sieht ein Schwert in der Hand des Angegriffenen blinken, ein vielfältiges, schreckliches, blitzendes Schwert, das wie der Strahl der Sonne von einem Spiegel zurückgeworfen wird. Sie wollen das nicht glauben? Sie zweifeln? Dann schauen Sie!“

Er hielt in der Rede inne und schwang unter atemloser Spannung der Zuschauer den Kriegsfächer über sich in der Luft, dann stieß er einen wilden Schrei aus — den Kriegsruf. Im selben Augenblick war der Fächer verschwunden, ein Schwert in seiner Hand beschrieb Kreise und führte Stöße nach allen Richtungen aus. Er stampfte, er machte Ausfälle. Ein Mann unter den Zuschauern sprang in atemloser Erregung auf und warf die Arme in die Höhe. Yasoma hatte alles um sich her vergessen und schaute wie gebannt und mit pochendem Herzen zu. Es dauerte vielleicht zwei Minuten. Dann erklang ein lautes Rasseln, das die Luft erschütterte. Das Schwert war fort. Arima klappte den Fächer zusammen und warf ihn krachend zu Boden. „Das ist nun, was die Welt Materie nennt,“ sagte er verächtlich. „Aber was die Welt Materie nennt, ist in Wahrheit Geist, und der Weise, der selbst Geist ist, kann diese sogenannte Materie in jede Form verwandeln. Es ist gar kein Geheimnis dabei. Versuchen Sie es, und Sie werden es können. Auch den Geist Ihres Feindes können Sie auf Grund des gleichen Gesetzes meistern. Sie können seine Wut in Lachen verwandeln, und er wird von Ihnen gehen als ein Mann, der mit sich selbst und aller Welt in bestem Frieden lebt.“

Sie haben bemerkt, daß ich vorhin einen Schrei ausstieß. Warum glauben Sie wohl, daß jeder Mann instinktiv einen Ruf ausstößt, wenn er in die Schlacht zieht? Tiere machen es genau so. Der Löwe brüllt, der Elefant trompetet. Tun Sie es auch, wenn Sie sich ganz entspannen wollen. Bleiben Sie nicht verkrampft! Und warum? Weil ein solcher Schrei Schwingung ist — und Schwingung ist eines der Geheimnisse von Macht und Einfluß. Aber natürlich müssen Sie zuerst Erkenntnis erlangen. Der Schrei, den ich vorhin ausstieß, hatte die richtige Schwingung, er erschütterte das Gefüge des Fächers und verwandelte ihn für die menschlichen Sinne in ein Schwert. Jede Form — und diese Wahrheit ist seit Jahrtausenden bekannt und in zahlreichen Legenden festgehalten — auch die des eigenen Körpers, kann in jede andere verwandelt werden, und zwar durch Änderung dessen, was ich gegenüber unwissenden Hörern als ‚Gefüge‘ bezeichnen muß. Natürlich hat das Wort ‚Gefüge‘ keinen wirklichen Sinn. Ich gebrauche es nur als Symbol.

Vor wenigen Minuten erschütterte ich das Gefüge und wandelte es aus der Form, die für Sie Fächer heißt, in eine solche, die Sie als Schwert sehen.

Wem aber das Dritte Auge der Weisheit sich aufgetan hat, der gewahrt weder Fächer noch Schwert, sondern Kraft, die sich dem Unwissenden als besondere Erscheinung darstellt, für den Erleuchteten aber nichts ist als reine Kraft.

Und der Schrei? Auch der Schrei ist schwingende Kraft, bis er die Antwort einer Gegenkraft weckt.

Wären die Fenster in diesem Saal Glas, so könnte ich sie mit einem einzigen Schrei zertrümmern. Ich hörte einmal einen Mann einen Schrei ausstoßen, und die Vögel fielen tot von einem Baum vor ihm zu Boden. Er schrie zum zweiten Mal, und die Vögel erwachten wieder zum Leben und flogen davon. Denn alle Formen des Lebens, auch die wir tot nennen, sind Kraft und daher wandelbar.

Sind Sie bereit, mir vollkommen zu vertrauen und mir zu glauben, daß ich Leben in Ihnen zerbrechen und Ihnen wiederschenken kann? Wer von Ihnen die große Kunst des Jiu-Jitsu erlernt, der weiß, daß manche Judo-Schulen sich des Erdrosselns bedienen, und daß die derart Erdrosselten auf besondere Weise wieder zum Leben erweckt werden. Das Ganze geschieht, um die Nerven zu stählen und eine wertvolle Methode der Wiederbelebung zu üben. Es handelt sich um Wiederbelebung durch unmittelbare Berührung. Jetzt aber will ich Ihnen die andere okkulte Methode zeigen, die in Wirklichkeit so natürlich ist wie die erste, damit Sie die Macht des Kiai begreifen lernen, jenes Schreies, den ich vorhin angewandt habe. Diesmal handelt es sich um etwas anderes. Wer meldet sich freiwillig? Vergessen Sie nicht, daß man genau so wie durch Hypnose und gewisse Drogen das Bewußtsein auch auf diesem Wege von den Fesseln des Intellektes befreien kann.“

Alle sprangen auf. Yasoma war wie gebannt. Zugleich mit jedem anderen Gedanken an Irdisches war auch

Ito völlig aus ihrem Bewußtsein geschwunden. Sie wünschte sehnlichst, die Wahl möge sie treffen.

Arima winkte aber aufs Geratewohl einen Mann aus den hintersten Reihen herbei, und im Augenblick, als dieser vortrat, stieß er einen wilden Schrei aus, der gellend und nervenerschütternd durch die Halle erscholl. Der Mann fiel wie erschossen zu Boden und lag regungslos da.

„Sehen Sie,“ sagte Arima, „fühlen Sie seinen Puls. Das Herz hat aufgehört zu schlagen. Betrachten Sie sein Gesicht, es ist überfüllt mit Blut. Die Zunge hängt heraus. Lassen Sie ihn ruhig liegen. Er leidet durchaus nicht. Er ist tot, wie die Welt das nennt. Es tut nichts. Jetzt wollen wir weiter sehen.“

Was ist der Tod? Eine schwierige Frage für den Unweisen. Sicher ist es ein Aufhören des körperlichen Lebensprozesses, auch eine Auflösung der Zellen, wenn genug Zeit darüber hingeht. Hier in diesem Fall werden wir der Auflösung nicht so viel Zeit lassen, denn eine Stunde ist kostbar auf der Pilgerreise des Lebens, und wir haben kein Recht, sie unserem Bruder zu rauben. Unser höheres Bewußtsein aber weiß um das Geheimnis des Todes. Wäre ich ein völlig bewanderter Meister — sagen wir wie der Buddha von Nazareth — so könnte ich wie jener den Leib unseres Freundes Kawagita auch dann erwecken, wenn er schon in Verwesung übergegangen wäre. Die hier angewandte Erweckungsart erfordert keine direkte Berührung. Ich verwende wiederum den Kiai, ‚den lebenspendenden Schrei‘, wie wir ihn nennen, der etwas verschieden ist

vom todbringenden Schrei. Diese Methode kann niemand erlernen, der nicht zuvor Satori erreicht hat. Woher stammt nun die Kraft dieses Schreies und aus welcher Quelle läßt sie sich ableiten?

Ich sagte Ihnen schon, Kraft fordert Kraft heraus. In Indien, von wo diese Weisheitslehre in den Fernen Osten gelangte, heißt die Urkraft Akasha. Es ist die Kraft, die der sogenannten Elektrizität, der Zeit usw. zugrunde liegt. Hier in Japan nennen wir diese Urkraft Aiki. Sie werden bemerken, daß dieses Wort durch Silbenumdrehung aus Kiai entstanden ist. Jiu-jitsu ist einer der Wege zur Erlangung der Kraft.

Darum lernen Sie die große Kunst des Jiu-Jitsu! Wenn es nach mir ginge, sollte jeder junge Mann im Kaiserreich verpflichtet sein, ein gleiches zu tun, unter der Voraussetzung, daß diese Lehre zugleich das Schwert des Geistes zu schärfen weiß. Es ist der Weg zum Übermenschen, von dem Europa geträumt hat.

Nun will ich Sie das Bekenntnis lehren, aus dem das Geheimnis des Kiai entspringt. Wer von Ihnen mit dem indischen Yoga vertraut ist, wird leicht in der Lage sein, dieses Bekenntnis zu verstehen.

Ich habe keine Eltern; Himmel und Erde sind meine Eltern.

Ich habe keine göttliche Macht; Rechtschaffenheit sei meine Macht.

Ich habe kein Werkzeug; Gehorsam sei mein Werkzeug.

Ich weiß um keine Magie; die Kraft meiner Seele sei meine Magie.

Ich habe weder Leben noch Tod; „Aum“ sei mein Leben und Tod.

Ich habe keinen Leib; Standhaftigkeit sei mein Leib.

Ich habe keine Augen; der Blitz sei mein Auge.

Ich habe keine Ohren; Empfänglichkeit sei mein Ohr.

Ich habe keine Glieder; so wähle ich Schnelligkeit statt der Glieder.

Ich habe keinen Plan; glücklicher Zufall sei mein Plan.

Ich kann keine Wunder tun; das wahre Gesetz sei mein Wunder.

Ich habe keine Grundsätze; Anpassungsfähigkeit sei mein Grundsatz.

Ich habe keine Freunde; der Geist ist mein Freund.

Ich habe keinen Feind; Unbedachtheit sei mein Feind.

Ich habe keine Rüstung; redlicher Wille sei meine Rüstung.

Ich habe kein Schloß; Unerschütterlichkeit sei mein Schloß.

Ich habe kein Schwert; das Unbewußte sei mein Schwert.

Diese Worte sind der Beachtung wert. Die Persönlichkeitsform, ob es nun Ihre Persönlichkeit ist oder die meines Kriegsfähers, hat keine reale Existenz. Sie kann sich wandeln und ändern. Der Wunsch weist den Weg.“

Er schloß unvermittelt, wie er begonnen hatte, und sagte:

„Jetzt hat Kawagita den Trank der Lethe getrunken. Wir wollen ihn zurückrufen.“

Er hob die Hand in die Höhe und stieß einen Schrei aus. Ein kalter Schauer durchfuhr Yasoma vom Kopf bis zu Fuß, als habe der Schrei ihrem eigenen Leib gegolten. Einen Augenblick lang war sie von Kopf bis Fuß gelähmt. Als die Lähmung vorbei war, rührte sich auch Kawagita, als erwache er aus tiefem Schlaf. Ein Mann sprang vor und half ihm auf, und er saß da und blinzelte zu ihm empor und rieb sich den Schlaf aus den Augen.

„Ein schöner Traum,“ sagte er träge. „Jetzt aber Luft! Luft! Meine Lungen sind leer.“

Sie führten ihn hinaus und hießen ihn unter einem Baum niedersitzen. Er lächelte:

„Ich tat einen schweren Fall; ich stolperte, glaube ich. Aber jetzt geht es mir wieder ganz gut. Könnte ich eine Schale ehrenwerten Tees haben? Aber ich mußte an etwas denken, was mir später wieder einfallen wird.“ Es fiel ein leichter Regen, und alle freuten sich über den Segen für ihre kleinen steingesäumten Felder. Arima war zum Fluß gegangen und schaute ins vorbeiströmende Wasser hinab, als wolle er dessen gemächlichen Lauf im Geiste einfangen. Ein plötzlicher Impuls gab Yasoma Mut. Sie lief zu ihm hin, verneigte sich vor ihm, und er sah sie mit seinen durchdringenden Augen an.

„Arima sama, gilt das, was Sie gesagt haben, auch für die Frau? Ebensogut wie für den Mann?“

„Natürlich. Warum auch nicht? Persönlichkeit ist nur eine Maske. Unter Ihrer Haut sind Sie ein Mensch und noch viel mehr. Was weiter?“

Sie schaute ihm furchtlos in die Augen.

„Arima sama, ich hatte kein Manuskript Ihres Vortrages zur Hand. Und doch habe ich alles verstanden. Ist das Wahn oder Wahrheit?“

Er ließ seinen Blick nicht von ihr und sagte:

„Es ist Wahrheit. Denken Sie daran, was ich über Form und Kraft sagte. Die Kraft hinter allen Sprachen ist ein und dieselbe. Form ist Schein. Wenn ein Fächer zu einem Schwert werden kann, so kann japanisch ebenso gut englisch oder eine andere Sprache sein. Keiner von uns beiden braucht sich darauf etwas einzubilden, weder ich, daß ich so spreche, noch Sie, daß Sie verstehen. Als ich die Halle betrat, dachte ich, Sie würden es nicht verstehen können. Warum?“

Es war ihr, als werde ihr die Antwort gegen ihren Willen herausgezogen — oder genauer, als antworte ein anderer für sie.

„Weil meine Gedanken so voll von anderen Dingen waren, daß sie für nichts mehr Raum hatten. Nachher rissen Sie mich mit sich fort.“

Er betrachtete sie scharf und sagte:

„Beweist Ihnen das nicht, daß es für Sie am besten ist, sich Ihres Ichs überhaupt nicht mehr zu erinnern? Und warum? Weil das Ich, das Sie während des Vortrages vergaßen, keine reale Existenz besitzt. Es ist eine

Form ohne Inhalt. Liebe ist Selbstvergessenheit und Sammlung, ein mächtiger Zauber in geübter Hand — ein Verderb in ungeübter. Wandern Sie mit Bedacht, denn Sie wandern an den Grenzen der Macht. Sorgen Sie, daß alle Ihre Meditation gereinigt sei vom Gedanken an Ihr Ich.“

Er wollte schon weggehen, rief sie aber nochmals zurück:

„Die buddhistischen Schriften sind Ihnen wahrscheinlich unbekannt. Hören Sie, was Gautama Buddha von den übernatürlichen Kräften gesagt hat. Er, der sich des Wertes des gesprochenen Wortes im tiefsten bewußt war. Wollen Sie gütigst zuhören!“

Gespannt lauschte sie, während er folgende Worte zitierte:

„Wenn ich nun, Ihr Brüder, es wünsche, so überschreite ich das Bewußtsein der Form durch die Zerstörung der Schranke der Sinne und betrete die Sphäre des grenzenlosen Raumes.

Habe ich die Sphäre des grenzenlosen Raumes völlig durchschritten, so trete ich ein in die Sphäre des grenzenlosen Bewußtseins.

Habe ich die Sphäre des grenzenlosen Bewußtseins durchmessen, so trete ich ein und verweile in der Sphäre des Nichtseins.

Wenn ich die Sphäre des Nichtseins durchmessen habe, so gelange ich in die Sphäre, wo es weder Wahrnehmung noch Nicht-Wahrnehmung gibt.

Wenn ich die Sphäre durchmessen habe, wo es weder Wahrnehmung noch Nicht-Wahrnehmung gibt, so be-

trete ich die Sphäre, wo Bewußtsein und Gefühl aufhören.

Ich erfreue mich der Verfügung über Zauberkräfte verschiedener Artung. Ich kann mich aus der Eingestaltigkeit in Vielgestaltigkeit, aus der Vielgestaltigkeit in Eingestaltigkeit verwandeln. Ich kann erscheinen und verschwinden und ohne Schranken durch eine Mauer, einen Wall, einen Berg hindurchdringen wie durch die Luft. Ich tauche ein in festen Boden wie in Wasser. Ich wandle auf dem Wasser, ohne daß es sich teilt. Ich mache die Luft zu meiner Lagerstatt, als sei ich ein beschwingter Vogel. Mit meiner Hand vermag ich Sonne und Mond zu berühren, obgleich sie beide geheimnisvolle Wesen sind.

Wünsche ich es, so bin ich mit göttlicher Hörkraft begabt, die an Reinheit und Schärfe die Hörkraft des Menschen übertrifft, und ich kann göttliche und irdische Töne aus weiter Ferne vernehmen.

Und Kassapa, Ihr Brüder, besitzt, sofern er es wünscht, die gleiche Kraft.“

„Auch Kassapa!“ sagte Arima. „Daher auch Sie und ich. Gehen Sie hin und denken Sie darüber nach.“

DIE TAGE VERGINGEN, UND KEIN ANZEICHEN verriet Itos Rückkehr. Es wurde Yasama zur Gewißheit, daß entweder er selbst oder Arima beschlossen hatten, weitere Begegnungen zu vermeiden. Jeder Tag auf ihm Wege zum Jiu-Jitsu und zur Feldarbeit erschien ihr leer, und wenn sie ihren Tempel erreichte, vergrub sie sich in ihre eigenen Gedanken.

Sie hatte ihr Äußerstes getan, Meditation und Sammlung zu üben, wie Arima ihr angegeben, aber umsonst. Die Not ihres Herzens übertönte alles andere. Ein Ding der Unmöglichkeit, die Gedanken von dem Geliebten abzuwenden und auf abstrakte geistige Wahrheiten zu richten! In den Stunden der Muße saß sie da, die Hände im Schoß; ein moosiger Felsblock unter einem großen knorrigen Baum war ihr Sitz, der Hain, der sie aufnahm, war nicht weit vom Tempel entfernt. Wohl weilte sie dort verborgen im wispernden Schatten der Baumkronen; aber die äußere Stille vermochte nicht, der Unrast ihres pochenden Herzens den Frieden zu schenken.

Manchmal erschien ihr das ganze Erlebnis von geradezu grotesker Sinnlosigkeit. In London bedeutete Ito für sie nur Ärger und Entrüstung. Hätte sie damals gehört, er sei gestorben, sie hätte nichts, auch nicht das leiseste Gefühl dabei gehabt! Und jetzt genügte seine Abwesenheit, um alle Schönheit der Welt ihres Glanzes zu berauben. Und doch war es derselbe Mann. Aber war er es wirklich? Und sie? war sie dieselbe Frau? Nein, dem widersprach ihr Herz voll Zorn. Sie war es nicht. Die Quelle all ihres Denkens hatte sich gewandelt.

Manchmal wieder kam es ihr vor, als ob ihre Liebe in Wirklichkeit ein seelisches Leiden sei, das eines Tages wie eine Stichflamme in wildeste Leidenschaft ausbrechen und sie für den Rest ihres Lebens als ein Häuflein Asche zurücklassen konnte. Manchmal wieder erschien ihr ihre Liebe wesenlos, ohne realen Partner, so als sei er, um den sich ihre Welt und all ihr Sehnen drehte, nur eine Ausgeburt ihrer eigenen Phantasie und ohne Beziehung zum wirklichen Leben.

Aber gesetzt den Fall, er war wirklich nur ein Gebilde ihrer eigenen Phantasie, wie ließ sich dann zerstören, was sie selbst aus ihrem Herzblut in Seligkeit und Pein geschaffen? Nach buddhistischer Lehre war eine solche Phantasie Wirklichkeit, ja noch viel wirklicher als sogenannte Tatsachen.

Wir lassen die Weise ertönen,
Wir selber träumen den Traum.
Wir hören die Brandung dröhnen
Am einsamen Ufersaum.

Aus ewigen Heldensagen
Schuf Dom und Palast unsre Hand,
Und ruhmvolle Reiche ragen
In uraltem Märchenland.

Sind „erdichtete“ Gestalten, wenn sie einer großen Phantasie entstammen, nicht unvergleichlich viel „wirklicher“ als die sogenannten wirklichen Menschen aus Fleisch und Blut? Wo wäre der Traum, der nicht früher oder später welkte, sobald er in die sogenannte Tatsachenwelt eingegangen ist? Durch diese Wandlung ist er aus seiner eigenen Welt herausgerissen und als Fremdling in die Welt der Erscheinung verpflanzt; dort aber muß er entweder seine wahre Natur verlieren oder zugrunde gehen. In diesem Licht erblickte sie auch die Geschichte ihrer Liebe zu Ito. In der Schmiede ihrer Phantasie war sein Bild erstanden, schön und weise und kraftvoll, und als es vollendet war, da erst hatte sich ihre selbststüchtige Leidenschaft seiner Gestalt bemächtigt, ihn verschleppt in die Welt, wo Erfüllung eines Wunsches schon Verlust bedeutet, wo Zeit und Raum Trennung sind, wo irdisches Leben stärker ist als die Ewigkeit, wenn auch nur für eine kurze Weile.

Während die Nächte in der Herrlichkeit des gestirnten Himmels, unter klarem oder verschleiertem Mondschein dahingingen, hatte sie Augenblicke, in denen ganz neue Gedanken, seltsame Einfälle in ihr wach wurden. Dann saß sie auf, die Arme auf die Kniee gestützt, und verlor sich, in Erinnerungen zuerst, dann in der immer lebendigeren Erkenntnis seiner Fürsorge

für sie, seiner Weisheit, der geheimen Schönheit seines Geistes — bis der Gedanke so mächtig in ihr wurde, ihn so nah zu ihr herzog, daß sie meinte, die Nacht müsse zerreißen und ihn ihr schenken.

Sie wußte nicht, daß sie gerade auf diesem Wege Arimas Anweisungen befolgte, gerade auf diesem Wege ihre Seele in Selbstvergessenheit übte, die das Wesen des geistigen Lebens ist. Wäre es ihr gesagt worden, so hätte sie geantwortet:

„Das kann gar nicht sein, denn ich denke ja gerade an das einzige im ganzen Weltall, das mehr „Ich“ ist als ich selber. Ich habe mein Ich verloren in der Tiefe. Er ist ich und ich bin er. Wie sollte ich nicht daran denken, was das Leben meines Herzens ist?“

Und Arima hätte geantwortet:

„Da sitzt du, verloren in Betrachtung über die Liebe, das unergründliche Geheimnis, das das ganze Weltall mit neuer Kraft versorgt. Die Selbstvergessenheit, von der du sprichst, ist gerade die aufwärtsdrängende Kraft in deinem Ringen und Streben. In ihr fällt das Allbewußtsein mit deinem persönlichen Bewußtsein zusammen. Die Kraft, die dich mit sich reißt, ist Liebe, die herrliche und schreckliche Göttin, die ihr Antlitz mit dem Bilde des Todes verhüllt, weil der Mensch die Schönheit ihrer verborgenen Augen nicht zu ertragen vermag. Durch ihre Gnade, durch nichts anderes, bist du eins geworden mit dem Allbewußtsein, außerhalb dessen nichts lebt und webt in der ganzen Welt.“

Mit jedem Tag aber wurde ihr deutlicher bewußt, daß ein Fremdes in ihr lebte — ein neues Selbst, das sie

zuvor nicht gekannt, ein Selbst, das über unberechenbare Kräfte verfügte. Eine neue Welt, ein neuer Einwohner in ihr; strahlendes Morgenrot, dessen Schönheit sie verwirrte und ihr Herz wie mit Schwertern durchbohrte; schweigendes Mondlicht, dessen Strahlen sie mit unnennbarer Sehnsucht erfüllten; Regenströme, die Tränen der ganzen Welt. Die Erde, der Himmel, das Meer hatten sich erneut, seit ihr zum ersten Mal die Sonne der Liebe aufgegangen war, seit sie mit blutenden Füßen ihr nach auf dem Kreuzesweg dahinschritt, dem Tor der Auferstehung entgegen . . .

Von fremdem Stern zu ihr herabgekommen, auf feurigen Sohlen, von Geheimnis unwittert, brachte ihr die Liebe neues Wissen und neue Klarheit, doch nicht von Fremdem und Unbegreiflichem, sondern von längst Vergessenem, uralt Vertrautem, das einst ein Teil ihres Wesens, das verschüttet war und jetzt zu neuem Leben in ihr erwachte, verheißungsvoll wie die unverhoffte Blütenfülle des Frühlings und die sommerlich reifende Frucht.

Eines Morgens stand sie bei Tagesgrauen nach einer fast schlaflosen Nacht unter den tauigen Bäumen, als ein junger Japaner, der Arima mit Leib und Seele diente, des Weges kam; er brachte ihr eine lange, schmale Hülse und ein Buch, beides in einem weißseidenen Tuch, in das hellgrüne Bambussprossen eingewebt waren. Zugleich händigte er ihr unter einer Reihe tiefer Verbeugungen einen Brief ein und lächelte bei dem Gedanken an die Freude, die er mitgebracht hatte. Sie öffnete gespannt den Brief und las:

„An Ihrer Wand hängt ein Bild. Es hat schon so lange dort gehangen, daß Sie seiner Schönheit kaum mehr gewahr werden, wenn Ihr Blick darauf fällt. Ich las einmal, das Bewußtsein des Menschen sei wie eine dunkle Stadt in tiefem Schlaf, in der nur hie und da die schläfrigen Leuchten der Nachtwächter erschimmern, und jede dieser Leuchten wirft einen winzigen runden Schein in die undurchdringliche Finsternis. Möge das Bild, das ich Ihnen hier zusende, zu einem leuchtenden Schimmer für Sie werden. Nehmen Sie das andere, an das Ihr Auge sich schon allzusehr gewöhnt hat, von der Wand, und ersetzen Sie es durch das neue. Es ist Arznei für Ihr Herz. Ich schicke Ihnen zugleich ein Buch, das eine Offenbarung der Schönheit ist. Und da Ihre Geschicklichkeit im Jiu-Jitsu Ihnen nunmehr den Rang als Nigan — unser zweiter Grad — sichert, bitte ich Sie, Ihre geistige Geschmeidigkeit im Kiai-Jitsu zu üben, denn der Leib ist die Brücke, über die der Geist zum Sieg schreitet. Ich schliesse diesen Brief mit einem Wort aus der Botschaft unseres großen Kaisers Meiji, ein Gebot, dem jedermann gehorchen sollte: „Suche die Weisheit weitab von der Welt!“ Das ist die erste Vorschrift, und ich lasse ihr eine zweite folgen, die von unserem gegenwärtigen Herrscher stammt und für das seelische Leben gleich wichtig ist:

„Halte dich fern von Vielfalt und Nachahmung, strebe nach festem Grund und Ursprünglichkeit.“ Ein großes Wort, umsomehr als der Schreiber seine Vorschrift selber befolgt und die Einheit in der Vielheit erkennt.

Auf diesem Wege hat er seinem Volke reiche Kraft erschlossen.“ Dieser Brief war gezeichnet mit Arimas Namen und darunter standen die Worte:

„Seien Sie glücklich!“

In diesem Augenblick fiel der erste Strahl der aufgehenden Sonne ins Fenster und erfüllte ihr Herz mit stolzer Freude. Der Brief bedeutete ihr das Siegel echten Lobes für ihr Werk. Jetzt war sie berechtigt, im Falle der Not die gefährlichen Griffe anzuwenden, die nur den Eingeweihten vertraut sind. Jetzt kamen die Prüfungen an die Reihe, die den Beweis für Ausdauer in Hitze und Kälte bringen sollten, die Sommer- und Winterübung. Bei allen diesen Übungen wurde sehr viel verlangt, und ein Versagen bedeutete eine Art von öffentlicher Schande.

Es war ihr, als habe ein starker froher Wind ihr ganzes inneres Wesen durchweht, habe Sonnenschein und den Duft der Kiefernwälder mitgebracht, die tauschwer im Glanz der Morgensonne atmeten. Das war die rechte Herzensarznei! Leben, Handeln, Erkennen, statt immer nur über den Schatten des Lebens zu brüten. Sie spürte die neue Kraft wohl nur deshalb, weil Arima ihr mit seiner Gabe ein Stück seiner eigenen granitenen Kraft geschenkt hatte. Wie genau hatte er erraten, was ihr nottat! Der Ausspruch des großen Kaisers rührte an die tiefste Wurzel ihrer Schwäche: „Halte dich fern von Vielfalt und Nachahmung...“ Immer wieder hatte die Angst vor der eisigen Taufe der Wahrheit sie geschreckt. Aus Liebe wählte sie Ito zum Vorbild, aber nicht um der Wahrheit willen, son-

dern um seinen Augen wertvoll und begehrenswert zu erscheinen. „Strebe nach festem Grund und Ursprünglichkeit!“ Die echte Güte, die sich hinter den wenigen Sätzen des Briefes verbarg, rührte sie bis ins Innerste und verlieh ihr das Glück, das der Brief ihr anriet.

Frohen Herzens entrollte sie das Bild; es war ein langer Kakemono auf rahmweißer, vom Alter gebräunter Seide, die Einfassung aus prächtigem altblauem Brokat. Aber nun erst das Bild selber! Über die Höhe eines unsichtbaren Berges stürzte ein mächtiger Wasserfall in schauerliche Leere hinab; keine Macht der Erde vermöchte die gesammelte Kraft des Elements aufzuhalten! Zwischen Felsen gestautes und gebändigtes Wasser in einem Ausbruch schäumender Wut und wilder Flucht. Über dem Wassersturz, vom Wind des Falles geschüttelt und gepeitscht, doch nicht gebrochen, sich neigend und wieder erhebend, hängt der zarte Zweig eines unsichtbaren Ahornbaumes; er scheint daheim zu sein in diesem Orkan hastender Kraft, furchtlos in seiner schwanken Zartheit, als tanze er in den Armen des Todes und entfalte seine Blättersterne gelassen auf dem Hintergrunde des Grauens. Es war, als riefe das Weltall durch diesen zarten Zweig: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Ihre Augen erschauten, ihr Herz verstand, warum Arima ihr gerade dieses Bild aus dem innersten Bezirk des Jiu-jitsu gesandt hatte, und sie saß davor wie verzaubert.

Endlich öffnete sie auch das Buch. Der Band enthielt eine Anzahl von No-Spielen in meisterhafter Über-

setzung. Einige kannte sie schon, andere noch nicht. Auf dem Vorsatzblatt stand ein Gedicht, das Ito einmal gesprochen hatte, als sie unter indischem Mondlicht auf dem Ozean beisammen saßen.

„Nun, da endlich ich weiß, daß alles Wirkliche Schatten,

Wie vermeint' ich da noch, Träume seien nur Traum?“

Sie fiel in tiefes Sinnen über diese Zeilen und erinnerte sich seines Widerspruches, als sie gegen die allzu-große Kürze japanischer Gedichte Einwendungen erhob:

„Haben Sie nicht bemerkt, daß jedes unserer Gedichte eigentlich nur die Überschrift eines Gedichtes ist? Es ist wirklich so. Das Gedicht selber entspringt aus der schöpferischen Vereinigung von Dichter und Leser und verbleibt für immer in beider Herzen.“

Frohlockend wanderte Yasoma den Hügel empor und betrat Arimas Garten. Er steckte die Maße für den großen Werkzeugschuppen ab und war ganz in seine Arbeit vertieft. Diesmal aber tat sie, was sie zuvor nie gewagt hatte, sie trat auf ihn zu und sprach furchtlos und fröhlich:

„Arima sama, ich möchte Ihnen danken.“

Er richtete sich auf und betrachtete sie, die eine Hand in die Hüfte gestemmt, zunächst noch mit abwesendem Blick, dann aber mit wachsender Aufmerksamkeit, denn die strahlende Freude, die sie erfüllte, umgab sie fast sichtbar. Auch in seinen Augen glänzte es golden auf.

„Was ist denn geschehen?“ fragte er mit seiner gewohnten Nüchternheit, wenn sich auch deutlich eine warme Freude hineinmischte.

„Ihr Brief über mein Jiu-Jitsu. Nicht im Traum hätte ich das erwartet! Und wann darf ich anfangen? Heute?“

„Gewiß, heute, wenn Sie wollen. Aber warum danken Sie mir für einen Akt der Gerechtigkeit? Das ist durchaus nicht notwendig.“

„Wenn es nur Gerechtigkeit war, so freue ich mich noch viel mehr. Aber daß Sie mir das Bild und das Buch geliehen haben, das war nicht Gerechtigkeit, sondern eine Gabe der Schönheit — und was ist barmherziger, als Schönheit zu schenken? Es ist ein Almosen des Himmels.“

Seine tiefliegenden dunklen Augen verrieten ein aufblitzendes Interesse:

„Nun, wenn meine Barmherzigkeit am rechten Platz war, so müßten Sie mir wohl erklären können, was dieses Bild bedeutet, und zwar ohne himmlisches Gefühl, das kommt hier nicht in Frage.“

Sie sagte ohne Zögern:

„Es mag auch einen anderen Sinn haben, aber ich sehe darin den Geist des Judo, den Sieg im Nachgeben, und ich nahm mir die Lehre zu Herzen.“

„Das ist nun glatter Unsinn!“ sagte er fast ärgerlich.

„Warum muß denn alles so gefühlvoll und symbolisch sein? Es ist ganz einfach der Zweig eines Baumes, der gerade noch dem Wasser entrinnt und so der Gefahr entgeht, hinabgerissen zu werden. Warum

wollen Sie mehr hineinlegen, als darin ist? Wenn Sie richtig verstehen, was dieses Bild Ihnen sagt, verstehen Sie das Weltall. Lassen Sie es sich selbst genug sein in seiner Wirklichkeit.“

Sie antwortete leidenschaftlich:

„Die Wirklichkeit des Bildes ist, was ich sehe.“

„Dann behalten Sie sie für sich, sonst vernehmen Sie sie nicht mehr. Wenn Sie sie im Tiefsten verstanden haben, so können Sie nicht mehr darüber sprechen. Also — kommen Sie heute Nachmittag um sechs Uhr zu mir, dann zeige ich Ihnen den ersten der geheimen Griffe. Bringen Sie Sayoko nicht mit. Sie ist noch nicht so weit. Jetzt aber — an die Arbeit!“

Sie wollte noch ein paar Worte sagen, aber er gebot ihr Schweigen.

„Was sagen die chinesischen Weisen? ‚Das Weltall ist voll von Schönheit, aber es spricht kein Wort. Die vier Jahreszeiten folgen einander nach ihrem Gesetz, aber kein Ton ist vernehmbar. Daher weilt der Vollkommene in Betrachtung des Weltalls.‘ Suchen Sie diesen Ausspruch zu verstehen und lassen Sie mich jetzt arbeiten.“

Aus seinen Augen strahlte ihr wortlos geheimer Trost entgegen. So schritt sie froh von dannen. Was aber mochte der leidenschaftliche Sturm in ihrem Herzen bedeuten, der das Blau ihres inneren Himmels so tief umwölkete? Sie vermochte das Rätsel nicht zu lösen, und doch ahnte ihr der geistige, der weltweite Sinn ihres Erlebens. Die Sonne, der goldene Drache, brach strahlend durch die Wolken und verhiess ihr Schöne-

res und Besseres, statt des Guten, das ihr versagt blieb. Jetzt erst verstand sie, daß Arima Ito nur fortgeschickt hatte, um den Kummer von heute gegen den Segen von morgen zu tauschen.

Als sie mit Sayoko aufs Feld ging, erzählte sie ihr von ihrer Beförderung im Jiu-Jitsu und empfing einen fröhlichen Sonnenstrahl aus der edlen Mitfreude des Mädchens.

„Die Berge selbst sind heute stolz auf Sie, Soma sama! Sehen Sie, wie sie emporsteigen ins Himmelsblau, wie viel höher sie sind als sonst! Was hätte ich darum gegeben, diese Auszeichnung zu erringen!“

„Sie haben sie genau so gut verdient wie ich, vielleicht noch mehr. Ich verstehe auch jetzt noch nicht, wie ich dazu komme,“ sagte Yasoma.

„Nein, nein, hätte ich sie verdient, so hätte ich sie auch erhalten. Ich war der Meinung, mein Jiu-Jitsu käme dem Ihrigen sehr nah, aber das war ein Irrtum. Zu denken, daß Sie heute etwas erfahren werden, was ich noch nicht wissen darf! Morgen müssen Sie hart mit mir umgehen. Strengen Sie sich aufs Äußerste an, mich zu besiegen, damit ich daraus lernen kann. Eins ist sicher: Ihr Erfolg ist eine Ehre für uns alle.“

Ihre selbstlose Freude war so frisch und klar wie sprudelndes Wasser. Wie konnte einer hier oben traurig sein, auch im Mißerfolg, wo Freude geteilt wurde wie Brot, wo der Erfolg des einen ein Sieg für alle war? Als sie um sechs Uhr heraufkam, fand sie nur Arima und Arimoto im Jiu-Jitsu-Raum vor; beide kampfbereit. Nie hatte sie zuvor mit Arimoto gesprochen,

mochte sie auch gelegentlich während der Übung der dunkle Blitz seiner Augen gestreift haben. Sie spürte, daß er nicht nur wegen seiner Meisterschaft, sondern aus einem tieferen Grunde für diese Arbeit erwählt war. Er verbeugte sich mit scheinbar kühler Zurückhaltung vor ihr und brach ein Gespräch mit Arima ab, von dem sie nur die letzten Sätze gehört hatte:

„Mein Großvater war der Ansicht, die ich Ihrer ehrenwerten Erwägung unterbreiten möchte, daß ein Mensch, der den Grad des Nigan erreicht hat, wenigstens einen der Kubi-Gatame (Nackengriffe) erlebt haben sollte. Er muß sonst bei diesen Griffen mehr leiden.“

„Ihr Großvater hatte Recht. Sein Name wird leben!“ sagte Arima. „Die Ausnahme wurde nur deshalb gemacht, weil der Schüler eine Frau ist, aber da wo es sich um wahrhaften Fortschritt handelt, schwinden alle Unterscheidungen.“

Er wandte sich zu Yasoma, die schlank aufgerichtet und mindestens so groß wie Arimoto in ihrem Keiko-gi, ihrem Sportanzug, vor ihm stand.

„Haben Sie gehört? Von jetzt ab betrachten wir Sie als Mann, wenn Sie weiter fortschreiten wollen, und ersparen Ihnen nichts mehr. Es versteht sich von selbst, daß Sie Ihr Ehrenwort verpfänden, keinen der geheimen Griffe anderen zu verraten, es sei denn mit Zustimmung von zwei Fachleuten, die beide mindestens um zwei Grad höher sind als Sie selbst. Haben Sie das genau verstanden? Sie begreifen die Gefahr?“ Sie bejahte ohne jede Angst und fügte hinzu:

„Ich gebe mein Ehrenwort. Ich begreife die Gefahr. Aber ich habe eine Frage. Ich hörte, was Arimoto sama vorhin sagte, und stelle deshalb den Antrag, mich der Probe des Erdrosselns zu unterziehen, die, wenn ich recht verstanden habe, jeder Fachmann meines Grades bestehen muß. Ich bin zwar bis jetzt noch kein Fachmann, aber ich bin entschlossen, ein solcher zu werden.“

Wenn in diesen Worten ein wenig Stolz durchschimmerte, so konnte Arima das verzeihen, angesichts ihres Eifers und Mutes. Er lächelte.

„Gut so. Wünschen Sie die Probe von meiner Hand oder von Arimoto sama?“

„Das kann ich nicht entscheiden. Es steht bei Ihnen.“ Er lächelte wieder und sagte: „Ausatmen! Die Lungen ganz leer machen!“ und gab Arimoto ein Zeichen. Das letzte, was sie spürte, war ein Handgriff an dem lockeren Ausschnitt ihres Kragens und ein grausamer, erstickender Zugriff des Todes. Dann verlor sie jedes Bewußtsein. Die Zeit hatte aufgehört.

Finsternis. Sie stand auf dem mächtigen Bogen der Brücke im Garten Arimas, und der kalte öde Strom schäumte zu ihren Füßen. Die Verlassenheit der Berge warf ihren drohenden Schatten hernieder. Die Nacht brach an, aber kein Mond stand am Himmel, kein Sternenschimmer durchdrang die Finsternis. Und doch empfand sie keine Furcht. Ihr war, als habe ihr Leib sich in reinen Geist verwandelt. Kein Atem ging durch ihre Lungen, ihre Füße glitten dahin, als ob die Luft sie trüge; und eine Kraft, die stärker war als ihr klei-

ner Wille, bewegte sie vorwärts. Ohne einen Blick zurück, ohne Furcht und Zaudern überschritt sie die Brücke und klonn zwischen den rauhen, wegversperrenden Felsen aufwärts. Kein Laut drang an ihr Ohr, nur eine tiefinnere Stimme sagte ihr, daß jenseits und droben eine Begegnung ihrer warte.

„Der eine, der harrt“ . . . Wo hatte sie nur diese Worte gelesen? Die Begegnung konnte Freude oder Schrecken bedeuten, das war ihr bewußt. Aber trotz dieser Erkenntnis blieb sie frei von Furcht. Während sie den Weg emporstieg, war ihr, als geleite sie das Flüstern einer Stimme wie das Säuseln des Windes in den Blättern. War es der Fluß? Nein, der toste drunten auf dem Wege der Zerstörung, achtlos und gleichgültig. War es die Seele der Kiefern, die den schmalen Pfad einsäumten, solange sie noch in der dünnen Luft zu atmen vermochten? Ihr Bewußtsein war so klar, so bar jeder irdischen Hülle, daß es sich mit allem Lebendigen vereinte, ein bewußtes Teilchen des Alls.

„Mut! Die Finsternis birgt keine Schrecken. Aus ihr gebiert sich das Licht. Weiter hinan!“

Das windgeborene Flüstern kam und ging wie das leise Rauschen der Seele eines Waldes in tiefer Nacht. Dann lichtete sich die Finsternis, obgleich der Mond nicht schien. Das Bewußtsein hinter ihren Augen leuchtete von innen heraus und wies ihr den Pfad, der sich immer noch emporwand und sie zu höherem Aufblick einlud. Jetzt stand sie vor einem Felsen, den die Natur selbst mit dem Meißel von Wind und Wetter zu einem rauhen Hochsitz gewandelt hatte. Hier erwei-

terte sich der Pfad, als lüde er selber zur Rast und zum Ausblick zwischen zwei ragenden Felsnadeln hindurch auf den zornigen Fluß tief drunten. Ein Mann saß auf dem Felsensitz und schaute unbewegt hinab, das Kinn in die Hand gestützt. Er wandte ihr sein Gesicht zu. Da erkannte sie ihn. Es war Ito.

Es geht die Mär, daß in den gewaltigen Bergen des Himalaya, hoch oben im Norden, ein verborgenes Tal sei, in welchem auf den lächelnden Wink Gottes mit einem Schlage der Winter stirbt und der Sommer erwacht. Ein solches Wunder erlebte auch Yasoma. Im Nu verwandelte sich ihre Welt.

Mit einem Schrei, der das Eis ihres Herzens zertrümmerte, sprang sie auf ihn zu und umklammerte seine Hände, die er ihr entgegenstreckte. Über ihr lächelte in göttlicher Nähe und Zärtlichkeit sein Antlitz. Seine Augen tauchten in die ihren, und sein Lächeln war so strahlend, daß die Sonne selber nur Zwielight dagegen war. In der höchsten Verschmelzung der Seelen flammte der Abgrund des Lichtes auf; der Abgrund verliert seinen Schrecken und ist nicht mehr. Alles ist nur noch ein einziges klingendes Lied — „ich bin dein“ — und die Antwort — „für ewig“.

Sie fragte: „Du weißt, wer ich bin, ich bin befleckt und gefesselt. Und trotzdem liebst du mich?“

„Ich liebe dich, weil du mein bist und mit mir eins bist. In der Liebe, die uns vereint, sind alle Flecken und Fesseln verschwunden. Sehnsucht ist der Wurzelgrund, auf dem die mystische Rose erblüht. Blick auf

und um dich, Geliebte, denn unverhüllt schreitet die Schönheit über die Berge.“

Sie lehnte an seiner Schulter. Während sein Arm sie umschlang, schweifte ihr Blick hinüber in den weiten blauen Frieden. Der Fluß drunten strömte fröhlich dahin, die Erde vom tauenden Schnee zu befreien. Weiße Wolken spiegelten sich in ihm, silberne Schwingen glitzerten flüchtig über ihn hin. Die Luft war still und unbewegt, durchwirkt vom Gold des Morgenrotes. In schimmernden Tropfen floß der Glanz der ersten Sonnenstrahlen von den Kiefernadeln herab, und durch die grün überhauchten Felsen erglänzten zwischen Farnkräutern lebende Fäden von Kristall; kleine Quellen, die ihr Geriesel mit dem großen Fluß der Hoffnung vereinten, auf seinem Weg zum Meer der Seligkeit. Kein Wunsch, kein Begehren in ihrem Herzen verlangte nach leiblicher Vereinigung, nicht einmal nach einem Kuß, denn alles Begehren erstirbt in vollkommener Verbundenheit. Wo blieb da noch Raum für Wünsche? Wo gäbe es größere Nähe, in welcher jeder zugleich der andere ist?

Glückerfüllt schaute sie in seine Augen. Sprechen war unmöglich. Nie wieder gab es Trennung.

„Im Herzen meines Herzens trage ich dich ewiglich, und du bist eins mit mir selbst.“

„Und ich bin dein, bin dein.“

In verklärter Schau, frei von aller Form und Gestalt, erlebte sie das innerste Paradies lebendigen Daseins. Ihr Leben hatte Vollendung erfahren und wußte sich eins mit der Ewigkeit.

Dann umwogte ihn langsam ein Meer von Schatten, verbarg seine Hände, deckte sein Gesicht, verdunkelte seine Augen. Allmählich versank er ganz in der Verfinsterung, der Schatten der irdischen Welt kroch langsam höher. Ihre Hände lösten sich von den seinen.

Dunkelheit. Stille. Dann vernahm sie leise Stimmen. Sie schloß ihre Augen, vielmehr sie öffnete sie allmählich und widerstrebend, die Welt des Diesseits wieder einzulassen, und erkannte zuerst nur unklar, dann immer deutlicher Arima, der neben ihr kniete, und zu seiner Seite Arimoto, der schweigend auf sie niederschaute. Nun war diese Rückkehr der Traum, und das was sie gerade erlebt hatte, Wirklichkeit. Sie suchte ihre Gedanken zu sammeln und spürte dabei weder Unbehagen noch Müdigkeit. Dann setzte sie sich mit Arimas Hilfe auf und lächelte.

„Nun?“ fragte er langsam. „Sie haben den Tod erfahren, und das tiefste Geheimnis des Judo liegt im Wissen, daß der Tod ein höheres Leben ist. Was haben Sie darauf zu sagen?“

„Ich kann nichts sagen. Ich weiß,“ antwortete sie.

„So ist es am besten. Nun trinken Sie dieses Wasser und ruhen Sie, bis ich Arimoto ein Zeichen gebe. Dann zeigen wir Ihnen die beiden ersten geheimen Griffe, und das nächste Mal versuchen Sie sie selbst.“

Mit unaussprechlicher, ruhevoller Freude blieb sie liegen, während Arima und Arimoto miteinander flüsterten. Dann gab Arima ein Zeichen. Sie traten einander in Kampfstellung gegenüber, verneigten sich und

enthüllten ihr das erste jener gefährlichen Geheimnisse, die nur für die Auserwählten bestimmt sind.

Arima geleitete sie hinab zum Tempel. Sie schritt neben ihm dahin, ohne Stolz, ohne Erregung oder Müdigkeit, und ein Glück erfüllte sie, dessen Namen die Erde nicht kennt.

Am nächsten Morgen ging sie wie gewöhnlich zur Arbeit, äußerlich unverändert, mochte vielleicht auch unbewußt ein verborgener Strahl von innen das Gitter der Sterblichkeit durchdringen. Zu ihrer freudigen Überraschung holte plötzlich Scott sie auf ihrem Wege ein. Er sah frisch und glücklich aus nach seinem weiten Weg über das Moor, und in seinen Augen leuchtete es von brüderlicher Kameradschaft. Vergnügt fragte er: „Hallo! Wie geht es Ihnen? Aber ich brauche gar nicht zu fragen. Ich sehe es ja. Blendend!“

„Blendend.“

„Und was haben Sie in all der Zeit gemacht? Soll ich raten? Reißende Fortschritte im Judo?“

„Ganz richtig!“ Sie lachte ihm vergnügt in seine lichtblauen Augen. „Haben Sie es mir auch zugetraut?“

„Ich habe es genau gewußt. Sie wären sonst bestimmt nie hierher gekommen. Sind sie nun zufrieden mit sich selbst?“

„Mit mir und mit allen anderen. Aber erzählen Sie mir, warum waren Sie so lange fort?“

„Wir machten zu einem bestimmten Zweck psychische Versuche. Außerdem wurden zwischen Ito und mir Vereinbarungen für Indien getroffen. Dann mußte ich

noch hinunter nach Kobe zu Verhandlungen. Ich hasse diese Stadt. Morgen reise ich.“

Sie blieb stehen und schaute ihn an. Früher einmal hätte seine Abreise ihr Herz gebrochen. Heute aber empfand sie dabei gar kein Gefühl von Verlust, so nahe sie einander auch durch dieses Wiedersehen gekommen waren.

„Wie sehr würde ich Sie noch vor einer Woche vermißt haben!“ sagte sie im Weitergehen, und ihre Worte galten mehr ihr selber als ihm.

„O ich weiß! Jetzt vermissen Sie mich gar nicht mehr,“ antwortete er eifrig. „Ja, so geht der Weg! Wo es keine Entfernung mehr gibt, ist auch kein Raum mehr für Trennung. Das ist Arimotos Ausspruch. Er kennt ein chinesisches Gedicht —

„O — du Hüter meines Herzens,

Eilig tragen meine Füße

Mich zu dir, ins Land von Liang.“

Nun, ich habe nicht alles behalten, aber das Ende ist so:

„Hundert Meilen weit ist Liang Nan;

Doch in eines Herzschlags Schnelle

Fieht nach Liang Nan meine Seele,

Eines Schläfers Stirn zu küssen.“

„Und es ist nicht einmal Bluff dabei!“ schloß er lachend. „Wir haben Versuche gemacht in — nun ich glaube, die Leute würden das etwa höhere Telepathie nennen, wenn sie etwas davon verstünden. Gedankenübertragung, auch Bildübertragung durch den leeren Raum. Wir haben es nicht gerade auf Wunder abgesehen, wissen Sie, aber wenn etwas von praktischem

Wert ist, warum sollte man es dann nicht üben? Etwas anderes kommt gar nicht in Frage. Ich muß immer an den jungen Menschen in Indien denken, der sich fünfzehn Jahre lang selbst hypnotisierte, um auf dem Wasser gehen zu können und —“

„Ich kann mir gut denken, was dann geschah!“

„Genau das, was Sie meinen! Sein Meister erklärte ihm, er sei ein Narr, seine Zeit mit etwas zu verschwenden, wozu ihm jeder Fährmann für einen Penny verhelfen könnte. Nein — wir arbeiten nur an praktisch verwertbaren Leistungen, die auf keinem anderen Wege möglich sind. Ito leistet auf diesem Gebiet viel mehr als ich. Er muß Sie unterrichten, und dann werden Sie instande sein, auf den Flügeln des Windes nach Indien zu kommen. Ach, daß ich es nicht vergesse, er bat mich, Ihnen auszurichten, er kehre in einer Woche zurück und hoffe, daß Sie mittlerweile weitere Fortschritte im Jiu-Jitsu machen. Über Ihre letzten Erlebnisse im Jiu-Jitsu war er genau unterrichtet, das konnte ich aus einer Andeutung gestern abend entnehmen.“

„Was hat er gesagt?“ Sie brauchte sich nicht besonders zu beherrschen, so leicht kam sein Name über ihre Lippen.

„Er sagte: ‚Sagen Sie Yasoma sama, wenn der wilde Ölbaum in Japan wüchse, so hätte ich ihr heute einen Kranz aus seinen Zweigen geflochten.‘ Entweder hat also Arima mit ihm gesprochen, oder er hat es gespürt, wie ich es in dem Augenblick spürte, als ich Sie heute sah. Er kann das, auch über weite Entfernungen. Übrigens habe ich Ihnen etwas zu beichten. Hoffentlich

habe ich keine Dummkeit gemacht. Ich war in Kobe in einem großen Hotel, und es traf sich, daß ich und noch ein Mann dort die einzigen Engländer waren. So kamen wir ins Gespräch. Ich kann nicht behaupten, daß ich den Gesichtsausdruck dieses Menschen besonders sympathisch fand, aber man muß ja höflich sein. Er sah gut aus, aber irgendwie hatte ich eine Empfindung wie: ‚Vorsicht!‘ Er stellte eine Menge von Fragen über die Gegend hier; natürlich erzählte ich ihm alles, was da zu erzählen war, und schließlich fragte er mich nach langem Hin und Her und viel Geschwätz, ob ich vielleicht zufällig eine Bekannte von ihm getroffen hätte; und ich fuhr beinahe auf vor Erstaunen, als er sagte: ‚Miß Brandon.‘“

Ihre Hände verkrampften sich, aber kein Zucken ging über ihr Gesicht, kein Wort kam über ihre Lippen. Scott mochte dieses Schweigen befremdlich finden, aber er tat, als beachte er es nicht, und sprach schneller, um die Geschichte so rasch wie möglich zu Ende zu bringen: „Er sagte, sein Name sei Maxwell, er kenne Mrs. Ascham und habe eine Botschaft von ihr für Sie. Und nun müssen Sie mir verzeihen; ich hatte ja eigentlich kein Recht, mich in diese Sache einzumischen, aber ich konnte den Kerl einfach nicht leiden. Außerdem hatte ich das Gefühl, daß jedes Wort von ihm gelogen war. Darum sagte ich: ich weiß nichts von einer Miß Brandon, und wenn ich etwas von ihr wüßte, so würde ich Ihnen die gleiche Antwort geben. Sie können meine Worte also auffassen, wie Sie wollen!“ Dann stand ich

auf, ging hinaus und verließ das Hotel. Hätte ich es anders machen sollen?“

„Sie hatten vollkommen recht, und ich bin Ihnen dankbar. Ich will ihn nicht sehen,“ sagte sie, und jetzt zitterte ihre Stimme. Wie ein Ertrinkender nach einem Strohalm griff sie zur Selbstbeherrschung. „Es ist auch weiter nichts dabei. Warum sollte auch etwas dabei sein?“ wiederholte sie leidenschaftlich hinter ihrem gefrorenen Lächeln.

„Sie werden ihn auch bestimmt nicht zu sehen bekommen. Er wird Ihren Aufenthaltsort schwerlich auskundschaften, und wenn es ihm trotzdem gelänge, glauben Sie, Arima oder einer von uns würde zulassen, daß er Sie beleidigt? Er tut besser daran, von hier wegzubleiben, das kann ich Ihnen sagen!“ Langsam kam sie wieder ins Gleichgewicht. Es war ein schwerer Stoß, ein verderblicher Blitz aus heiterem Himmel, aus einem Himmel, der noch vor einem Augenblick eitel Sonnenschein gewesen war. Aber die Freude des gestrigen Tages hatte sie doch so stark gemacht, daß sie sich nicht ohne weiteres umwerfen ließ. Sie faßte Mut.

„Wenn man sich überhaupt in der Welt irgendwo sicher fühlen kann, so ist es hier. Und Kobe ist weit.“

„Ziemlich weit! Darf ich Arima mitteilen, was geschehen ist? Er kann Vorsichtsmaßregeln ergreifen.“

„Ich glaube, es ist besser, ich sage es ihm selber. Ich danke Ihnen tausendmal. — Sollen wir einen Wettlauf machen? Wahrscheinlich sind Sie schneller.“

„Was? Schneller als Sie? Ich glaube, Sie könnten mich

wie einen Fuchs bis zum Garten hetzen. Also los, laufen wir!“

Sie hielten sich an den Händen wie Kinder und rann-ten den Hügel hinauf; es tat ihr gut, brachte ihr Blut in Wallung und beruhigte sie im Gefühl eigener Kraft und guten Schutzes.

Arima war, wie immer, fest an der Arbeit. Mit Hilfe von zwei anderen Leuten war er gerade dabei, den Werkzeugschuppen zu errichten. Er schaute auf, als sie kamen, und begrüßte Scott mit kühler Freundlichkeit.

„Kommen Sie bitte nach dem Essen auf zwei Worte zu mir. Yasoma sama, wie geht es Ihnen? Kommen Sie her und lassen Sie mich Ihre Augen untersuchen. Sie sind manchmal nach einem Erlebnis wie Ihrem gestrigen etwas blutunterlaufen.“

Es war das erste Mal, daß er sie so unmittelbar anredete, und sie sah darin einen Fortschritt der Freundschaft. Sie hatte nicht einmal gewußt, daß er ihren Namen kannte. Er zog ihre Augenlider auseinander und drehte sie um, um besseren Überblick zu haben.

„In Ordnung,“ sagte er kurz. Dann sprach er auf japanisch weiter: „Jetzt gehen Sie an Ihre Arbeit. Eine Ihrer Stärken besteht in der Geschicklichkeit, mit der Sie den Gegner zu täuschen wissen. Vervollkommen Sie diese Übung, und Sie werden es weit bringen.“

Als sie schon im Fortgehen war, rief er ihr nach:

„Yasoma sama, ich habe die Nachricht erhalten, daß Ihre Bilder und der Mann, der den Transport überwacht, auf dem Weg hier herauf sind. Um zwei Uhr sollen sie ankommen. Wir wollen uns alle um vier Uhr

zur Begrüßung dieser Gäste in der Meditationshalle versammeln, bei weitem die vornehmsten Gäste, die je hier herauf gekommen sind. Der Beamte wird ehrenvoll empfangen und auf seinem Rückweg bis Kobe begleitet werden.“

An diesem Morgen bestätigte ihr Arimoto, daß ihre Arbeit gut war. Sie lernte schnell und sicher. Nach der Übung verneigten sie sich voreinander, er heftete seine dunklen Augen gedankenvoll auf sie und sagte:

„Heute müßte es schon ein Mann von hervorragender Gewandtheit sein, mit dem Sie es nicht aufnehmen könnten. Darf ich hinzufügen, daß Sie eine gute japanische Aussprache haben? Mein englisch ist leider durchaus nicht vollkommen, obgleich ich gut verstehen und mühelos lesen kann. Wäre es Ihnen unangenehm —“

Sie kam seiner Erwartung eifrig zuvor: „— wenn wir miteinander englisch sprächen? Sehr gerne. Übrigens, wäre es Ihnen und Arima sama recht, wenn ich täglich ein bis zwei Stunden mit Ihnen und anderen, die teilnehmen wollen, englische Konversation triebe?“

Er dankte ihr herzlich und nahm an. Wieder eine neue Brücke! Die Mauern, die das Geheimnis der Männer dort oben umgaben, wurden allgemach auch zu Mauern ihrer eigenen Festung. Bei der Trennung fragte sie:

„Dürfte ich wissen, wie lange ich gestern bewußtlos war. Ich vergaß, danach zu fragen. Mir kam es vor, als sei ich sofort weg gewesen.“

„Ich antworte Ihnen gern. Ich verwendete den Okuri-eri, das „gleitende Halsband“. Bei einem kämpfenden Gegner ist dieser Griff nicht ganz leicht anzubringen. Das werden Sie noch merken. Aber Sie kämpften ja nicht und waren daher sofort weg. Arima sama zählte vierundzwanzig Sekunden. Ich habe noch nie eine so kurze Bewußtlosigkeit erlebt. Übrigens schien mir, als seien Sie dabei glücklich gewesen.“

„Das war ich auch.“ Sie zögerte einen Augenblick. „Habe ich irgend etwas gesprochen? Wissen Sie oder Arima sama, wo ich während dieser vierundzwanzig Sekunden gewesen bin?“

„Sie sprachen kein Wort. Sie lagen da wie tot. Ich hätte es erfahren können, wenn ich mich in Ihr Bewußtsein . . .“

Er suchte nach einem Wort, und sie ergänzte: „eingeschaltet hätte?“

„Ja, richtig. Aber immer nur wenn einer selbst will —“ Er schüttelte den Kopf und sagte lachend: „Zu schwer auf englisch!“ Dann fuhr er japanisch fort. „Ich meine, wir Eingeweihten können uns ohne weiteres in das Bewußtsein des anderen einschalten, wenn wir wollen. Aber es ist ein Ehrenpunkt in unserem Judo, es nie zu tun, außer wenn es sicher ist, daß der andere es wünscht.“

„Wird es oft gewünscht?“

„Ich habe es mehrmals erlebt. Oft ist alles vergessen, nur die Erfahrenen wissen, welch wunderbares Erlebnis es ist, wenn das Tor zum ‚Inneren Menschen‘ sich öffnet und uns Einblick in sein Wesen gewährt. Aber

für den, der es ausführt, ist es schwierig genug. Er muß genau vorbereitet sein.“

„Haben Sie jemals erlebt, daß jemand auf diesem Wege Satori zuteil wurde, die vollkommene Erleuchtung?“

Er antwortete sofort:

„Niemals. Das ist etwas ganz anderes. Es ist so, als werde reines Wasser in reines Wasser geschüttet. Seltenerweise erleben viele Menschen in dieser Bewußtlosigkeit nicht das geringste. Das Tor zwischen dem äußeren und dem inneren Menschen ist zu fest geschlossen. Arima sama und andere Meister erklären, daß unter achtzig Leuten nicht einer bei diesem Erdrosseln etwas anderes erlebt hat als eine seelische Stärkung und etwas Kopfweh.“

Sie hielt ihn noch einen Augenblick zurück.

„Sie sprachen von ‚Tod‘. Handelt es sich wirklich um Tod?“

„Ich weiß es nicht genau,“ sagte er nachdenklich. „Sicher lebt ein Mensch noch weiter, nachdem der Arzt ihn für tot erklärt hat. Jedenfalls ist die Bewußtlosigkeit ein Vorgeschmack des Todes. Was Sie jetzt lernen müssen, ist Kwappo: der erste Schritt zur Wiederbelebung; und wenn die Zeit da ist, wird Arima sama Ihnen die Geheimnisse des Aiki und des Kiaischreies erklären. Mit dem Schlag, den ich Ihnen heute gezeigt habe, können Sie einen Menschen augenblicklich töten. Und ich versichere Ihnen, er wird dabei nicht sagen: ‚Domo! ii kokoromochi da! (Was für ein angenehmes Gefühl!)‘“

Er ging mit großen Schritten von dannen, dankbar und hoffnungsvoll blieb sie zurück. Vielleicht hatte dieses Erlebnis ein Tor aufgestoßen, das nie wieder zufiel und in der Not auch ohne besonderen Anstoß aufging.

„O du Hüter meines Herzens,

Eilig tragen meine Füße

Mich zu dir ins Land von Liang.“

Vielleicht ist der Schlaf selber der mächtige Torwächter, der seine Kinder gütig an sein Herz nimmt. Singend schritt sie ihres Weges. Nachmittags verkündete ihr das Geräusch eilender nackter Füße vor dem Hause der Arimas, daß die Bilder angekommen waren. Sie lief hinaus um nachzusehen, glühende Freude im Herzen. Arima sprach gerade mit einem Mann, dessen sie sich noch gut erinnern konnte; es war der führende Mann in der großen Firma, mit der ihr Vater bei Bilderkäufen zu tun hatte. Hier wirkte er ziemlich sonderbar und fehl am Ort unter den ihn umringenden Japanern. Das Erscheinen Yasomas war offensichtlich eine große Erleichterung für ihn. Es war ihm anzumerken, daß er jetzt, nach Erledigung seines Auftrages, so schnell wie möglich wieder verschwinden wollte.

Eine Einladung, die Nacht da zu bleiben, lehnte er ab und bemerkte kühl, falls dieser ‚Herr‘ — er wies zögernd auf Arima — ein oder zwei Bilder vorläufig an sich nehmen wolle, um sie der Gesellschaft zu zeigen, so werde er die übrigen Bilder sofort Miß Brandon zur Durchsicht vorlegen, dann seine Empfangsbescheinigung an sich nehmen und versuchen, auf schnellstem Wege den Nachtexpress in Hida zu erreichen. Seine

Abneigung gegen Japan war so deutlich, daß selbst die Japaner von jeder Höflichkeitsbezeugung Abstand nahmen. Dann stetzte er humorlos und hochnäsig hinter Yasoma und Arima in die Halle, während sein Assistent einen Arm voll schmaler Hülsen hinterhertrug.

Arima entrollte das erste Bild, das an einer Elfenbeinrolle hing und mit Elfenbeingehängen zu befestigen war. Es war auf rahmweiße Seide gemalt und in blaßblauen Brokat eingefast. Arima sagte laut:

„Die gemalte Drachenhalle von Li Lung-nien,“ und sein Gesicht leuchtete vor Freude.

„Eine Halle mit Büchern, Schriften und Papierrollen, den stummen Opfern für die ernste, gedankenverlorene Göttin der Weisheit. Im Vordergrund ein älterer Gelehrter, der mit seinem Pinsel am Schreibtisch beschäftigt ist und den Blick aufwärts schweifen läßt, während sein blau und schwarz gemustertes Gewand in langen Falten wie ein hüllender Schleier an ihm herabfällt. Ein Stück der Wand erschimmert in den Stäubchen eines einfallenden Sonnenstrahls, der goldene Drachen auf dunklem Grunde.

Ein Zettel fiel zu Boden mit einem kurzen Gedicht, das als dichterischer Ausdruck dem Bilde beigefügt war. Yasoma hob das Papier auf und las laut:

„In einer alten Bibliothek.

Von Büchern bist du hier umringt.

Zehntausend sind's, verziert mit Tellerchen aus Jade,

Dazwischen Bronze, uralter Schalen prächtige Parade.

Und plötzlich klingt

Der kleinen Gürtelsteine helles Klirren durch den Saal,

Als ob der Wind, der alte Wächter singt:

„Herein, herein Ihr draußen allzumal!

Ich hüte hier sehr lang vergessener Lenze Duft.

Zehntausend ferne Tage blühen in dieser Gruft.“

Ein tiefer Atemzug der Freude ging durch die Halle, jenes zischende Einatmen, mit welchem die Japaner ihre Bewunderung bekunden. Mancher gedachte da der ehrwürdigen, uralten Tradition Chinas, der abgezehrten welken Hand einer sterbenden Welt, die die Leuchte der Schönheit schützend umschloß. Ein Hauch von Melancholie erfüllte das Herz der Beschauer — „der Tränen Duft bei allem Werk der Sterblichen“, jenes Gefühl, das auf japanisch *Aware* heißt.

Neue Bilder wurden entrollt. Yasoma stand staunend vor dieser Reihe, die Arima offenbar als die Perle der ganzen Sammlung erkannt hatte. Es war die lange verloren geglaubte Bilderreihe „Die Zähmung des Stiers“, das Meisterwerk eines großen Malers der Sungzeit, der als Anhänger des Zen um die Lösung des großen Welträtsels wußte und die Meisterschaft seines Pinsels und die Macht seiner Innenschau dazu verwandt hatte, den Gang der inneren Entwicklung malerisch darzustellen. Arima war ganz bleich vor Erregung, und seine Hände zitterten, als er diese Bilder eins nach dem andern entrollte.

„Auf dem ersten Bilde hat der Mann den Stier verloren. Das bedeutet: seine Triebe schweifen wild und ungebündelt umher. Er kann sie nicht zähmen, weil er sie nicht kennt. Seht, wie verzweifelt er ist! Er ahnt, was er verloren hat. Nur die Grillen hört er im Walde zirpen.“

„Auf dem zweiten Bilde findet er nach langem Suchen die Spur des Stiers. Ängstlich und verwirrt sucht er weiter, aber vergebens. Auf dem nächsten Bilde singt ein Vogel im Geäst. Es ist die Stimme der Hoffnung. Nun findet der Mann seinen Weg. Seine Sinne beginnen sich harmonisch zu ordnen. Harmonie, wenn auch noch unbewußt, durchdringt sie, wie Salz, das sich in Wasser löst. Es gibt keine Stelle mehr, wo der Stier sich verbergen könnte. Der Mann hat Erkenntnis erlangt.

„Auf diesem Bilde ist der Stier gefangen, aber er macht tolle Sprünge nach allen Seiten, er verhöhnt und ermüdet den Mann, der ihn zu bändigen sucht. Noch immer ist er ungezähmt. Seht, was für wütende Sätze er macht, und wie er darum kämpft, wieder auszubrechen.“

„Auf diesem Bilde wird der Stier fest an der Leine geführt, er darf nicht wieder ausbrechen; bemeistert und gefangen lernt er Gehorsam. Bald sind Leine und Peitsche überflüssig, der Stier folgt seinem Herrn. Darum harret aus!“

„Auf dem sechsten Bilde ist der Stier endgültig besiegt. Sein Herr reitet auf seinem Rücken und spielt dabei die Flöte. Er braucht ihn nicht mehr zu lenken, denn

der Stier trägt ihn, wohin der Reiter will. Das wilde Tier — die triebhafte Natur im Menschen — ist gezähmt.“

„Auf diesem Bilde ist der Mann friedlich zu Hause. Der Stier ist vergessen und verschwunden. Peitsche und Leine liegen ungenutzt neben dem Mann, der sich in heiterer Geistesklarheit der Betrachtung hingibt.“

„Dieses Bilde — so seltsam es ist, so wird doch hier jeder seinen Sinn verstehen — ist ein leerer Kreis. Beachtet die edle Sicherheit, mit der dieser Kreis auf die Seite geworfen ist! Es ist die Leerheit. Das Herz ist leer-gefeßt und offen für das Grenzenlose.“

„Auf diesem Bilde sitzt der Mann in heiterer und ruhevoller Betrachtung. Keiner Übung bedarf es jetzt mehr. Der Fluß fließt ihm zur Seite. Die Natur wandelt sich draußen von Blüte zu Frucht. Aufmerksam beobachtet er und spiegelt in sich, was er schaut. . . Alles was in ihm zu vollenden war, ist vollendet. Der Rest ist Schweigen.“

„Auf diesem letzten Bilde darf er ernten. Das Tor des Hauses ist geschlossen. Nicht mehr lebt er unter weisen Mönchen, sondern unter den Achtlosen, den Fressern und Weinsäufern, und eine Macht strahlt von ihm aus, die jeden, der ihm begegnet, in einen Buddha verwandelt. Seht, dort legt er seine Hand auf einen abgestorbenen Baum, und der Baum schmückt sich mit Blüten. Das ist Vollkommenheit. Der Mensch ist göttlich geworden.“

Gedankenvolles Schweigen erfüllte die Halle. Dann erhob Arima nochmals seine Stimme.

„Jeden Tag wird diese Bilderreihe eine Zeitlang zu sehen sein; damit ein jeder hier Weisheit aus der Hand der Schönheit empfangen. Die andern Bilder folgen in der gebührenden Ordnung. Laßt uns der Kameradin und Mitschülerin danken, die uns diesen Schatz erschlossen hat.“

Alle erhoben sich und verneigten sich vor Yasoma. Langsam verließ sie die Halle, erfüllt von einer Freude, die nur Itos Gegenwart hätte steigern können. Draußen erwartete sie Mr. Appleton mit steifer Korrektheit und begleitete sie zu dem Gelaß, wo auf einem langen, roh gezimmerten, in seinen Augen höchst unwürdigen Tisch alle Bilder zur Kontrolle ausgelegt wurden. Für Mr. Appleton war es geradezu entsetzlich, diese Bilder, von denen jedes mindestens 18 000 Pfund, bis hinauf zu den höchsten Summen wert war, einem jungen Frauenzimmer anzuvertrauen, die, wie er zu seinem Begleiter bemerkte, eher wie ein Bauernmädchen aussah und bei deren Anblick Sir Godfrey Brandon sich im Grabe umgedreht hätte.

„Nun können wir einander wohl Lebewohl sagen, denke ich, falls Sie wirklich vorziehen, sofort nach Kobe zurückzukehren,“ sagte sie.

„Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein. Sie werden verstehen, daß ich selbstverständlich niemand gegenüber von den Bildern gesprochen habe. Ihr Wert ist so groß, daß auch Sie gut daran tun, mit niemand darüber zu sprechen. Ein Herr im Kobehotel bemerkte die Adresse auf einem der Versandkästen und fragte in

einer ziemlich nachlässigen Art nach dem Inhalt, worauf ich natürlich keine Auskunft gab.“

„Ein japanischer Herr?“

Ihre Stimme kam ihr selbst gespannt und unnatürlich vor, aber Mr. Appleton blieb ungerührt.

Er überhörte das Wort „Herr“ geflissentlich und antwortete:

„Kein Japaner, gnädiges Fräulein. Der Herr war Engländer und behauptete, daß er das Vergnügen habe, Sie zu kennen. Er notierte die Adresse und stellte dann keine weiteren Fragen mehr.“

Dann verneigte er sich stumm und schaute auf die Uhr.

„Jetzt darf ich mich verabschieden, gnädiges Fräulein. Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie meiner Firma eine schriftliche Bestätigung zukommen ließen.“ Sie stellte eine letzte Frage:

„Wann sind Sie mit diesem Herrn zusammengetroffen?“

„Vor zwei Tagen, gnädiges Fräulein. Guten Abend.“ Dicht in seine ernstliche Mißbilligung gehüllt, schritt Mr. Appleton mit seinem Begleiter dem Abhang zu, wo ihn die Rikschas und Kulis erwarteten, die die Bilder hergebracht hatten. Sie verschwanden, und der Hügel begann sich allmählich zu erholen und sein altes Gesicht wieder anzunehmen. Sayoko trat auf Yasoma zu, halb aufgeregt, halb lachend. „O wie das an England erinnert hat, Soma sama! Mir war's, als habe das ganze Britische Reich uns heute einen Besuch abgestattet und mitgeteilt, daß es sich unser schäme.“

„Willst du dich hinter dem Nordstern verbergen,
So wende dich und falte deine Hände hinter dem
Südstern.“

Aber auch dort würden sie uns noch hassen. Nun, es tut nichts. Wie kann ich Ihnen für den heutigen Tag danken? Dieser Tag hat uns Schönheit beschert, die mehr wert ist als aller Reichtum der Welt. Wenn ich etwas hätte, was Ihrer würdig wäre —“

Ihre glänzenden Augen leuchteten, als sie die Freundin ansah. Yasoma antwortete mit fast unhörbarer Stimme: „Wenn Sie sich fühlten wie ein gejagtes Tier, das die Schritte des nahenden Jägers hört, was würden Sie sich dann wünschen, Sayoko sama?“

In größter Verwunderung antwortete Sayoko: „Mitleid?“

Yasoma schüttelte den Kopf. „Ich glaube, Tod ist besser als Mitleid.“

Darauf schwiegen beide; dann sagte Yasoma und versuchte dabei zu lächeln:

„Ich bin so müde, daß ich nicht mehr weiß, was ich eigentlich meine. Schlafen Sie wohl, Sayoko sama.“ Sie ging den Weg allein hinab und setzte sich zu Bridget, geschüttelt von einem elenden fiebrigen Gefühl, das ihr die Kehle zuschnürte. So endete ihr Ehrentag! Und so würde es immer sein. Schande und Furcht waren hinter ihr her bis zum Ende.

Übermüdet und vor Angst erschöpft, wie sie war, erschreckte sie noch beim Einschlafen der Gedanke an das Morgen.

Als sie aber endlich im Schlafe lag, kam die friedvolle Nacht, die sternengekrönte, nahm sie wie ein Kind bei der Hand und führte sie über die Brücke des Arima in das liebliche Land auf dem anderen Ufer.

Mondlicht ergoß sich über den breiten Fluß. Dunkel und silbern standen die Felsen in ihrer rauhen Schönheit zwischen Entschleierung und Geheimnis. Und droben harrte ihrer, das Gesicht in den Glanz des Mondlichts getaucht, Ito mit offenen Armen.

Eng aneinander geschmiegt, die Hände verschlungen, erfüllt von überirdischer Freude, standen sie jenseits von Zeit und Raum, und ein Land umschloß sie, das nicht Gefahr, nicht Tod noch Trennung kannte, wo alle Leidenschaft ertrank in der blendenden Flamme letzter Vereinigung.

So ging die Nacht dahin. Am nächsten Morgen nahm sie die Last des nüchternen weißen Tageslichtes mit neuem Mut wieder auf, mutig zwar, aber seltsam bar jeder Hoffnung.

WENIGE STUNDEN SPÄTER ERSCHIEN Scott, um sich für Jahre, vielleicht für immer, von ihr zu verabschieden. Er hatte keine festen Pläne, sondern ging, wohin er gesandt wurde. Sie wußte, daß sie diese guten hellblauen Augen vermissen würde, aber sie stand jetzt fest genug, den Abschied ohne Angst zu ertragen.

„Wenn ich kann, werde ich versuchen, zu Ihnen hereinzuschauen, so wie wir es im Kloster geübt haben,“ sagte er. „Aber Sie müssen mir versprechen, daß Sie nicht erschrecken. Ich schwöre Ihnen, ich komme nicht als Gespenst im weißen Laken mit rasselnden Ketten zu Ihnen.“

„Kommen Sie nur ruhig. Ich werde nicht erschrecken,“ erwiderte sie lächelnd. Und dann ernster: „Ich habe das Gefühl, als ob wir uns sehr bald wiedersehen. Sie auch?“

„Natürlich möchte ich Sie schrecklich gern bald wiedersehen.“

„Versprechen Sie mir zu schreiben? Ich werde Ihnen auch alles erzählen, was hier vorgeht.“

„Tun Sie das. Übrigens, es riecht nach Veränderung,“ sagte er ernster. Dann ging er. An der Biegung des Weges sah er sich noch einmal um, schwenkte seinen Hut und war verschwunden.

Scott hatte einen Brief von Eleanor Ascham mitgebracht. Yasoma öffnete ihn nach dem Frühstück. Sonderbarerweise begann er mit Scotts letztem Wort:

„Veränderung! Ich spüre aus Deinen Briefen die Veränderung, und ich freue mich darüber. Ich weiß nicht, ob Du Dir bewußt bist, wie gut Du es hast. Du lebst im hellen Licht der Schönheit. Man könnte wirklich Angst vor so viel Glück haben, wäre dieses Glück nicht unabhängig von Zeit und Raum. Du schreibst, daß John Scott eine Kamera hat. Sage ihm doch, er soll Dich für mich photographieren. Ich möchte gern sehen, ob man Dir das Glück am Gesicht ansieht. Einen Monat nachdem Du diesen Brief erhalten hast, will auch ich nach Japan reisen. Deine Scheu vor Veränderung kann ich gut verstehen. Frage Ito, was das Beste für Dich ist. Ich werde lange in Japan bleiben; wir werden also genug Gelegenheit haben, einander zu sehen.“

Der Brief war lang und erfreute sie mehr als alle seine Vorgänger. Natürlich würde sie Ito fragen. Welch feines Gefühl hatte Eleanor Ascham veranlaßt, das zu schreiben?

Der Rest des Tages verging ihr wie im Traum. Sie blieb allein und versuchte zu ergründen, was auf dem jenseitigen Ufer der Schlucht geschehen war. Ja, man

wirtete Veränderung. Das Wort klang wie Grabgesang.

An diesem Abend saß sie nach dem Essen allein im Garten. Sie las nicht. Erinnerung erfüllte sie und sehnsüchtige Hoffnung auf Itos Rückkehr. Was sollte werden? Würde der Alltag sich allmählich mit Traum und Vision erfüllen, oder würden beide Reiche voneinander getrennt bleiben, so scharf wie die Erde vom Himmel? In Wirklichkeit waren beide Reiche eines, und diese Gewißheit bedeutete in den langen und peinvollen Tagen der Trennung inneren Frieden. Schmerz und Geduld waren ihr Teil, und wie kurz jene Nachtstunde, da der Schleier sich hob! Traurig gedachte sie einer reizenden Erzählung von William Morris „Östlich von der Sonne, westlich vom Mond“; dort erleben, in einem Traumlande des Zwilichts, Liebende von ewiger Jugend und Schönheit die Glückseligkeit der Liebe. Jeden Morgen in der Dämmerung aber erwachen sie zur rauhen Wirklichkeit dieser Welt. Eines Tages erträgt der Mann es nicht mehr, daß der Tag stehlen darf, was die Nacht geschenkt hat. Und in seiner Verzweiflung entringt sich seinen Lippen der Seufzer verbotener Sehnsucht:

„Geliebte meines Herzens du!

Gott segne jeden deiner Schritte,

Und führ' dich meiner Schwelle zu.“

Sie mußte dem Anruf folgen, mußte wieder hinab in jene trügerische Welt, die wir die „wirkliche“ nennen, und mit dem Wiedererwachen des Leiblichen versank die reine Wirklichkeit des Traumes für immer. Er

aber mußte einsam weiter wandern auf der öden Erde, mit vertrockneten Lippen, verschmachtet, verdurstend vor leidenschaftlicher Sehnsucht nach den silbernen Schwingen, die im Blau des Himmels entschwinden waren.

Stand solches Schicksal auch ihr bevor? Oder gab es eine Übung, die erlaubte, in jener hohen Welt der klaren Träume und heiligen Gesichte zu leben?

Bei diesem Gedanken erfaßte sie eine schmerzvolle Sehnsucht und ergriff rasch Besitz von ihrem ganzen Wesen, die Sehnsucht des Herzens — nicht des Fleisches, obgleich auch das Fleisch laut genug nach dem Wiedersehen rief. Es war ihr, als gewinne diese Sehnsucht selbständige Gestalt und trete als Geschöpf ihrer Phantasie aus ihr heraus. „Ich werde ihn dir bringen. Er wird kommen.“ Ein leichter Schatten floh in ihrem Auftrage durch die Finsternis. Nie in ihrem Leben hatte sie ihre ganze Wunschkraft so gesammelt, so mit Willen geladen, mit solcher Glut erfüllt. Hatte nicht Arima gesagt: „Sie wandeln an der Grenze der Macht.“ An der Grenze? Jetzt war die Grenze überschritten. Ihr Wille mußte geschehen. Gedankenmacht ist die einzige echte Macht in der Welt. Gedanken, die von der Kraft der Liebe getragen sind, sind unwiderstehlich. Schweigend zog die Nacht ihre sternbesäte Bahn. Bridgets geduldiges Licht erlosch, als die Fleißige ihre Nadel beiseite gelegt und ihr Nachtgebet gesprochen hatte. Die Fenster der Priester waren schon lange dunkel, und immer noch saß Yasoma in regloser Erwar-

tung. Erfüllung war so gewiß, wie ein Pfeil die gespannte Sehne des Bogens verläßt und seinem Ziel zufliegt.

„Ich will ihn sehen.“

Mochte auch eine ersterbende Stimme mahnen: „Er ist der Weisere, der Stärkere; laß *ihm* die Wahl.“ Sie hörte nicht darauf.

Da erklangen Schritte in weiter Ferne, sie näherten sich im atemlosen Schweigen der Nacht. Schnell wie der Wind eilte sie zur Wegkreuzung. Kein Zweifel mehr. Frohlockende Freude erfüllte sie wie ein Einbruch göttlicher Gewalt. Sie konnte ihr Herz nicht mehr zügeln und eilte ihm einige Schritte entgegen, um keine Minute ungenützt zu verschwenden.

Barhäuptig kam er schnellen Schrittes auf sie zu, in seinem grauen Kimono, den er in allen ihren Träumen trug. Sein Gesicht schimmerte bleich im Schein des sinkenden Mondes. In plötzlichem Schmerz dachte sie: „Wieder ein Traum! Nur ein Traum!“

Aber er war es wirklich, so seltsam diese Begegnung auch sein mochte. Er streckte die Hände aus und umfing die ihren, und seine Hände waren lebendig und warm.

„Vor Stunden schon erreichte mich dein Ruf. Ich wußte, du bist in großer Not. Ich ließ alles stehen und liegen und kam. Wie auf Flügeln des Windes eilte ich dahin. Was ist geschehen? Die Botschaft deiner Gedanken konnte ich nicht entziffern, ich verstand nicht. Bedarfst du meiner? Was gibt es? Waren wir nicht vereint? War es nicht Erfüllung?“

Sie antwortete mit erstickter Stimme:

„Nein, nicht genug! Ich mußte dich sehen, mußte deine Stimme hören. Ich mußte dir von meinem Schmerz und meiner Freude erzählen, Sag es mir, wenn ich im Unrecht bin. Ohne dich ist mein Leben ein Nichts — ein Nichts!“

„Ein Nichts?“ fragte er in tiefem Erstaunen und verstummt. Hand in Hand schritten sie miteinander dem Tempelzugang zu, der von dichtem Gebüsch verdunkelt war. Nachtschwarz stand die Silhouette der Sträucher in tiefem Schatten. Dort blieb sie stehn und schaute ihm flehend in die Augen.

„Ein Nichts bin ich. Du selbst in einer fernen, unerreichbaren Welt, unter einem Himmel, der niemals der meine sein wird. Sind wir im Traum miteinander verbunden, so bedeutet das für mich Fülle des Glückes, wenn ich aber dann in meiner großen Einsamkeit erwache, dann kann ich es nicht ertragen. Du weißt um unsere Träume, dein Einfluß gießt wunderbare Ruhe über mich aus. Aber wenn ich erwache, so erwachen auch meine Wünsche mit mir. Wie töricht werden dir diese Wünsche erscheinen! Plaudern möchte ich mit dir, möchte dich tausend Dinge fragen, mit dir lachen, mit dir zusammen müde und traurig sein, meine Hände in die deinen legen und in deine Augen schauen dürfen, die freundlich lächeln, wenn sie den meinen begegnen. Nie, nie habe ich all das auch nur einen Tag lang erlebt! Einmal möchte ich's erleben, nur ein einziges Mal! Auch wenn ich vor Seligkeit sterben muß!“

Er schaute zu ihr hinab.

„Du wünschst dir, wir sollen zwei sein statt eins. Denk an unsere wunderbar gesegneten Traumnächte:

„Nun ward uns endlich Begegnung geschenkt.

Über die Odnis spannt sich die Brücke des Traumes.

Erfüllt ist unserer Liebe Gesetz.“

Ja, so ist es. Im Reich der Wahrheit sind wir eins. Keines Wortes, keines Blickes bedarf es: unser tiefstes Wissen gibt uns die Einheit. Raum und Zeit bedeuten nichts mehr. Nun aber hast du das Fleisch angerufen, das uns trennt, die Sinne, die uns scheiden, und nun bin ich ich und du bist du . . . Ich halte deine Hand, aber Tod und Trennung sind mit im Spiele. Dort drüben im herrlichen Lande der Wahrheit waren wir wunschlos. Jetzt aber kam der Sturz unserer Liebe — der Sündenfall. Ist das besser denn das Beste?“

„Tausendmal besser, denn ich kann dich halten, dich berühren. Ich weiß jetzt, daß du kein Traum, daß du mein bist. Erwache ich aber aus meinem Traum, so bist du nicht länger mein — und schon naht der lange, der trostlose Tag!“

Seine Hände schlossen sich fester um die ihren.

„Aus dem Reich der Wahrheit und Erlösung hast du uns beide in den tödlichen Traum der Sinne herabgezogen. Ich war dir so nah, du Liebe, und jetzt sind wir geschieden. Denn hier harren schreckliche Dinge unserer Liebe und unserer Einsicht. Begnüge dich mit dem Besten, Geliebte, und laß mich gehen. Ich zog dich empor, dem Besten entgegen. Du zogst uns hinab. Laß mich fort!“

„Niemals, niemals!“ Ungestüm klammerte sie sich an ihn. „Sieh, wie wenig ich verlange! Nur das eine, dir nah zu sein, dir zu dienen, dich zu lieben mit allem was ich bin und habe, zu wissen, daß auch du mich liebst. Mehr als irgend eine Frau in der Welt bedarf ich der Liebe, denn ich allein bin wertlos, und was wäre ich ohne dich? Du weißt nicht, aus welchem Grunde ich London verlassen mußte.“

Durch Tränen der Scham und Not sah sie sein Gesicht — die nachdenkliche Ruhe seines Mundes, die unendliche Zärtlichkeit seiner Augen.

„Ich weiß alles. Wie hätten wir eins sein können im Lande der Wahrheit, ohne daß ich alles wußte? Aber in diesem Lande der Wahrheit war das alles ein Nichts, eine sinnlose Tat der Torheit, verweht vom Winde des Nichtseins, für immer vergessen.“

Sie schmiegte sich an ihn, und ihr Schluchzen erstickte an seiner Schulter. Noch immer umklammerte sie seine Hände.

„Doch in dieser Welt hier unten sind Taten nicht ungeschehen zu machen; weinend und schamvoll gehen sie vor uns her, und ihre Schatten folgen ihnen nach. O, Liebste, warum mußtest du mich rufen? Du warst so viel sicherer allein.“

„Nein, nein. Bei dir will ich sein!“ sagte sie fast unhörbar.

Er seufzte, und die stumme Geduld des Mannes, der die Einsicht hat und trotzdem die blinde Unwissenheit liebevoll zu ertragen weiß, wandelte ihren Schmerz in Angst.

„Habe ich so Böses getan? Können wir nie vereint sein?“ Mit leidenschaftlich tränenschwerem Blick sah sie zu ihm auf. Schützend legte er ihr die Hand aufs Haar.

„Laß mich nachdenken. Mehr als das, laß mich die Wahrheit wissen. Du zogst mich hierher im Namen unseres Einsseins, jetzt aber wandern wir nicht mehr in dem Lande jenseits vom Garten des Arima, sondern in der Finsternis, in der sich lauernes Verderben birgt.“

„Hätte ich dich nicht rufen dürfen?“

„Ich kann es nicht sagen. Noch kann alles gut werden. Gräme dich nicht darum. Wenn uns beiden Erkenntnis und Einsicht zuteil wird, so kann uns nichts Böses widerfahren. Alles wird hell werden. Jetzt aber geh hinein.“

Sie schauderte in kalter Vorahnung und sagte:

„Hast du mir vergeben? Dann küß mich! O nur ein einziges Mal!“ Seltsam, diese wirkliche Begegnung war bei weitem unwirklicher als die Begegnung und Berührung im Traumgesicht. Es war, als hätte sich in öder einsamer Gegend ein kalter Wind erhoben, der sie voneinander schied und immer weiter auseinander trieb.

„Möchtest du mit einem Nachtlit in der Finsternis verweilen, statt im Sonnenschein zu wandeln? O wie kann ich dir nur die Augen öffnen?“

In diesem Augenblick war ihr, als sei die leibliche Trennung für sie geistiger und körperlicher Tod. Ihr Gesicht zuckte wie das eines weinenden Kindes.

„Aber wenn wir einander für immer gehören —“ der Rest erstickte in ihrer Brust.

„Gehören wir einander nicht längst? Sind wir nicht eins? Nie hat ein Sterblicher auf Erden so geliebt, die Liebe so erfahren wie wir. Verstehst du das denn nicht? Warum willst du dich mit Geringerem begnügen?“

Ein Schweigen folgte, und das Gefühl des einen strömte zum andern hinüber. Ihr Gedanke sagte: „Wie kann ich ohne deine leibliche Gegenwart weiterleben?“ Und er antwortete: „Wie sich ein Bild zur leiblichen Gegenwart verhält, so verhält sich diese zur Wirklichkeit, denn über die Wirklichkeit haben die Jahre keine Macht, das Land der Wirklichkeit liegt unberührt jenseits von Leben und Tod.“ Und wieder rief ihr Herz: „Du würdest mich vergessen, jeder Tag würde mich deinen Augen ferner rücken, deine Morgenröte wäre mein Sonnenuntergang.“ Und wieder kam die Antwort: „Niemals, wir sind eins, und nichts kann uns scheiden.“

„Ich möchte dir einmal etwas zeigen, was ich geschrieben habe,“ sagte er. „Es ist die Schilderung meines eigenen Weges über die Brücke des Arima. Lies es, wenn du allein bist, und vernichte es dann, oder zeige es einem, dem es von Nutzen sein könnte. Ich gebe es dir, und du kannst damit tun, was dir gut scheint. Willst du es haben?“

Nichts in der Welt hätte sie in diesem Augenblick mehr beglücken können. Er vertraute ihr. Dann aber befahl sie eine plötzliche Angst.

„Behalt es lieber. Wieviel besser kannst du es den Menschen sagen als ich. Warum tust du es nicht? Warum gibst du es mir?“

„Aus vielen Gründen. Jetzt aber mußt du gehen.“

Seite an Seite schritten sie an der Glocke vorbei. Ein kühler Friede senkte sich in ihr Herz wie leidenschaftsloses Niedergleiten weißer Schneeflocken. Ihr war, als habe die große Glocke einen tiefen goldenen Ton angeschlagen; der Ton schwoll an, immer lauter, bis er mächtig dahinbrauste, einer Woge gleich, die den Glanz und die Herrlichkeit des Meeres in ihrem Schwall daherträgt.

Als sie so am trennenden Kreuzweg standen, hörten sie plötzlich den Schritt eines Mannes, der den Pfad heraufkam. Die Steine knirschten unter fremden Sohlen. Als der Schritt näher kam, zuckte in beiden der gleiche Einfall auf. Die Stunde war da . . .

„Geh sofort ins Haus,“ sagte Ito. „Sofort! Überlaß es mir.“

Wortlos wandte sie sich zur Seite. Sie tat, als trete sie ins Haus, schlüpfte aber in den Schatten der Sträucher. Wissen, sehen mußte sie, was geschah. Der Schritt kam näher; eine glühende Zigarre wurde sichtbar. Eine Männerstimme summt ein Liedchen zum Takt der Schritte.

Maxwell! Er kam in Hemdsärmeln daher, den Rock auf dem Arm, und sah einen hochgewachsenen Japaner am Wege zum Tempel stehen. Im Vertrauen auf die Verwestlichung Japans fragte er auf englisch:

„Können Sie mir sagen, ob eine junge Engländerin mit ihrer Zofe hier oben lebt? Unten im Dorf hat man es mir gesagt. O, vielleicht können Sie kein englisch? In diese Richtung wurde ich gewiesen.“

Er streckte ihm ein Papier mit japanischen Schriftzügen hin. Ito antwortete unverzüglich:

„Gewiß, sie leben hier oben . . .“

„Sie sprechen ungewöhnlich gut englisch,“ sagte der andere überrascht. „Das trifft sich ausgezeichnet. Können Sie mir vielleicht den Weg zeigen?“

Er zog ein paar Yen heraus und hielt sie ihm hin.

„Hier ist etwas für Ihre Hilfe! Ich muß Miß Brandon sehen. Übernehmen Sie es bitte, sie morgen früh zu benachrichtigen, und sagen Sie mir, wo ich hier die Nacht zubringen kann. Mir wurde mitgeteilt, es gäbe hier ein Zimmer.“

„Hier gibt es kein Zimmer. Sie können Miß Brandon nicht sehen!“

Maxwell kam drohend näher:

„Das ist eine Unverschämtheit. Wer sind Sie eigentlich, und woher nehmen Sie das Recht, sich einzumischen, möchte ich wissen?“

„Ich habe Vollmacht von Miß Brandon, Ihnen mitzuteilen, daß Sie hier nicht erwünscht sind.“

Maxwell warf seinen Zigarrenstummel weg.

„Das ist eine abgefeimte Lüge!“

Stillschweigen. Er fuhr fort:

„Ich kann mir denken, daß so ein schuftiger Japaner Grund genug hat zu wünschen, Miß Brandon möchte keinen Landsmann treffen, der sie befreien und ihr

Geld einer Bande von Verrückten und Verbrechern entreißen kann. Ich habe da unten von eurer Gesellschaft schon genug zu hören bekommen.“

Er wartete auf Antwort, aber es kam keine. Ito knüpfte seinen Kimono mit einer ruhigen Bewegung in den schwarzen Gürtel ein und stand steif und schweigend mitten im Weg.

„Ich wundere mich nicht, daß du Kerl es etwas schwierig findest, mir zu antworten,“ sagte der andere. „Augenblicklich mach mir den Weg frei, ich gehe hinein.“

„Mit welchem Recht?“

„Das geht dich nichts an.“

Ito trat einen Schritt vor. „Ich werde Sie nicht hineinlassen.“

Maxwell verlor weiter kein Wort. Er warf seinen Rock weg und stürzte mit aller Kraft wie ein rasender Stier auf Ito los. Nicht einen Augenblick zweifelte er am Ausgang des Kampfes. Wie hätte Kraft und Gewicht, verbunden mit Gewandtheit im Boxen, irgend etwas zu fürchten brauchen? Ito lächelte, so einfach war das Spiel. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, den Wütenden mit einem der geheimen Griffe zu töten, aber davon nahm er Abstand. Ein Lendengriff warf den Gegner um, und als Maxwell zu seinen Füßen niedertaumelte, schlugen ihn zwei weitere blitzschnelle Schläge endgültig zu Boden. Ito stand aufrecht über seinem Gegner, das Ende des Kampfes zu sichern.

Da geschah das Unerwartete. Maxwell sah rot vor den Augen. Er fuhr mit der Hand in die Tasche und

feuerte aus seiner liegenden Stellung heraus auf den Gegner über ihm. Bevor noch Yasoma sich aus den haffenden Zweigen des Gesträuchs befreien konnte, rannte er schon wie besessen den Weg hinab. Wieder war sie allein mit Ito, aber die Welt um sie war zerbrochen. Niemand hatte etwas gehört. Die Totenstille der Nacht schloß sich wie aufgestörtes Wasser über der Bresche der Schüsse. Es war, als sei nichts geschehen. Verzweifelt versuchte sie, Ito's Körper aufzuheben, aber es gelang nicht. Dann erst stürzte sie, außer sich und bleich, den gewundenen Pfad hinauf, um Hilfe zu suchen. Die fünf Minuten, bis Bridget, der Priester und sein Gehilfe zur Stelle waren, erschienen ihr wie eine Ewigkeit. In schweigendem Entsetzen trugen sie den Verwundeten hinauf in das Zimmer des Priesters. Mittlerweile rannte der Gehilfe, so schnell ihn die Füße trugen, zum Hause des Arima. Yasoma und Bridget schnitten das blutgetränkte Hemd auf, reinigten die Wunde auf der Brust, brachten die Blutung zum Stehen und flößten ihm durch die fest zusammengepreßten Lippen einige Tropfen Alkohol ein.

Yasoma hielt ihn für tot. Der betäubende Schlag hatte sie gelähmt. Was galt ihr noch eine Welt, die erfüllt war von den Schatten des Todes. Eilende Schritte ertönten; dann erschien Arima mit einem Mann namens Kodama, dem einzigen Arzt unter den Schülern. Alle zogen sich zurück, nur die beiden machten sich ans Werk, unbekümmert darum, wer ging oder dableib, einzig und allein um den Kranken bemüht.

Aber Ito regte sich nicht. Seine dunklen Brauen und Wimpern erhöhten noch die bronzene Blässe seines Gesichts, das schon die unheimliche Ruhe annahm, die kein Schmerz, kein Lächeln mehr stört, die immer tiefer wird, je mehr die Welt des Diesseits in die trüben Nebel ferner Vergangenheit zurücksinkt. Der letzte selbstvergessene Augenblick der Rückschau schien gekommen, bevor die Seele der neuen Straße gewahr wird, auf der sie weiterwandern muß.

Da erhob sich Arima aus seiner knieenden Stellung und schaute tief ernst auf seinen Freund herab. Auch Kodama war aufgestanden; er flüsterte dem andern ein Wort zu, während seine Augen sich fest auf Arima richteten.

„Würde er zurückkehren wollen?“ sagte Arima, als ob er laut dachte. „Ein Krüppel? Nun, wir haben keine Wahl. Wir müssen gehorchen.“

Er warf einen Arm in die Höhe und stieß einen lauten Schrei aus, der das Zimmer wie ein plötzlicher Wirbelwind erschütterte.

„Ito — Ito!“

Yasoma trieb ohne Hoffnung dahin, unfähig, einen Gedanken zu fassen. Der Schrei bedeutete ihr nichts, war für sie nur ein rauher und grausamer Lärm, der brutal den Frieden des Sterbenden zerbrach. „Laßt ihn ruhen, ach laßt ihn doch ruhen!“ so rief es aus dem Innersten ihres Herzens. Bridget kniete neben ihr und legte ihr den Arm um die Schultern. Ihre Lippen bewegten sich im Gebet, aber Yasomas Mund blieb stumm.

Der Friede zerriß. Die Wimpern zitterten, die Lippen bewegten sich. Dann sagte Arima zu Kodama:

„Jetzt!“ und der andere machte sich sofort ans Werk. Zu Yasoma gewandt sagte er: „Was jetzt kommt, ist Männerarbeit. Wir danken Ihnen.“

An Bridgets Arm wankte sie hinaus. Sie vermochte keinen klaren Gedanken zu fassen. Sie saß mit Bridget in der Veranda. Der Mond strahlte hernieder, schrecklich in seiner Helligkeit. Kein Wort wurde gesprochen. Der Mond ging unter, es dämmerte schon, da endlich trat Arima allein heraus.

„Wollen Sie mir jetzt bitte sagen, was sich ereignet hat?“

„Wird er am Leben bleiben?“ fragte Yasoma leidenschaftlich. „Zuerst sagen Sie mir das.“

Er schaute sie mit seiner unergründlichen Ruhe an.

„Wir glauben, daß er leben wird, aber wahrscheinlich wird er ein Krüppel bleiben. Ich habe einen großen Arzt rufen lassen, der dieser Tage zufällig in der Nähe weilt. Bitte sprechen Sie. Was ist geschehen?“

Sie war allein mit Arima, denn er hatte Bridget gebeten, dem Arzt zu helfen. Yasoma berichtete ihre Geschichte. Sie sprach ohne Erregung, fast trocken, ohne sich irgendwie zu schonen. Als sie zu Ende war, war es sein erstes, den jungen Priestergehilfen zu rufen und ihn in größter Eile mit einer Botschaft zur Polizeistation unten im Dorf zu schicken. Dann kehrte er zu Yasoma zurück. Sie stand an der gleichen Stelle, wo er sie verlassen hatte. Als sie seinen Schritt hörte, schaute sie auf.

„Selbstverständlich gehe ich noch heute morgen fort. Bitte sagen Sie mir, wo ich mich aufhalten soll, um zur Stelle zu sein, wenn man mich braucht.“

Arima ließ sich nicht durch die scheinbare Nüchternheit ihrer Worte täuschen. Er wußte um die Not, die sich dahinter verbarg. Unbeeinflusst von seinem Mitleid bedachte er ihre nächste Zukunft. Eine Minute stand er in tiefem Nachdenken, das sie nicht zu ergründen vermochte. Sie versuchte es nicht einmal.

Endlich sagte er:

„Es wird alles sehr traurig für Sie sein. Wir sind nicht in der Lage, die Außenwelt ganz fernzuhalten. Haben Sie Kraft genug zum Leiden?“

„Ich weiß nicht, wieviel Kraft ich habe, aber ich werde tun, was ich muß.“

„Das ist Kraft. Wollen Sie uns wirklich verlassen?“

„Selbstverständlich. Sie müssen mich ausschließen, sich von mir lossagen, vergessen, daß ich je hier war. Ich habe Ihnen furchtbares Unglück gebracht. Ich allein bin schuld.“

Im Gegensatz zum Inhalt verriet der Ton ihrer Worte keine Leidenschaft. Sie blieb äußerlich nüchtern wie zuvor. Auch er war sehr beherrscht.

„Ich wünsche durchaus nicht, daß Sie gehen. Auch niemand sonst wünscht es. Wer uns vertraut hat, den lassen wir nicht im Stich.“

„Kommt es nicht auf den Wert des Einzelnen an? Ich bin unter falscher Maske hierher gekommen. Nur um eins bitte ich: erzählen Sie meiner alten Wärterin nicht

das Schlimmste von mir. Sie ist eine gute Seele. Es würde ihr das Herz brechen.“

„Gewiß nicht. Mit Ihrer Erlaubnis werde ich die weiteren Schritte einleiten. Erwähnen Sie diesen einen Punkt bitte niemand gegenüber. Er kommt für die Motive der Tat sowieso nicht unmittelbar in Frage, und der Tatbestand genügt für die gerichtlichen Zwecke. In Ihrer Aussage sollten Sie ebenfalls davon schweigen und lediglich mitteilen, daß Sie sich geweigert hatten, ihn zu heiraten. Das entspricht doch der Wahrheit?“

Sie nickte teilnahmslos. Was kam schließlich darauf noch an?

„Also gut. Aber wohin soll ich gehen? Wäre Kobe nah genug?“

„Kobe ist zu weit,“ sagte er. „Ich möchte, daß Sie hier bleiben und Ihr tägliches Leben weiterführen.“

Ich kann nicht bleiben. Ich kann nicht,“ sagte sie hartnäckig. „Ich bin nicht würdig, hier zu sein, und ich will dahin gehen, wohin ich gehöre. Sie können mich nicht umstimmen.“

Arima versuchte es nicht. Sein dunkles, scharf geschnittenes Gesicht verriet während des ganzen Gesprächs keinerlei Erregung. Er sagt kurz:

„Meine Anregung entspricht dem, was Ito sama wünschen würde. Ich habe dem nur das eine hinzuzufügen. Hier wird Sie niemand beschuldigen, wenn dieser eine Punkt geheim bleibt. Alles andere wird man einer besonderen Abart westlichen Wahnsinns zuschreiben. Sie können hier leben, wie Sie bisher gelebt haben.“

„Ja, als Heuchler, als Wolf im Schafspelz. Eine nette Freundin für Ihre Nichte!“

„Wußten Sie das alles nicht schon längst? Warum wollen Sie sich jetzt der Verantwortung entziehen?“ fragte er. „Wenn es jetzt für Sie hart ist, warum fürchten Sie sich davor, hart gegen sich selbst zu sein? Für meine Nichte hege ich keinerlei Befürchtungen.“

„Aber ich habe Angst, Ihnen allen Unehre zu bringen,“ sagte sie eigensinnig.

„Darüber können doch nur wir selbst entscheiden. Sie kennen unsere Einstellung nicht. Nun — der Entschluß steht bei Ihnen. Bitte lassen Sie mich binnen einer Stunde wissen, wie Sie sich entschieden haben.“ Er ging und überließ sie ihren Gedanken, die feindselig auf sie eindringen. Ito — Ito! Ihr eigener selbstsüchtiger Wunsch hatte ihn aus dem geheimnisvollen Himmel ihrer Traumbegegnung herabgerissen in die grausame Verstrickung dieser Erde. Vergeblich hatte er ihr abgeraten. Er war der Wissende, sie aber in ihrer Unwissenheit hatte alles aufs Spiel gesetzt und die Wirklichkeit gegen einen Schatten eingetauscht. Die ganze Nacht über würgten sie die quälenden Gedanken mit feurigem Griff, und sie ächzte unter ihrer Gewalt.

Als die ersten taufeuchten Sonnenstrahlen durch die östlichen Kiefern erglänzten, trat Bridget aus dem Krankenzimmer. Sie sank müde in einen Stuhl.

„Wird er am Leben bleiben?“ fragte Yasoma.

„Gott sei gelobt, ja, Soma. Jedenfalls besteht gute Hoffnung. Aber sein Rückgrat ist verletzt. Ich ver-

stand zwar kein Wort von dem, was sie sagten, aber den Sinn habe ich begriffen. Jetzt, Kind, mußt du zu Bett gehen.“

„Zu Bett? Nein, packen wollen wir. Wir müssen fort, Bridget. Durch mich ist dieses Unheil über sie gekommen, und darum muß ich sie von mir befreien.“

Einige Minuten blieb Bridget stumm. Mit den Händen im Schoß saß sie da und schaute nachdenklich hinaus. Endlich sagte sie:

„Ich habe ja nicht zu entscheiden, Kind, aber findest du es nicht sonderbar, wenn man lange Zeit alles annimmt, was Menschen nur geben können, und dann wie ein Hase davonläuft, gerade dann, wenn sie es schwer haben? Ich will dir etwas sagen. Wenn du vernünftig bist, wirst du mir folgen. Bleib noch eine Weile hier oben. Sie haben dich gern. Schick ein Telegramm an Mrs. Ascham, sie soll bald zu dir kommen. Das Zimmer, das an das deine anstößt, ist ganz nach ihrem Geschmack. Bleib hier. Hat Arima etwas zu dir gesagt?“

„Er wünscht, daß ich bleibe, ja. Aber ich kann nicht.“ Lange redete Bridget ihr zu. Schließlich gab sie nach. „Mr. Arima soll entscheiden,“ sagte sie. „Ich weiß nicht mehr weiter . . .“

Als Arima wieder aus dem Krankenzimmer kam und mitteilte, daß Ito noch am Leben sei, daß sie noch Hoffnung hätten, sprach sie ziemlich gefaßt zu ihm.

„Mrs. Conran meint, ich solle hier bleiben. Sie meinen es auch. Ich werde tun, was Sie sagen. Ich bin ja auch gar nicht in der Lage, selbst etwas zu entscheiden.“

Er sagte kurz: „Also abgemacht. Bleiben Sie hier und führen Sie Ihr gewohntes Leben weiter. Jetzt aber müssen Sie sich ausruhen.“

Gehorsam wandte sie sich und legte sich auf ihr Lager. Mit weit offenen Augen starrte sie in den Morgenschimmer, der durch das Papierfenster ins Zimmer drang.

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

TAGE UND NÄCHTE KAMEN UND GINGEN und spannten sie auf die Folter der Schlaflosigkeit, gegen die es kein Mittel gab. Die Polizei fahndete nah und fern nach Maxwell. Dampfer wurden untersucht, Züge überwacht, jeder Hafen war streng kontrolliert.

Yasoma erhielt die Aufforderung, vor der Polizei ihre Aussagen zu machen. Sie wurde gefragt, warum sie sich gewigert habe, Maxwell zu sehen, wenn sie ihn doch vorher in England gekannt hatte, ferner aus welchem Grunde Ito sama sie gegen den Eindringling verteidigen mußte. Sie antwortete sehr beherrscht. Niemand hätte vermuten können, wie elend und dunkel es in ihrem Innern aussah. Mr. Maxwell, ließ sie wissen, sei schon lange nicht mehr ihr Freund gewesen. Er habe sie heiraten wollen, sie habe aber abgelehnt. Ito sama, der auf seinem Wege vom Kloster herkam, hatte Maxwell mitgeteilt, daß sein Besuch nicht erwünscht sei. Der hatte darauf bestanden und sich mit Gewalt Eintritt zu verschaffen gesucht. Dabei war ihm

Ito vermöge seiner Gewandtheit im Jiu-Jitsu zuvorgekommen. Dann hatte Maxwell auf Ito geschossen. Alles war klar und einfach, und doch hatte Yasoma das peinliche Gefühl, daß jedes Wort eine Lüge war. In einer halben Stunde war alles vorüber; sie kehrte erschöpft in die Einsamkeit ihres Zimmers zurück, um auf neue Nachricht von Ito zu warten, die nicht kam. Sie wußte, ihre Aussage würde nach London gekabelt und in den Zeitungen erscheinen. Was für Vermutungen ihr einstiger Londoner Kreis daran knüpfte, war leicht zu erraten. Aber was hatte das alles zu sagen! Mochte ihre eigene Sache gehen, wie sie wollte. Was lag daran? Er aber mußte sterben. Das löschte alles andere aus. Zeit und Welt standen still. Und was kam nachher? Es war nicht auszudenken. Stumm ergab sie sich in ihr Schicksal.

Von Ito war nichts zu hören, außer gelegentlich eine verirrte Botschaft, die der Priestergchilfe an Bridget weitergab. Offensichtlich wünschte Arima keine Mitteilungen aus dem Krankenzimmer, und Yasoma mußte sich fügen. Sie nahm ihre Feldarbeit und die Übungen im Jiu-Jitsu wieder auf, arbeitete auch weiter bei Arimoto, aber es erschöpfte sie zu Tode, und die Nächte verliefen so schlaflos wie die Tage. All ihr Denken kreiste so ausschließlich um Ito, daß sie ihrer selbst vergaß. Keine Klage kam über ihre Lippen.

Die Suche nach Maxwell war sehr schwierig. Kein Mensch hatte ihn gesehen, seit er nach dem Mord geflohen war.

Täglich begegnete Yasoma auf ihrem Wege Arima, der im Garten arbeitete; überhaupt war äußerlich alles wie zuvor. Manchmal verneigte er sich vor ihr, sehr oft war er aber auch so tief in Gedanken, daß er sie gar nicht bemerkte.

Wenn Ito am Leben blieb, war er ein hilfloser Krüppel. Dieser entsetzliche Gedanke verfolgte sie Tag und Nacht und lähmte die Schwingen ihres Geistes. Warum mußte sein Leben in ihre Schuld verstrickt sein? Wer konnte das wissen? Gab es überhaupt Gerechtigkeit in der Welt?

Es war jetzt voller Herbst geworden, die letzten Blumen blühten lieblich zwischen den Felsen und Wasserläufen. Die Luft war atemberaubend rein und klar wie das kristallene eisige Schneewasser aus dem Firn der Gipfel.

Eines Morgens saß sie allein im Garten. Stille um sie her. Kein Blatt bewegte sich, keine Grille zirpte im Grase. Durch die Kiefernzweige schaute ein regloser Himmel auf sie nieder, kein Vogelflug kreuzte die Reinheit des Blaus. Sie schaute zu seinem Fenster hinüber. Der Arzt kam, verbeugte sich und betrat das Haus. Alles war still wie ein Grab, das Haus schien ein Totenhaus. Arima kam und ging eilenden Schrittes an der großen Glocke vorbei. Auch er verschwand im Hause. Er hatte sie nicht bemerkt, und sie versank wieder in ihre schwermütigen Gedanken. An sie kam keine Botschaft, auch wenn die ganze übrige Welt schon längst darum wußte.

Sie gedachte seiner Festigkeit und Ruhe; gleich einer im Fels verwurzelten Kiefer wußte er Sturm und Sonne gleichermaßen zur Steigerung seiner Kräfte zu nutzen. Klar und rein wie eine weiße Flamme brannte sein Leben. Zu schwer war dieses Leben für ihn, hatte es ihn doch überfallen und niedergestreckt. Sie starrte vor sich hin; in endloser Wiederholung kamen und gingen die immer gleichen Gedanken, ein bitteres Brot aus Blut und Tränen.

Der Priestergehilfe übergab ihr einen Brief, den Arima mitgebracht hatte. Er war von Eleanor Ascham. Sie öffnete ihn langsam. Wahrscheinlich hatte Eleanor mit ihrem scharfen Blick die Wahrheit sofort entdeckt. Sie wußte ja genug von ihrer Beziehung zu Maxwell und von dem Leben der Londoner Gesellschaft, um die Hintergründe von Maxwells Anspruch zu ahnen. Dann ging eben wieder eine Freundschaft verloren. Aber was hatte das zu sagen mitten in einem so vollkommenen Zusammenbruch?

„Ich werde bestimmt kommen,“ schrieb sie. „In einem Monat gedenke ich abzureisen, und das bedeutet, daß wir uns in zweieinhalb Monaten wiedersehen können. Aber ich weiß ja, daß große Wandlungen eingetreten sind, die Dich zwingen, vorläufig noch zu warten. Wie gesagt, ich würde das gut verstehen. Eine Ahnung sagt mir — und meine Ahnungen täuschen mich selten — daß Dir noch viel größere Wandlungen bevorstehen; Dein ganzes Leben gelangt in neue Bahnen. Die Entwicklung ist unaufhaltsam, und wenn Du das Ziel erreicht hast, wirst Du finden, daß es der kürzeste Weg

gewesen ist. Ich freue mich immer wieder, daß Du in Japan bist, aus einem Grunde, der Dir sonderbar erscheinen mag. Ganz abgesehen von den Lehren des Zen hat dort die Natur einen unerhörten Einfluß auf die Seele. In Japan weiß man noch um das Geheimnis, mit der Natur allein zu sein. Wie viele von uns meinen, alles, was außerhalb unseres kleinen ichhaften Lebenskreises liegt, sei bloßer Hintergrund. Du aber solltest, wenn du traurig bist, das folgende versuchen: Geh allein in einen der großen Kiefernwälder in Eurer Nähe. Nimm nichts zu essen mit, setze Dich in den stummen Schatten eines einsamen Baumes und sammle alle Deine Kraft in dem einen Gedanken, daß die Erde ein Bewußtsein besitzt, das genau so lebendig ist wie Dein eigenes, vielleicht noch viel lebendiger. Vermagst Du mit dem stillen Gebet Deines Herzens in den innersten Lebenskreis der Natur einzudringen, so wird Dir wunderbare neue Einsicht zuteil werden.

Versuch es einmal, und Du wirst erfahren, was Japan Dir zu schenken vermag. Ich glaube fest daran, daß die Phantasie eines ganzen Volkes, in ihrem stetigen Austausch mit den Kräften der Natur, ein wunderbares Erlebnis in Deiner Seele auszulösen vermag. Ich weiß darum, denn ich habe es an mir selbst erfahren.“

Den Rest des Briefes las sie nicht, denn ihre Gedanken blieben an diesen Worten haften, die ihr erschöpfter Geist wie heilende Arznei empfand.

Sie stützte ihren Kopf in die Hände und starrte gedankenvoll zu Boden. Da trat Arima aus dem Hause.

Er blieb stehen und sah zu ihr hinüber. Erstaunt schaute sie auf und gewahrte in seinem Gesicht den Ausdruck einer neuen Herzlichkeit, als fiel ein plötzlicher Sonnenstrahl warm auf den Schnee, unter dem ihr Herz begraben lag. Seltsame Worte sprach er. Sie konnte den Zusammenhang zunächst nicht verstehen. „Als des Großen Buddha Freund und Diener Ananda den Großen Sariputta von ferne daherkommen sah, rief er aus:

„Heiter und rein und strahlend ist dein Gesicht, Bruder Sariputta. In welcher Stimmung magst du heute sein?“

„Allein weilte ich in Betrachtung, und in keinem Augenblick kam mir der Gedanke — „*ich* verweile in Betrachtung. *Ich* habe verstanden, *ich* bin wieder aus der Meditation emporgetaucht.““

Arima sagte weiter kein Wort. Er stand still und wartete. Endlich erwiderte sie:

„Sie verachten mich. Und ich verdiene es. Aber ich lebe wie in einem dichten Nebel. Ich bin blind und taub. Nehmen Sie ein Messer und stoßen Sie es mir in die Brust, damit ich endlich aufwache!“

„Wie können Sie jemals hoffen zu erwachen, solange Sie noch immer den unschönen Traum vom ‚Ich‘ träumen? Haben Sie etwas getan, was Sie ‚schlecht‘ nennen, warum sitzen Sie dann da und starren auf einen Leichnam? Vergessen Sie es, raffen Sie sich auf! Lassen Sie die Vergangenheit dafür sorgen, es zu begraben. Oder besser und wahrer: Glauben Sie, daß es nie existiert hat. Was Sie jetzt tun, ist ein schlimmeres

Laster als Opiumessen. Gehen Sie hinauf in den Wald und fragen Sie ihn, wie er sein Leben lebt. Der weiß um ein Geheimnis, das Ihnen noch verborgen ist. Heißt es nicht in eurer christlichen Heiligen Schrift: ‚Siehe die Lilien auf dem Felde?‘ Aber wer lebt danach? Gehen Sie jetzt, ich werde meiner ehrenwerten Nichte mitteilen, daß Sie heute nicht kommen.“

Er wandte sich schnell und ging von dannen. Irgend etwas in seiner Haltung verriet ihr, daß es Ito besser ging. Der Mediziner, der dazu ausersehen war, den Kranken zu pflegen, trat ins Freie und plauderte fröhlich mit dem Priester. Die Stimmen der beiden waren leise und beruhigend. Die Luft war milder, und die Sonne schien.

Yasoma brach alsbald auf und erklimm müde die zwei Meilen, die zum Moor hinauf führten, bis an den Rand der großen Kiefernwälder, deren Geheimnis sie noch nie ergründet hatte.

Der Weg war einsam. Kein Mensch zu sehen, kein Ton zu hören, alles still. Kein Wind, kein Wölkchen am Himmel, stummes unergründliches Blau allenthalben. Sie stieg eine Weile, dann wandte sie sich um und schaute hinab auf die dunklen Baumgruppen, die den Tempel umgaben, ehe sie sich müde weiterschleppte. Die Stille da unten war nichts im Vergleich mit der Stille im Herzen des Waldes. Das Geräusch ihrer eigenen Schritte auf den Kiefernadeln erschien ihr schon als Störung. Unwillkürlich trat sie leiser auf. Zwischen zwei riesigen Felsen, die ein Erdbeben aus längst vergangener Zeit miteinander verschmolzen hatte, ent-

sprang eine muntere Quelle, in der sich das Himmelslicht zitternd spiegelte. Das Rieseln des Wassers vertiefte noch das Schweigen der Bäume. Eine fröhliche Botschaft trug es eilends fort aus dem ernsten Schatten des Waldes. Nur wenige goldene Sonnenflecke schimmerten durch das dunkelnde Netz der Zweige. Plötzlich sprang ein Wind auf, und ein Rauschen erhob sich im hohen Dachgeäst wie das Rauschen des fernen Meeres. Die Bäume seufzten und flüsterten miteinander und verstummten wieder.

Als sie neben der Quelle ausruhte, schöpfte sie mit ihrer Hand aus dem lebenden Kristall und benetzte damit ihre müden Augen; sie beugte sich nieder, legte die Lippen an den Sprudel und trank von der Milch, die dem verborgenen Herzen der Natur entquoll. Dann lehnte sie sich zurück auf das weiche Bett der Kiefernadeln, und ihre Spannung löste sich.

Während ihr leibliches Auge langsam zufiel, tat sich eine innere Sicht vor ihr auf, bedeutungsvoller als Form und Farbe allein. Der Wald war erfüllt von Schicksal, erfüllt von Sturm und Frieden, von Regen und Sonnenschein. In seinem Geäst webten Freude und Schmerz; Schönheit war seine Seele, dieselbe Schönheit, die auch in ihrem eigenen Herzen wohnte.

„Nun hängen des Frühlings Nebel über der Erde.
Wer nie des Mondes Täler schaute,
Wie wüßte der wohl darum,
Daß jetzt der Mondbaum sein himmlisches Festkleid anlegt?“

Erst wenn seine Krone in junger Blüte erstet
Hat der Lenz gesiegt.“

„Freuen Sie sich an diesen Versen,“ hatte Ito einmal gesagt. „Es ist japanisch und Zen zugleich. Wo gäbe es lieblichere Worte?“ Wieder hörte sie seine Stimme in dem Gesang vom Paradies, den er ihr einst gelesen.

„Nicht Himmelsruh umfängt dich da,
Wo Wind und Wetter zauberkräftig wehen.
Spring auf, o Wind,
Führ stürmend durch die Luft
Der Wolken wechselnde Gebilde;
Und spür ich Frühlingshauch im Blütenhag,
Den Duft des Schnees auf hoher Bergeshalde,
Erglänzt der Mond am bleichen Meeressaum,
Wem gäb ich da der Schönheit Preis?“

Allmählich weitete sich ihr innerer Horizont, ein Liebes, ihr innig Vertrautes und Verwandtes nahte ihr, sie zu umschließen, sie in sich aufzunehmen, als schritte sie in den Kristall des flachen, kühlen Wassers hinein, bis die durchsichtigen Schleier der strömenden Klarheit sie gänzlich umhüllten.

„Der Wogen Brandung, des Winters Flüstern in den Kiefernkrönen.“ Nicht mehr wußte sie um sich selbst. War es Schlaf oder ein Traum jenseits der Süße des Schlafes?

„Aus Frühlings Duft ist ihr Gewand gewirkt.“
Fürwahr, ein Gewand des Friedens, des ersten, den sie erlebt, seit die Welt um sie her in Stücke zerbrochen war. Sie lag in den Armen der Natur, und ihr war wohl.

Während sie schlief, zog der Tag über sie hin. Im Traum wußte sie um die wortlose Sprache der Bäume und des Grases, um die Sehnsucht des Wassers, wenn es im Sonnenschein glitzernd dahintanzte oder in den Strahlen des Mondlichts den Frieden der Erfüllung findet.

Erst als sie nach vielen Stunden langsam erwachte, legten sich die Schatten des Gefängnisses wieder um sie. Eine Zeitlang verblieb sie so im Zwielficht der Sinne. Dann sprang sie auf. Der Tag schwand hinweg zur westlichen Halbkugel. Langsam wallte die Finsternis mit ihren eingesunkenen Augen um die Kirchenpfeiler der Kiefern. Gegen einen der Stämme gelehnt, stand Arima da mit verschränkten Armen, die Augen auf den Erdboden geheftet. Bestürzt starrte sie ihn an. Warum war er gekommen? Was war mit Ito?

„Sie haben meinen Tempel gefunden, Sie sind mir willkommen!“ sagte er. „Sie haben einen guten Schlaftrunk getan. Sie hatten es nötig. Jetzt wissen Sie, warum man auszieht, die Kirschbäume in ihrem frischen Schnee, die Ahornbäume im Feuer des Herbstes brennen zu sehen. Kommen Sie! Ich wollte nicht, daß Sie allein durch die Dunkelheit gehen müssen, auch wenn niemand Ihnen ein Leides getan hätte.“

Sie ging eine Weile dankbar neben ihm her. Dann sagte sie:

„Arima sama, ich habe geruht, als wäre ich gestorben und wiedergeboren worden. Mein Ich war fort und vergessen. Verraten Sie mir das Geheimnis, wie man dauernd so leben kann. Und sagen Sie mir noch ein

anderes. Wenn das Ich, die Persönlichkeit, überhaupt nicht existiert, wie kann sie dann ausgelöscht werden? Was ist da noch auszulöschen?“

Er lächelte:

„Da so etwas wie Persönlichkeit nicht wirklich ist, so kann sie auch nichts dazu tun, sich selbst auszulöschen. Das ist wahr. Ach wie klug sind wir doch! Aber wenn sich die Augen eines Blinden auftun, dann wird er sehen, und wenn ein freier Mann sich einbildet, er sei im Gefängnis, so bedarf er einer Behandlung, um ihn von seinem Irrglauben zu heilen. Nichts anderes haben Sie heute hier erlebt. Sie haben mehr errungen, als Sie selber wissen. Sie entströmten der Hülle Ihres Ichs wie das Wasser dem Felsen. Und da die Natur keine Schranken und Fesseln kennt, so mündeten Sie im Meer, dem Spiegel des wahren Lichtes. Sie waren eins mit ihm und mit dem All.“

Erleuchtung! Urplötzlich war der Sinn von Arimas geheimnisvollen Worten kristallklar und einfach. Wenn das Ich nur ein Trugbild ist, so ist von ihm natürlich nicht zu verlangen, daß es Wunder tut und Harmonie schafft. Aber es gibt ein tieferes Selbst im Menschen, das erst dann sehend wird, wenn ihm die sterblichen Augen nicht mehr verbunden sind: ein Blitzstrahl fährt hernieder, der die Binde zerreißt; so tut sich der Weg auf für die Schönheit der Tiefe, enthüllt sich das wahre Bild des Weltalls, das mit dem erkennenden Selbst eins ist. Und dann? Arima setzte den Gedanken fort, als habe sie laut gesprochen:

„Und dann, wenn einer weitergeht, widerfährt ihm, was der Buddha Erleuchtung nannte. Es ist nicht ohne Gefahr, im Finstern durch diese Welt zu wandern. Häßliche Wesen aller Art nisten in ihr. Gewiß werden auch Sie eines Tages alle Erkenntnis gewinnen, aber es kann noch lange dauern, und mittlerweile vermögen sie Ihnen Schaden zu tun.“

Bedrückt erwiderte sie:

„Auch ich habe Schaden getan. Auch ich muß ein solch häßliches Wesen sein, denn ich bin stockblind wie eine Fledermaus.“

„Freilich habe ich schönere Wesen gesehen,“ sagte er, aber seine Stimme klang nicht rau. Er schaute auf die einfache silberne Uhr an seinem Handgelenk. Wir müssen schnell gehen, denn ich habe noch viel zu tun, und wenn die Arbeit liegen bleibt, wird sich bestimmt eine Anzahl jener häßlichen Wesen auf meinem Arbeitsplatz einfinden. Sagen wir — Unkraut.“

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL

EINIGE WOCHEN SPÄTER RASTE EIN Taifun über Japan dahin. Der Sturm peitschte das Meer zu wilder Wut auf und brachte vielen Küstenstrichen Verderben. In tiefster Finsternis, im Heulen der brausenden Regenböen, vollzog sich sein mörderisches Werk. Schauerlich kroch die graue Dämmerung herauf, die Toten der Nacht zu zählen. Dann mit einem Schlage Totenstille. Die mächtigen Schwingen des Sturmes flogen anderen Ländern entgegen, wie Mörder fliehen, die in der Fremde Zuflucht suchen; was blieb, war trostlose Üde, darüber ein leiser, unaufhörlich weinender Regen. Reglos trauernd neigten die Blumen ihre feuchten Häupter zur Erde. Yasoma trat ohne Hut in den Garten. Überall Veränderung! Die große Glocke war geborsten und lag zertrümmert mitten auf dem Wege. Zwei alte Kiefern waren in eine Gruppe jüngerer Bäume hineingestürzt; Verwirrung und Tod verwüsteten lebende Schönheit. Als sie im schwermütigen Staunen auf die unschuldigen toten Bäume niederblickte, gewahrte sie Arima, der mit dem Arzt eilends den Gartenweg entlang kam. Sie

sprachen nicht miteinander, verschwanden auch nicht einen einzigen Blick auf die zersprungene Glocke, auf das Gewirr der geknickten Bäume, sondern betraten unverzüglich des Priesters Haus. Sie selbst hatten sie nicht einmal bemerkt.

Das Herz stand ihr still. Aber nein! Warum sollte nicht eine plötzliche Besserung alsbaldige Hilfe erfordern? Er war nun schon so lange krank, so sehr lange, daß Schwäche und Erschöpfung sehr natürlich waren. Hinter dem Schleier des japanischen Lächelns und ernsten Schweigens verbarg sich Hoffnung ebenso gut wie Gefahr.

Seit Arima ihr mit so viel menschlicher Güte begegnete, war sie doppelt bemüht, alle Übungen, besonders die ihr persönlich empfohlenen, streng einzuhalten. So eilte sie auch diesmal den Hügel hinauf, um nicht zu spät zum Jiu-Jitsu mit Arimoto zu kommen. Er war in ausgezeichneter Form, aber ungewöhnlich schweigsam. Sonst bemühte er sich eifrig, in den Pausen so viel wie möglich englisch zu sprechen, heute beschränkte er die Pausen nach Möglichkeit, und seine wenigen Worte waren ernst und bezogen sich nur auf die Arbeit.

Zum Schluß sagte er:

„Sie haben sich ganz nahe an das Kiai-Jitsu herangearbeitet, unsere Kunst der „Geistigen Herrschaft“. Obgleich es auch körperliche Gewandtheit erfordert, ist es natürlich viel mehr als Geschicklichkeit allein. Eine hervorragende Leistung ist nur da zu erwarten, wo zuvor das Bewußtsein eine andere Ebene erreicht hat.

Ich will Arima sama nicht vorgreifen, möchte aber gern wissen, was Sie sehen, wenn ich meine rechte Hand erhebe. Ich verspreche Ihnen, keinerlei Saimin-Jitsu (Hypnose) zu verwenden. Übrigens verstehe ich davon gar nichts. Schauen Sie her — sofort!“

Er schwang seine Hand empor. Sie konnte die Hand bis in Schulterhöhe verfolgen, dann sah sie nichts mehr. Sie rieb sich die Augen; der Mann stand da, aber seine Hand war weg. Ihr „Nichts!“, im Ton höchsten Erstaunens ausgesprochen, befriedigte ihn.

„Haben Sie die Güte, noch einmal herzuschauen.“

Nun war er selbst verschwunden, vor ihren Augen verschwunden, und die Tür war mehrere Meter weit weg. Nichts war mehr von ihm übrig als leerer Raum. Sie atmete schwer, ein Schrecken befahl sie, als seine Stimme dicht neben ihr flüsterte:

„Nein, nein. Es ist alles in Ordnung. Es bedeutet nur, daß Sie auf Augenblicke die Leerheit aller Form wahrnehmen können und die Grenzen des gewöhnlichen Bewußtseins bereits überschritten haben. War ich nun da oder war ich nicht da? Erlauben Sie mir, Arima sama über diesen Vorfall zu berichten.“

Schon stand er wieder neben ihr wie gewöhnlich. Eine Halluzination war es nicht. Wie lange der ganze Vorgang gedauert hatte, konnte sie nicht sagen. Er erklärte, daß keine überhaupt nennenswerte Zeit darüber hingegangen sei. Dann fügte er hinzu:

„In den letzten vierzehn Tagen haben Sie große Fortschritte auf dem Weg der inneren Erfahrung gemacht, die unserer „Geistherrschaft“ zu Grunde liegt. Sie soll-

ten sich darüber freuen. Wollen Sie mich bitte jetzt entschuldigen. Arima ist heute Morgen verhindert. Ich vertrete ihn.“

Er verneigte sich und eilte davon.

Ein Gefühl von Glück und Dankbarkeit durchflutete Yasoma über die nahe Aussicht, der Wahrheit inne zu werden. Wieviel hatte Ito für ihre innere Entwicklung getan! Ihr ganzes Leben wäre im Zustande der Gefangenschaft verstrichen, verloren in wehende Nebel und strömenden Regen, hätte nicht Arimas Gedankenkraft wie ein Blitz in ihren Geist eingeschlagen. „Während du zauderst, wächst das Unkraut — und nicht allein in der Erde.“ Er wußte genau, was er sagte. Eilends lief sie über den Hügel und aufs Feld.

Sayoko war nicht da. Sonderbar! Nie zuvor war sie ausgeblieben. Warum hatte sie ihr nicht durch Arimoto Botschaft gesandt? Die Männer arbeiteten auf einem Feld gegenüber, zwei von ihnen gingen ziemlich nah an ihr vorbei, wahrscheinlich um Brennholz am Fluß zu sammeln. Immer sprachen sie sonst unterwegs miteinander, fröhlich klangen ihre Stimmen und ihr Lachen. Heute aber gingen sie schweigend nebeneinander her. Nun, sie hatte Arbeit und machte sich ans Werk. Träumen war erlaubt, denn solange der Körper an der Arbeit war, war der Geist frei. In Gedanken weilte sie bei den Worten eines großen Zen-Meisters, die Arima besprochen und deren Lektüre er allen anempfohlen hatte.

„Erleuchtung ist Rückkehr in die eigene Heimat“, denn die, denen Erleuchtung geschenkt ward, verkünden:

„nun hast du dich selbst gefunden“. Vom Uranfang an war dir nie etwas vorenthalten. Es war immer da. Aber wie könnte die Landschaft gewahren, wer stets mit gesenkten Augen dahingeht?“

„Eine Blume mit fünf Kelchblättern ist aufgegangen,

Bald wird sie Frucht tragen.“

Es ist die Blume der Menschlichkeit mit ihren fünf Sinnen. Die Kelchblätter fallen ab und drinnen reift die Frucht. So war auch für sie selber die Zeit nahe herangekommen; in der Ferne leuchteten schon die Lichter der Heimat durch den Nebel, und ein Feuer war entzündet, den erschöpften Wanderer zu grüßen. Im eigenen Geiste liegen die Gründe für Satori, sagt Buddha. Das Himmelreich ist inwendig in Euch, antwortet Christus. Nie kann eine Wahrheit der andern widersprechen. Und aller echte Glaube ist ein und derselbe.

So floh der Morgen dahin. Schon waren alle fortgegangen, und sie hatte es nicht einmal bemerkt. Der Regen hatte aufgehört. Ein trüber silberner Sonnenschein kämpfte mit den Wolken. Sie nahm ihr Gerät auf und ging schnell den Hügel hinab zum Tempel. Irgend etwas hielt sie davon zurück, Sayoko aufzusuchen.

Auf dem Pfad traf sie Arima, der ihr mit schnellen Schritten entgegenkam. Also war er noch einmal im Tempel gewesen. Er sah auf und wartete auf sie. In seiner Hand hielt er die erste weiße Chrysantheme des Jahres, auf der die Regentropfen wie Tränen glänzten.

Sie ging auf ihn zu und wagte ohne Zögern die Frage: „Wird Ito sama leben? Wird er ein Krüppel bleiben? Ich bin geduldig gewesen und habe nicht gefragt. O sagen Sie es mir!“

Gesprochene Worte sind matt. Aber Arima, der den Ausdruck ihrer Augen und das Beben ihrer Hände bemerkte, verstand, aus welcher Not diese Frage stammte. „Geduld! Gehen Sie heute Abend zu Ito sama; fragen Sie ihn und empfangen Sie die Antwort von seinen eigenen Lippen. Wollen Sie? Ich sage Ihnen voraus, es wird schwer für Sie sein, aber Sie werden es ertragen können, wenn auch Ihr Körper durch den langen Kummer dieser Wochen geschwächt und erschöpft ist. Wollen Sie mir gehorchen?“

„Ich kann gar nicht anders als Ihnen gehorchen,“ erwiderte sie. „O, wenn ich daran denke, daß ich ihn sehen darf —“ sie hob ihre tränenüberströmten Augen und schaute ihn an. Dann wandte sie sich zum Gehen, er aber hielt sie zurück.

„Ich habe Ihre Wege überwacht. Das Traumgesicht rief Sie, Sie ließen alles hinter sich und folgten dem Ruf. Das Wunder der Entwicklung haben Sie geduldig erfahren. Das Wunder der Erleuchtung ist nahe herangekommen.“

Er legte ihr die weiße Blume in die Hand und ging, ehe sie den vollen Sinn seiner Worte verstand.

Als der Abend gekommen war, nahm sie die weiße Blume und schlich geräuschlos durch den Regen hinüber zu der Schiebetür, die ihr so lange alles Licht des Lebens geraubt. Einen Augenblick stand sie hoch-

atmend still, dann klopfte sie ganz leise an die Tür. Keine Antwort. Aus dem Zimmer des Priesters drang ein schwacher Lichtschimmer. Sein Schatten war zu erkennen.

Tiefes Schweigen. Sie hatte gehofft, Ito selbst würde sie begrüßen. Dann ließ sich ein leichter Schritt hören, der junge Priestergehilfe kam geräuschlos heraus und schob die Tür zurück. Er ging in den Garten, ohne sich nach ihr umzusehen. Sie blieb allein und sagte mit fast tonloser Stimme:

„Ito sama!“ Keine Antwort. Sie dachte:

„Wahrscheinlich soll ich ihn zuerst im Schlaf sehen. Das wird für uns beide leichter sein. Wie gut von ihnen! Ich muß wie eine Maus hineinschleichen und warten.“

Leise trat sie durch die offene Schiebetür ein und sah sich um. Ein Schirm, der ihn vor Zugwind bewahren sollte, stand jetzt umgekehrt, das Stickmuster darauf war nicht mehr zu sehen. Sie dachte:

„Wie unachtsam! Es wird ihm gar nicht gefallen, wenn er aufwacht. Aber ich kann es in Ordnung bringen.“

Sie kannte die Sitten seines Landes nicht. Sie näherte sich dem Lager und wagte kaum zu atmen. Ja, er schlief. So durfte sie ihn wenigstens einen kurzen Augenblick in aller Ruhe betrachten, wie sie es bisher nie gewagt.

„Meine Liebe zu ihm ist so leuchtend,“ dachte sie, „daß sie ihn wie ein warmer Sonnenstrahl wecken wird, wie das Morgenrot, das durchs Fenster scheint.“

In stummer Freude schaute sie auf ihn nieder. Er schlief. Ganz still lag er auf dem Futon, die dunklen Wimpern gesenkt, marmorbleich die Wangen und Stirn, das Gesicht abgezehrt. Seine Hände lagen reglos zu beiden Seiten, als sei ihnen ihre Bürde entglitten, als hätten sie allem Kampf entsagt. Alles atmete tiefste Stille. Unendlicher Friede erfüllte den Raum wie tiefes Wasser, auf dem sie beide dahin trieben in einem kristallinen Strom, weit fort von allem Lärm des Lebens.

„Ob ich ihn anrühren darf?“ dachte sie. „Vielleicht wacht er dann langsam auf. Auf keinen Fall darf ich ihn stören. Es würde ihm schaden. Nein, ich darf nicht. Ich will lieber warten.“

Sie harnte in stummer Hoffnung und Erwartung. Nie zuvor war sie dem Tode begegnet. So wußte sie nicht, wer hier gebot.

Kam die Erkenntnis allmählich? Wehte sie ihr zu von dem stummen bleichen Munde? Plötzlich durchzuckte sie die Wahrheit: mit einem einzigen verzweifelten Schrei sank sie neben ihm in die Kniee, schirmte ihn mit ihrem Leib und bedeckte sein Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen, ihn der Kälte zu entreißen, ihn vor der eisigen Einsamkeit zu bewahren, indem sie ihm all ihre Wärme und Jugend hingab. Aber der, gegen den sie kämpfte, war der Tod. Nein, er durfte, er konnte nicht tot sein! Aber sein Schweigen war stärker als ihre Hoffnung; langsam sank ihr Kopf an seiner Schulter nieder.

So lagen sie nebeneinander. Draußen im Garten tropfte der Regen. Kein anderer Laut störte sie. Die Stunden verrannen, und sie wußte nicht, wie lange sie so da-gelegen.

Endlich erhob sie sich und betrachtete ihn in stummer Ergebung. Umsonst hatte der Schrei der Liebe versucht, die Hand des Todes zu bannen. Nun war ihr alles geraubt, nichts blieb übrig. All die Liebe, die ihr Leben von Grund auf neu erbaut und gestaltet hatte, jäh und unbarmherzig zertreten, verdammt dazu, niemals Früchte zu tragen, hinabzusinken mit den welken Blüten des Todes! Warum hatte alles so kommen müssen? Warum war die Hoffnung, die törichte blühende Hoffnung in ihr erwacht? Nur um dem unwiderruflichen Neid des Schicksals zu begegnen. Sie klammerte sich an ihn, in dem einen Wunsch, ein Wort zu hören, das dieses schreckliche Schweigen brach.

Und doch hatte der Tod ihr mehr geschenkt, als das Leben es je vermocht. Nie wäre im Leben der kühle Abstand zwischen ihnen geschwunden.

Regungslos startete sie auf ihn nieder. Es war zu Ende. Hier blieb nichts mehr zu tun.

Sie schnitt eine schwere dunkle Locke ab, die ihm über die bleiche Stirn herabhing, und verbarg sie sorgfältig in ihrem Täschchen. Dann schlug sie die Decke ein wenig zurück und küßte ihn auf die Brust, auf die Stelle, wo sein Herz verstummt und erkaltet war. Dahin legte sie die weiße Blume und zog die Decke darüber, um sie zu verbergen. Zum letzten Mal kniete sie nie-

der, preßte die Wange an die seine, dann erhob sie sich schluchzend und trat hinaus in den dunklen Garten.

Es regnete wieder. Der junge Priestergehilfe stand im Torweg und wartete auf sie. Zwei fremde Männer kamen daher. Schnell wandte sie sich der eigenen Haustür zu. Der Priestergehilfe betrat das Zimmer, in dem Ito lag, kam aber gleich wieder heraus mit einem Brief in der Hand, den er ihr übergab.

„Hier ist ein Brief. Haben Sie ihn nicht gesehen? Er lag auf dem kleinen Tisch.“

Hastig griff sie nach dem Brief. Ihr Herz schlug ihr bis zum Halse und erstickte sie fast, als sie die Aufschrift las. Sie kannte seine Handschrift. So hatte er ihrer doch gedacht!

Bridget kam mit einem Teebrett in der Hand. Ihre Augen waren rot verweint.

„Sie haben mir's erzählt. Er ist ein guter Mensch gewesen, und alle guten Menschen sind gerettet. Iß jetzt eine Kleinigkeit, bevor du den Brief liest. Es ist viele Stunden her, seit du das letzte Bröckchen zu dir genommen hast.“

„Ich muß allein sein; stör mich nicht! Sprich kein Wort!“

Ihr Blick verriet, was Bridget längst geahnt. Ohne ein Wort zu sagen, verließ sie gehorsam das Zimmer und schloß die Tür hinter sich. Draußen aber befahl die arme Alte ein Zittern von Kopf bis zu Fuß. Sie war zum Umsinken müde. Immer noch rannen die Tränen des Regens.

Ein Geräusch von Tritten im Nebenzimmer brachte Yasoma zum Leben zurück und riß sie aus ihrer Erstarrung. Sie breitete den Brief auf einem Sessel aus und kniete davor nieder. Ein schmales Manuskript lag ebenfalls in dem Umschlag. Das legte sie beiseite.

„Ich habe diese Zeilen geschrieben, um Dir zu sagen, was ich im sogenannten Leben nur so armselig habe sagen können. Stück für Stück, Wort für Wort habe ich es es aufgeschrieben, damit Du es lesen kannst, wenn ich nicht mehr auf die vertraute Art mit Dir zu sprechen vermag. Jetzt aber werden wir uns in der Kraft begegnen, und wohin folgest Du mir nicht, wenn ich Dich rufe? Darum fasse Mut! Wenn Du mich lieb hast (und ich weiß, es ist so) dann grüble nicht, mache Dir keine Selbstvorwürfe über den Weg, auf dem der sogenannte Tod über mich kam. Mein Tod hat mir Dich für immer geschenkt. Ich erkannte Dich nicht als mein, ehe ich nicht in Deinem innersten Herzen Deine Not und Deinen Sieg gelesen. Dann aber wußte ich, daß wir eins sind. Nie kann eins dem andern entfliehen. Aber noch eine andere Erkenntnis ward mir geschenkt.

Für unsere Liebe gab es keine irdische Erfüllung. Dem armseligen Schatten leiblicher Vereinigung sind wir beide längst entwachsen. Was bedeutet uns dürftige Traumlust mit der Schranke des Fleisches, die uns trennt? Was sind uns die leiblichen Augen, in denen der Glanz der Liebe verbleicht, Ohren, die taub sind für die himmlische Musik? Ich schaue zurück in die Vergangenheit, soweit ich vermag, und sehe, daß wir

einander in vielen früheren Leben geliebt haben, daß wir gemeinsam dem großen Ziel entgegengewachsen sind. Aber niemals, in keinem Leben, lagst Du als Gattin in meinen Armen. Warum? Weil uns, ohne daß wir es wußten, das Gute vorenthalten blieb, damit wir des Besseren teilhaftig würden.

Noch eines. Ich, der ich Satori erlebte, weiß, daß es für mich keine Wiedergeburt mehr gibt. Die beschwerliche Wanderung ist vollendet. Ich lebe in der Klarheit, in welcher aller irdische Trug erlischt. Du aber bist kein Trug gewesen, du bist Licht und Leben gleich mir, und da in der Unendlichkeit nichts uns zu scheiden vermag, so rufe ich Dich auf zur Erkenntnis des Gestaltlosen, des Wunschlosen, des Hocherschnittenen, das keinen Wandel, keine Trennung mehr kennt. Großes liegt vor Dir, nimmt es hin als Dein Eigen, als Geschenk der Liebe, die ewig ist und wandellos.

Laß mich Dir sagen, was mir für Dich das Beste scheint. In jedem sterbenden Pulsschlag lebt meine Liebe zu Dir. Was ich hier niederschreiben konnte, ist wenig genug. Du wirst es später erfahren auf einem Wege, auf dem es keine Worte mehr gibt.

Bleib hier, bis das Licht Dich findet. Und es wird Dich finden. Dann aber kehre zurück in Deine Heimat. Es ist das Gesetz Deines Lebens, gehorche ihm. Erleuchte Dein Leben mit hoher Freude, vor allem mit der Sorge für Kinder. Schenke ihnen Deinen Frohsinn, Deinen Stolz, Deinen Mut und Deine Geduld. Großes hast Du erfahren, möge es Dein ganzes Wesen durchdringen! Und gedenke des Einen! Jetzt, da ich frei bin, dürfen

wir einander gehören wie nie zuvor. Würdest Du mich, wenn Du es vermöchtest, zurückrufen in die Dürre irdischen Daseins? Schau und koste! Nicht mehr trennt uns Raum noch Zeit. Nur eines herrscht: der Geist. Wie könnte ich je von Dir gehen, der ich nie zu Dir kam? Wie solltest Du mich verlieren, die Du in meinem tiefsten Herzen wohnst wie ich in dem Deinen? Wohl mußt Du noch eine kleine Weile den schmerzlichen Traum der Erde weiterträumen, und darum sage ich Dir: Komm zu mir in der Nacht! Wenn Du erwachst, wird der Friede Deiner Seele Dich lehren, daß wir eins sind. Träume werden Dich besuchen, Wahrträume, die himmlische Gesichte sind. Tag und Nacht werde ich bei Dir sein. Ich bin das Yugen in all der Schönheit, die Du schaust, das Entzücken in jeder Freude, die Dir zuteil wird.

Stück für Stück habe ich diese Worte für Dich aufgeschrieben, zum Zeugnis, daß alles Liebe ist, und daß wir beide erhaben sind über die Schattenbilder von Trennung, von Raum und Zeit. Tag und Nacht sind unser eigen, Sonne und Mond sind uns unterm. Ich habe Dich geliebt. Ich werde Dich immer lieben. Und dieses ‚immer‘ bedeutet Ewigkeit.“

Darunter stand mit etwas kräftigerem Druck und in japanischen Buchstaben sein Name:

ITO YASUJIRO.

Sie warf sich zu Boden, aufs Gesicht, in einer seelischen und leiblichen Qual, die alles irdische Maß überschritt. Unbeschreibliche Not und reißende Geburts-

wehen der Seele rangen mit dem Tode um Freiheit. Ein blasser tränenschwerer Sonnenstrahl stahl sich durch das Fenster. Er fiel auf ihre Hand. Sie sah ihre besonnte Hand und — erlebte ein Wunder.

Eine glühende Lohe brach in sie ein, die ihren Körper zerriß, verzehrte, in Licht verwandelte, in ein Licht von unerträglichem Glanz. Ein Feuer der Erinnerung, das unbeschreiblich war. Erinnerung und Erkenntnis zugleich schossen in sie ein, erstorbene Hoffnung, lebendige Liebe, Freude und Seligkeit. Leben auf Leben flammte vor ihr auf. Das Allbewußtsein erleuchtete sie in vollkommener Klarheit, und alles andere war überstrahlt vom Lichte der Liebe.

Unwillkürlich barg sie ihr Gesicht in ihrem Arm und kauerte am Boden, um sich vor dem überwältigenden Glanz zu schützen. Er ließ nach und ein Meer von Frieden umflutete sie. Jeder Zweifel, jedes Zögern fort und dahin, der Geist im Tiefsten erfüllt, das Unbeschreibliche getan, das All unendlich, ihr Ich verschwunden. Geblendet, hilflos und doch von der großen Kraft getragen, verborgen und sich selber vor der Übermacht des Lichtes bergend, schaute sie und ward eins mit dem, was ihr erschien.

*

Sprach sie später mit den zwei einzigen Freunden, die sie verstehen konnten, von diesem Erlebnis, so wußte sie nur, daß dieser Augenblick ihr altes Leben mit Feuer zerstört und ihr ein neues Leben geschenkt hatte. „Siehe, ich will alles neu machen!“ Das ist Wiedergeburt. Alles Einstige ist versunken. Nun konnte sie

gehen, konnte sie wandern, wohin sie wollte. Eingebettet in den Rhythmus des Allwaltenden gewann sie Freiheit und Kraft.

„Wildnis und Öde wird ihre Freude sein.

„Und die Wüste wird sie beglücken und ihnen blühen wie Rosenblüten.

Überreich wird sie blühen und mit jubelnder Stimme singen . . .

Denn aus der Wildnis wird Wasser ausbrechen und Ströme werden ausgehen von der Wüste,

Und alle Seufzer der Pein werden entflohen sein.“

Zu Ende war alle Finsternis. Seine Hand hielt die ihre, aus seinen Augen lächelte das tiefe Geheimnis zu ihr herüber. Sie stand auf und wusch das trockene Salz der Tränen von ihren Wangen.

Itos Haarlocke verschloß sie in einem Medaillon, das ursprünglich das Porträt ihrer Mutter enthielt. Den Anhänger befestigte sie an einer Kette und barg ihn an ihrer Brust. Dann trat sie ins Freie, um Arima aufzusuchen. Ihr Gefühl hatte sie nicht getrogen. Er kam ihr entgegen.

Er war so tief in Gedanken versunken, daß er ihre Schritte zuerst nicht vernahm. Dann hörte er sie und blieb stehen. Auch sie blieb stehen. Sie schauten einander in die Augen, und jeder erkannte des anderen Seele. Seltsam, diese schweigende Begegnung! Auf einmal lächelte er, und auch sie lächelte. Gemeinsam gingen sie den Hügel hinab; keines von beiden sprach ein Wort, denn es war alles gesagt, was zu sagen war. Endlich sprach er:

„Im Wasser der hohlen Hand spiegelt sich der Mond. Wer eine Blume berührt, dessen Gewand wird durchdrungen von ihrem Duft.“

Sie lächelte wieder, gab aber keine Antwort.

Als sie miteinander in den Tempelweg einbogen, fragte er:

„Fanden Sie es grausam, daß ich Sie unvorbereitet hingehen ließ?“

Sie antwortete: „Grausam? Warum? Ich weiß jetzt alles. Mein Kummer ist vergessen. Sie haben immer getan, was für mich das Beste war. Ich danke Ihnen in seinem und in meinem Namen.“

Arima sagt kurz:

„Sie haben in Ihr eigenes Wesen geschaut. Sie haben es!“

Dann ging er ihr voraus in Ito's Zimmer und bat sie, ihm zu folgen. Im Schweigen tiefsten Verstehens standen sie nebeneinander und schauten hinab auf die entschwindende Schönheit des toten Freundes, den sie beide so treulich geliebt hatten. Aber ihr Geist weilte nicht beim irdischen Ausdruck dieser Schönheit, sondern bei ihrem himmlischen Urbild.

Dann verließ sie Arima, um Bridget aufzusuchen. Bridget saß mit verweinten Augen vor einem langsam abnehmenden Wäschehaufen und stichelte pflichttreu an schadhafte Stellen. Als Yasoma eintrat, schaute sie angstvoll auf und legte ein Kissen für sie zurecht. Noch nie hatte sie ihre junge Herrin so strahlend und schön gesehen. Wie war das möglich? Hatte sie ihn doch so

sehr geliebt! Yasoma ergriff die magere liebe alte Hand und preßte sie gegen ihre Wange.

„Ich brauche dir nichts mehr von meinem Herzen zu erzählen, Bridget. Du weißt ja doch alles. Bitte sprich auch du nicht! Aber eines will ich dir sagen. In kurzer Zeit brechen wir auf und gehen zurück nach England.“ Sie fühlte einen Schauer über Bridget's Hand gehen und antwortete schnell:

„Nein, nein. Das alte Leben wird es nicht wieder sein! Niemals wieder. Aber sag mir, Bridget, magst du Kinder gern? Wärest du bereit, mit mir zusammen einige Kinder zu betreuen, wenn ich es möchte? Ich habe eine schreckliche Kindheit gehabt, das weißt du ja. Und ich habe mir gedacht — nun, wir werden es ja bald sehen!“

„O Soma, was für ein schöner Gedanke! Aber du könntest es nicht ertragen, wenn all das Gelichter in London sich wieder um dich versammelt. Denk ein bißchen darüber nach!“

„Ich meine auch nicht London. Du hast übrigens recht, ich werde noch darüber nachdenken, mit Mrs. Ascham zusammen. Aber ich glaube, es wird schon werden. Hast du was dagegen?“

„Dagegen? Ich? Niemals. Aber —“
Sie unterbrach sich. Schweigend schauten sie beide hinaus. Ein Sonnenstrahl zerstreute den Nebel, und alle Farben im Garten flammten auf. Nachher setzte sie sich allein in den Sonnenschein und vertiefte sich in die Erzählung, die Ito ganz allein für sie niedergeschrieben hatte. Das erste und das letzte Wort darin war „Liebe“.

Zwei Tage später, als sie hinauf ging, um ihre Arbeit wieder aufzunehmen, traf sie Arima mit einem Brief in der Hand.

„Der Brief ist an mich,“ sagte er, „aber er betrifft Sie. Ein Freund aus Kobe hat mir geschrieben. Dort ist eine drahtlose Nachricht vom Schiff „Lady Doverdale“ eingetroffen, man habe an Bord den Verdacht gehabt, daß der Gesuchte sich unter dem Namen Startin auf diesem Schiff befinde. Der Kapitän hat ihn ins Verhör genommen, und er hat gestanden, er sei Maxwell. Daraufhin wurde ihm mitgeteilt, daß er sich als Gefangener in seiner Kabine zu betrachten habe, bis das Schiff in Colombo eintreffe. Er ist ganz ruhig darauf eingegangen, aber als man ihm am nächsten Morgen das Essen in die Kabine bringen wollte, war er verschwunden. Das ist nun das Ende. Der Mann hatte nicht den Mut zum Leben. Im nächsten Leben wird er es besser machen, Ihre Kraft wird ihm dabei helfen. Scott schreibt, daß er hofft, Sie und Mrs. Ascham in Indien zu treffen.“

Er gab ihr den Brief und wandte sich um, ohne eine Antwort abzuwarten. In dieser Nacht trat sie die Herrschaft an über die Kraft, deren Geheimnis Asien seit unvordenklichen Zeiten hütet. Sie entfaltete das Blatt, das Arima ihr gegeben hatte, und las:

„Lesen Sie das Folgende in der Haltung der Meditation:

„Ich bin die Weisheit, die Sonne, die machtvoll scheint. Alle Weisheit ist mein. Ich bin nur ihr Ausdruck. Sie

strömt durch mich hindurch. Möge das Allbewußtsein mich erfüllen, damit ich auf der Welt Zeugnis ablegen darf von der Weisheit.

Ich bin die Weltfreude, der Strom des Akasha auf seiner Bahn, der mystische Tanz. Mein Wesen ist Freude. Möge das Allbewußtsein mich erfüllen, damit ich auf dieser Welt Zeugnis ablegen darf von der Freude.

Ich bin die Weltschönheit. Die ewige Anmut schimmert durch meinen Leib, durch meinen Geist und durch das Herz meines Wesens. Möge das Allbewußtsein mich erfüllen, damit ich auf der Welt Zeugnis ablegen darf von der Schönheit.

Ich bin die Weltkraft, die sich in allem Leben offenbart, im Göttlichen und im Menschlichen, in Pflanze und Tier. Möge das Allbewußtsein mich erfüllen, damit ich auf der Welt Zeugnis ablegen darf von der Kraft.“

Das Wunder der Zeit, Vergangenheit und Zukunft, umfing sie zugleich. Sie aber eilte, den Weg nach Innen zu beschreiten.

Die Nacht brach an. Die Welt versank, sie aber glitt, von liebenden Armen umfungen, hinüber ins Wunderland der Träume.

E N D E

Anhang

Es mag manchem Leser dieses Buches willkommen sein, sich aus der Literatur näher über den Zenbuddhismus zu unterrichten. Die folgende Literaturübersicht enthält alle dem Übersetzer bekanntgewordenen Werke über den Zenbuddhismus in deutscher Sprache.

Deutsche Literatur über Zenbuddhismus:

1. Grosse, Ernst, Die Ostasiatische Tuschmalerei. Bruno Cassirer Verlag, Berlin 1923.
2. Ohasama - Faust, Zen. Der lebendige Buddhismus in Japan. Verlag Friedr. Andr. Perthes A.G., Gotha/Stuttgart, 1925.
3. D. T. Suzuki: Die große Befreiung. Einführung in den Zenbuddhismus. Mit einem Geleitwort von C. G. Jung. Curt Weller & Co. Verlag, 2. Aufl. Leipzig, 1939.

NB. Die dritte Auflage dieses Werkes (1946) ohne die wichtigen „10 Bilder vom Rinderhirten“!

4. D. T. Suzuki: Zen und die Kultur Japans. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart - Berlin 1941.
5. Eugen Herrigel: Zen in der Kunst des Bogenschießens. Otto Wilh. Barth A.G., München-Planegg 1950.
6. Karlfried Graf v. Dürckheim - Montmartin: Japan und die Kultur der Stille. Otto Wilh. Barth Verlag G.m.b.H., München-Planegg, 1950.
7. Karlfried Graf v. Dürckheim - Montmartin: Im Zeichen der großen Erfahrung. Otto Wilh. Barth Verlag G.m.b.H., München-Planegg. 1951.
8. Christmas Humphreys: Zenbuddhismus. Autor. Übers. von U. v. Mangoldt. Otto Wilh. Barth Verlag G.m.b.H., München-Planegg, 1951.

NB. Hier auch reiche Angaben über ausländische, speziell englische Literatur!

